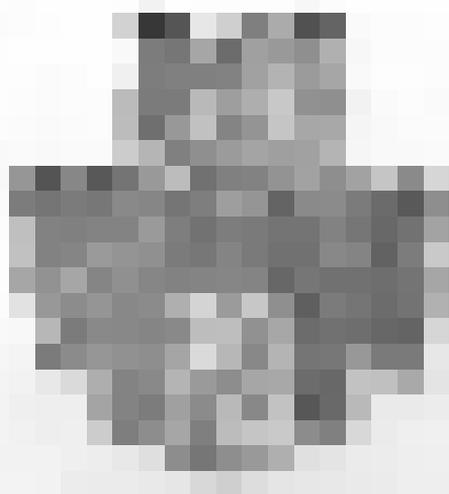


*image
not
available*



Dr. Christ. Schobingeri M.
Philos. Prof.

120 K 13

Untersuchungen
über den
menschtlichen Willen

dessen
Naturtriebe, Veränderlichkeit, Verhältniß
zur Tugend und Glückseligkeit
und die
Grundregeln, die menschlichen Gemüther zu erkennen
und zu regieren

v o n

Johann Georg Heinrich Feder,
Professor der Philosophie auf der G. U. Universität
zu Göttingen.

Erster Theil.

Göttingen und Lemgo;
im Verlage der Meyerschen Buchhandlung 1779:



Handwritten text, possibly a title or header, appearing as faint, mirrored characters.

Handwritten text, possibly a title or header, appearing as faint, mirrored characters.

Handwritten text, possibly a title or header, appearing as faint, mirrored characters.

Dem
A n d e n k e n
d e s

vergnügten Umganges

m i t

seinem vertrauten Freunde und Collegen

H E R R N

Christoph Meiners

widmet

Diesen ersten Theil

der Verfasser.

2131100 (40111) 0

Vorrede.

Dieser erste Theil meiner Untersuchungen über den menschlichen Willen ist der Anfang einer Arbeit, die, wie schon die Anzeige des Titelblattes zu erkennen giebt, natürlich in vier Haupttheile zerfällt. Hier habe ich es mit der Entwicklung der

(3

allge.

V o r r e d e.

allgemeinen Gesetze und Triebe des menschlichen Willens und mit den nächsten Ursachen derselben zu thun. Wenn ich bisweilen bis zu Verschiedenheiten fortgegangen bin: so geschah dies nur, um anmerklich zu machen, daß es Unterschiede dabey giebt, und zu verhindern, daß man sich den allgemeinen Begriff nicht zu bestimmt mache. Oder es sind nur solche Verschiedenheiten, die aus den allgemeinen Ursachen leicht begreiflich werden, und diesen zur Bestätigung dienen.

Im zweyten Theile sollen die Ursachen der merkwürdigsten Verschiedenheiten in den Neigungen und Sitten der Menschen ausführlich untersucht, und der Wille unter den Einflüssen der Unterschiede in den Ver-

stanz

V o r r e d e.

standeskräften, der körperlichen Constitution, des Alters, des Geschlechtes, der Nahrung und der ganzen Lebensart, ferner des Klima, der verschiedenen Grade der Fruchtbarkeit des Erdbodens, der äußerlichen Glücksumstände überhaupt, endlich der Gesetze und politischen Verfassungen — betrachtet werden.

Vom Verhältnisse des Menschen zur Glückseligkeit und zur Tugend soll der dritte Theil handeln; und zwar also, daß die Gründe und Hindernisse der Glückseligkeit und der Tugend in der menschlichen Natur nicht bloß in Rücksicht auf die allgemeinen Beschaffenheiten derselben, sondern auch in Rücksicht auf die vornehmsten Verschiedenheiten der Gemüther erörtert werden.

Im vierten Theile sollen endlich die Gründe untersucht werden, auf denen die Kunst, die menschlichen Gemüther zu erkennen und zu regieren, beruht.

Noch oft zittere ich, wenn ich auf die Größe und Wichtigkeit des ganzen Umfanges dieses mir vorgezeichneten Planes hinsehe. Es ist zwar schon vieles von andern in einzelnen Theilen vorgearbeitet. Aber wie vieles gehörte nicht bloß dazu, alles dieses aufzusuchen, zu prüfen, zu ordnen und in sein eigenes System einzupassen? Und in manchen Artikeln vermisse ich die Beyhülfe anderer noch gar sehr. Wie schwankend und unzuverlässig ist nicht noch die Lehre von den Temperamenten? Und wie einseitig, übereilt, und daher einander widersprechend ist
 nicht

V o r r e d e.

nicht das meiste, was über die Einflüsse des Klima sowohl als der Staatsverfassung bisher gesagt worden ist, und noch immer gesagt wird?

Ich werde mich daher mit der Ausgabe der folgenden Theile nicht übereilen. Kenner werden dies um so viel weniger mißbilligen, je mehr sie mich etwa zu dieser Arbeit geschickt halten. Auch diesen ersten Theil gedachte ich noch länger unter der Feile zu behalten. Aber theils habe ich es manchem meiner Freunde und Gönner zu oft anmerkt, daß sie gern einmal eine Probe meines Fleißes oder meiner Geschicklichkeit in einer ausführlichern Arbeit sehen möchten. Theils glaubte ich, daß es mir doch nützlich seyn könnte, wenn ich bald

V o r r e d e,

die Urtheile des Publicums darüber vernähme.

In Ansehung der Schreibart möchte ich freylich lieber um Nachsicht bitten, als um strenge Beurtheilung. Was aber die Sachen anbelangt: da bitte ich um strenge Prüfung. Denn es kömmt auf Wahrheiten an, die mir höchst wichtig sind. Göttingen den 3ten April 1779.

Innhalt.

Inhalt.

Die Einleitung handelt von den Gründen und Schwierigkeiten der Wissenschaft von dem menschlichen Gemüthe, S. 26.

Das erste Buch enthält Beobachtungen.

Abschnitt I. Ueber die offenbarsten Grundgesetze des menschlichen Willens.

Kapitel I. Die Abhängigkeit des Willens von der Erkenntniß, §. 1. Grundbegriffe vom Verstand und Willen, und der wechselseitigen Abhängigkeit beyder von einander, S. 31. §. 2. Sinnliche Begierde und verständiger Wille, S. 33. §. 3, 5. Daß und warum es auf die formelle Beschaffenheit der Vorstellungen bey Gemüthsbewegungen ankömmt; und wie die sinnliche Vorstellung insgemein doch nicht immer mehr ausrichtet, als die abstracte, S. 44. §. 6. Ob der Wille frey genannt werden kann, S. 48. §. 7. Erster Versuch zur Beantwortung der Frage: Was für eine Eigenschaft der Dinge den Willen unmittelbar zum Wollen und Nichtwollen reizt, S. 52. §. 8. Ob Neigungen angebohren oder vor aller Empfindung schon in der Seele seyn können? S. 57.

Kapitel II. Die nächsten Ursachen der verschiedenen Wirkungen der Dinge auf den Willen. §. 9. Allgemeine Uebersicht derselben, S. 58. §. 10. Association der Ideen und Gefühle, S. 68. §. 11. Gewohnheit, S. 74. §. 12. Neuheit, S. 76. §. 13. Vorhergehender Zustand der Seele, S. 80. §. 14. Schwierigkeiten, Hindernisse, Verbote, S. 82.

Kapitel

Inhalt.

Kapitel III. Von einigen Neigungen und Trieben, die am tiefsten in der menschlichen Natur gegründet zu seyn scheinen. §. 15. Trieb zum Vergnügen, Selbstliebe, Eigennützigkeit, Eigenliebe, Selbstsucht, S. 86. §. 16: 21. Sympathie, S. 105. §. 22. Bedürfniß der Beschäftigung und Wahrheit, S. 110. §. 23. Trieb zur Veränderung, S. 113. §. 24. Trieb auf die Zukunft zu sehen, Trieb nach dem Unendlichen, S. 117.

Abschnitt II. Von den vornehmsten Zuständen des menschlichen Gemüths, nebst den nächsten Ursachen und Wirkungen derselben. §. 25. Eintheilung in ruhige und in Affecten. Ursachen und Wirkungen der letztern überhaupt betrachtet, S. 124. §. 26. In angenehme, unangenehme und vermischte, S. 127. §. 27. Von den Ursachen und Wirkungen der angenehmen Gemüthszustände, S. 133. §. 28. Eintheilung der unangenehmen Gemüthszustände, S. 136. §. 29. Von der Traurigkeit, S. 139. §. 30. Vom Zorn, S. 145. §. 31. Furcht und Schrecken, Furchtlosigkeit und Muth, S. 156. §. 32. Reue und Schaam, S. 164. §. 33. Verdrüsslichkeit und Schwermüthigkeit, S. 167. §. 34. Sehnsucht, Leerheit des Herzens und lange Weile, S. 174. §. 35. Neid, Mißgunst und Schadenfreude, S. 176. §. 36. Von der Hoffnung und einigen andern mittlern Gemüthszuständen, S. 181. §. 37. Von dem Uebergange aus einem Gemüthszustande in den andern, S. 184.

Das zweyte Buch handelt von den Gründen und dem Zusammenhange der vornehmsten Triebe des menschlichen Willens.

Abschnitt I. Denen, die sich hauptsächlich und allernächst auf einen jeden selbst beziehen.

Kapitel I. Vorläufige Anzeige der verschiedenen Hypothesen, und Anweisung zu deren Gebrauch und Beurtheilung. §. 38: 40. S. 193.

Kapitel II. Von den Trieben, die sich auf die gröbern sinnlichen Vergnügungen und körperlichen Gefühle beziehen.

...the ...

Inhalt.

§. 57. Von den Verschiedenheiten der Menschen in Ansehung der Ehrbegierde und den Ursachen derselben, S. 260. §. 58. Von der Ehrliche der Ritterzeiten, der Japaner und Sinesen, S. 262. §. 59. Einige Sonderbahrungen und Fragen, S. 265. §. 60. Nacheliferung, Begierde um Nachruhm, S. 270.

Kapitel II. Vom Triebe, über andere zu herrschen. §. 61. Allgemeine Gründe desselben, S. 273. §. 62. Wirkungen dieses Triebes, S. 276. §. 63. Von der Herrschsucht in Ansehung der Meynungen und Neigungen, S. 279.

Kapitel III. Vom Triebe der Hochachtung. §. 64. Allgemeine Gründe desselben, S. 283. §. 65. Hochachtung bey verschiedenen Stufen der Cultur, S. 286. §. 66. Vom Einfluß der Eigenliebe auf die Achtung für andere, S. 292. §. 67. Ob jedweder Mensch sich im Ganzen höher schätze, als jeden andern Menschen, S. 295.

Abtheilung II. Von den freundschaftlichen Neigungen und den entgegengesetzten feindseligen Trieben.

Kapitel I. Von der eigentlichen freundschaftlichen Liebe. §. 68. Ob es uneigennützig Freundschaften geben könne? S. 299. §. 69. Von den Ursachen der verschiedenen Stärke dieses Triebes, S. 301. §. 70. Von den verschiedenen Arten der Freundschaftsversicherungen, S. 304.

Kapitel II. Von der Liebe gegen das andere Geschlecht. §. 71. Vermischung unterschiedener Triebe bey dem Ursprunge und der Unterhaltung dieser Leidenschaft. Große Gewalt derselben, S. 308. §. 72. Von der Schamhaftigkeit in Beziehung auf den Geschlechtstrieb und den verschiedenen Meynungen über die Moralität desselben, S. 312. §. 73. Von der Eifersucht, S. 314. §. 74. Verschiedene Grade der Achtung für die Keuschheit und für das andere Geschlecht überhaupt, S. 317. §. 75. Ob die eheliche Gesellschaft eine Wirkung des Instincts sey? S. 319.

Kapitel III. Von der Liebe gegen die Wohlthäter, und den natürlichen Antrieben zur Dankbarkeit. §. 76. Nach

Inhalt.

tätliche Gründe der Dankbarkeit und Undankbarkeit, S. 321. §. 77. Ob alle Menschen von Natur die Beleidigungen stärker empfinden, als die Wohlthaten? S. 323.

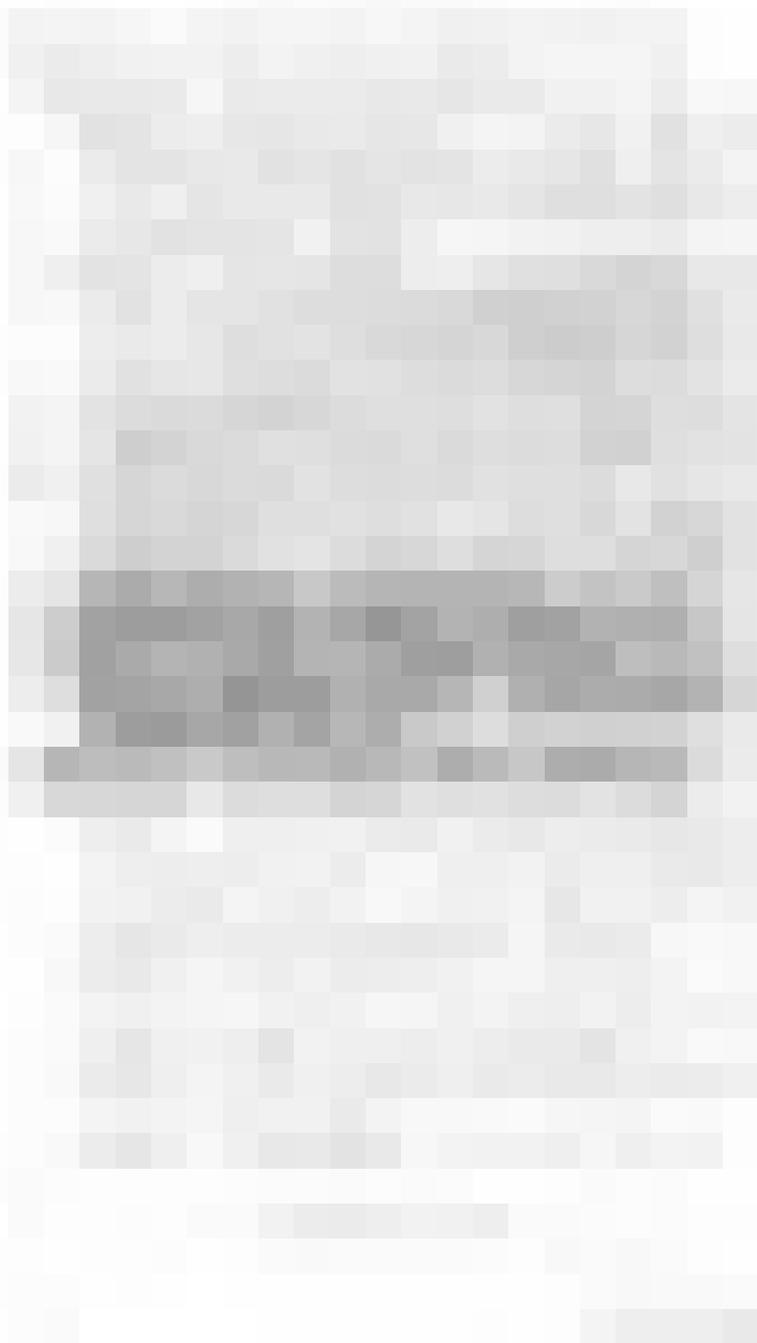
Kapitel IV. Von der Liebe der Blutsverwandten. §. 78. Allgemeine Gründe einer besondern Zuneigung zu den Blutsverwandten, S. 326. §. 79. Von der Liebe der Kinder zu den Eltern, S. 329. §. 80. Von der Liebe der Eltern zu den Kindern, S. 337. §. 81. Ob ein Naturtrieb der fleischlichen Vereinigung bey den Geschlechtern sich widerseze, S. 338.

Kapitel V. Von der Liebe zum Vaterlande. §. 82. Gründe derselben, S. 340. §. 83. Hindernisse, S. 341. §. 84. Warum bey rohen Völkern und in kleinen Republiken die Vaterlandsliebe am stärksten sich zeigt, S. 344.

Kapitel VI. Von der Menschenliebe und Geselligkeit, §. 85. Ob in den allgemeinen Eigenschaften der menschlichen Natur die Menschenliebe gegründet sey? S. 346. §. 86. Wodurch sie hauptsächlich geschwächt werden kann? S. 349. §. 87. Ob der Mensch von Natur gesellig sey? S. 352.

Kapitel VII. Von der Liebe gegen Verstorbene und gegen die unvernünftigen Thiere. §. 88. Verschiedene Beweise der Achtung und Liebe gegen Verstorbene, S. 354. §. 89. Ursachen davon, S. 358. §. 90. Von der Liebe zu den unvernünftigen Thieren, S. 361.

Kapitel VIII. Von den feindseligen Neigungen und Trieben. §. 91. Einige vorläufige Betrachtungen über die Gründe dieser Triebe, S. 364. §. 92. Von der Rachsucht überhaupt, S. 366. §. 93. Von der Rachsucht wilder Völker, S. 370. §. 94. Andere Ursachen des Hasses und der Grausamkeit, S. 374. §. 95. Noch andere Ursachen des Wohlgefallens bey dem Leiden anderer, S. 378. §. 96. Vom Parzegeiste, S. 381. §. 97. Vom Menschenhass, S. 383. ◦



Einleitung.

Von den Gründen und Schwierigkeiten der Wissenschaft von dem menschlichen Gemüthe.

§. 1.

Wie fern der Mensch sich selbst der wichtigste Gegenstand
der Erkenntniß ist.

Dobgleich der Mensch gewissermaßen immer nur
sich selbst empfindet: so lernt er doch sich
selbst später kennen, als viele Dinge außer
ihm. Aber wenn er nur erst anfängt, mit sich selbst be-
kannt zu werden, so kann er bald einsehen, daß diese
Selbstkenntniß eine sehr nöthige Wissenschaft für ihn ist.
Denn die Dinge außer ihm werden das, was sie ihm
Erster Theil. U wick-

wichtig macht, die Ursachen seiner Wonne oder seines Elendes, mehr durch ihn, als sie es an sich nothwendig sind. Dennoch verliert er sich noch immer gar leicht wieder außer sich. Ueber der Bemühung, die Dinge, die seine Begierde reizen, zu erjagen und zu fesseln, vergißt er seine Triebe und Neigungen zu ordnen, und mit einander in Uebereinstimmung zu bringen. Unermüdet im Eifer, das Wesen eines jedweden Dings zu entwickeln, die einfachsten Kräfte und die verborgensten Gesetze der Natur zu ergründen, verabsäumt er sein Herz zu erforschen, wo doch auch so mancherley Täuschungen dem flüchtigen Alltagsblicke die Wahrheit verbergen können.

Alle Wissenschaften sind zum Nutzen des Menschen. Er ist ein Theil eines Ganzen, abhängig, und unter einem mannichfaltigen Einflusse der mit ihm verbundenen Dinge; er muß sie kennen. Und in einem System der Dinge, wo alles so genau zusammenhängt, führt eine Kenntniß zur andern, und ein Irrthum zum andern. Selbst zur Kenntniß seiner eigenen Natur dient dem Menschen jedwede andere Wissenschaft. Sie ist das Werk seiner Kräfte; und der Mensch kann sich nicht gerade zu aus sich selbst kennen lernen. Nur durch die Bemerkung seiner Verhältnisse zu andern Dingen, dessen, was er thut, was er will, und was er leidet, kennt er sich. Und falsch urtheilt er über sich, über die Ursachen dessen, was er in sich empfindet, und was ihm begegnet; eben sowol wenn er die Dinge außer ihm nicht kennt, als wenn er sich selbst zu erforschen unbemüht ist.

Wie unbekannt mit sich selbst, seinen Kräften, seinen Rechten, seinen Hoffnungen, wäre nicht noch der Mensch,

Mensch, wenn nicht auch die Naturlehre, und vornehmlich sie, von der Meßkunst geleitet, seine Blicke erweitert und geschärft; wenn sie nicht die düstern Schatten des Aberglaubens zerstreuet hätte!

Fern sey es daher von den Moralisten, andere Wissenschaften verächtlich vorzustellen. Auch Sokrates wollte dieses nicht; da er die Philosophen von den Untersuchungen über den Himmel und die Elemente der Welt abzuziehen und zum Nachdenken über das menschliche Leben zu reizen bemüht war *). Nur das wollte der weise Mann, daß jene Untersuchungen von vielen entbehrt und andern überlassen werden können; da hingegen, über seine Natur und seine Bestimmung nachzudenken, eines jeden Menschen Pflicht ist; und daß es sonderbar sey, wenn diejenigen, die hoher Erkenntnisse sich rühmen, nicht wissen, was in ihrem Herzen vorgeht.

§. 2.

Veränderlichkeit der menschlichen Natur, und daher entstehende Schwierigkeiten, sichere Bestimmungen von ihr anzugeben.

Aber kann der Mensch auch sicher seine wesentliche Natur und Bestimmung kennen lernen; oder wird er sich selbst ein beständiges Räthsel bleiben? Ist es ihm gegeben, die Gesetze der Geisterwelt zu erforschen, oder muß er da überall irren, und in unsichern Vermuthungen verbleiben? Den ersten und stärksten Grund, dieses zu bezweifeln, giebt die so große Mannichfaltigkeit der Gestalten,

A 2

in

*) S. Bruckers Hist. crit. philosoph. I. p. 557. seq.

in denen der Mensch sich zeigt, und deren Veränderlichkeit. Unter allen sichtbaren Geschöpfen ist keines sich selbst so ungleich, als der Mensch. Nationen mit Nationen, einzelne Personen unter einander verglichen; welche Abstände! So groß, daß es oft schwer wird, den Menschen, sich selbst, in dem andern zu erkennen *).

Hier liegt er unter freyem Himmel, oder in einer Felsenkluft, oder in einer rauchichten Hütte. Dort wohnt er in aufgethürmten Pallästen, und findet in einer unabsehblichen Reihe von Zimmern kaum Raum genug für sich. Kleider hält jener für unnatürlichen Zwang, läuft nackend, ziert sich mit Farben, oder Knochen, die er durch die Haut steckt, oder behängt sich mit Thierfellen. Dieser würde sich für unglücklich, für verächtlich halten, wenn er nicht für jede Jahreszeit, vielleicht für jeden Tag, ein ander Kleid anzuziehen hätte.

Dort sind Völker, die sich scheuen, Thiere zu tödten und ihr Fleisch zu essen. Hier sind andere, die aus Rache ihre Feinde verzehren, und Menschenfleisch zu Märkte bringen **).

Bald

*) Nicht allein haben verfeinerte Völker wilde, die Europäer die Amerikaner bey der ersten Entdeckung, bisweilen Mühe gehabt, für Menschen zu erkennen; sondern auch Wilde glauben nicht selten, andern eine Ehre zu erweisen, wenn sie dieselben für Menschen, wie sie sind, erkennen. Und, wenn Philosophen darauf verfallen durften, eine Gattung der Affen zum Menschengeschlechte erheben zu wollen; kann nicht auch dies den Zweifel an der Gewisheit des Wesens der Menschheit unterstützen?

***) Daß es Menschenfresser gebe, leidet nun keinen Zweifel mehr. Aber daß bloß die Nachgierde dazu antreibe, ist

Bald scheint dem Menschen kein Opfer zu groß,
das er nicht der Freundschaft, der Vaterlandsliebe zu
bringen, sich entschließen könnte; bald kein Verbrechen

U 3

zu

ist so ausgemacht noch nicht. Die Reisebeschreibungen enthalten einige Nachrichten, die noch einen weitem Umfang des Triebes zu beweisen scheinen. S. *Goguet de l'origine des loix* Tom. I. p. 166. seq. *Forster's voyage round the world*. I. p. 512. seq. *Geschichte von Loango* ic. S. 268. f. 280. f. 291. f. *Oldendorps Geschichte der Missionen*. S. 306. f. Und daß wenigstens auch die Noth, und nicht einmal die äußerste Noth, dazu bringen könne, dies beweiset unter andern ein Beyspiel, welches vor einigen Jahren viel Aufsehen in Deutschland verursacht hat. Weil die Gerüchte davon so wunderbarlich lauteten; so ward ich begierig, etwas zuverlässiges davon zu erfahren. Ich suchte nach, und war so glücklich, von der Regierung zu Weimar die ganzen Acten der Inquisition geschickt zu erhalten. Aus selbigen ist folgendes ein getreuer Auszug. „Der im Jahr 1772 im 55 Jahr seines Alters hingerichtete G. Nic. Goldschmidt war ein Kuhhirt; immer ein grimuniger Kerl, doch bey gesundem Verstande, nicht bis zur äußersten Nothdurft arm, ob er gleich einigemal, sonderlich Eßwaaren, gestohlen, und Fleisch von Hunden und todtem Vieh verzehrt. Er hatte selbst keine Kinder; begegnete aber oft kleinen Kindern zärtlich, nahm sie auf den Arm, gab ihnen das Brod aus dem Munde, hatte sie auch oft ganze Tage bey sich. Der Frau, deren 11jährige Tochter er umgebracht, sagte er ein Jahr vorher, daß eine Thaurung kommen werde, wo eine Mutter würde ihr Kind schlachten. Da diese ihm erwiederte, er habe ja kein Kind; war seine Antwort, man müsse sich dann eines nehmen. Von diesem Kinde, das er ermordet, hat er sich einen Tag nachher, an einem Bußtage, unter der Kirche Fleisch gekocht. Schon vorher hatte er auf dem Felde einen Handwerksputschen ermordet, von demselben

zu scheußlich, keine Niederträchtigkeit zu verächtlich, die er nicht um seines Eigennuzes, um seine Leidenschaften zu befriedigen, begieng.

Ist scheint er das geselligste Wesen zu seyn, bereit, lieber alles zu dulden, als sich von der Gesellschaft zu trennen und allein zu seyn. Ein andermal flieht er menschenscheu, verschließt sich, flucht der Gesellschaft. Hier stellt sich ein kleiner Haufe freyheitsliebender Republikaner einem unzählbaren Heere entgegen, und stirbt lieber, als daß er wiche; eine Handvoll Bettler, wie der übermüthige Feind sie nennt, zwingt den Beherrscher eines Gebietes, in dem die Sonne nie untergeht, erst sie für unabhängig zu erklären, bald auch ihre Freundschaft zu suchen. Dort zittern Millionen in der niedrigsten Sklaverey vor einem zum Despoten gebornen Kinde, oder einem aus dem Staube erhobenen Priester. Wiederum steht mitten unter den Völkern, die ihrem Regenten mit der größten Ehrerbietigkeit begegnen, und in einer besondern der Ehrfurcht geheiligten Sprache sie anreden, unvermuthet ein Haufe gutartiger Schwärmer auf,
und

ben aber nur zwey kleine Stücke gegessen, mit dem übrigen einen Hund gefüttert, den er hernach verzehret. Hundefleisch habe ihm besser geschmeckt. Verfalschen sey er auf Menschenfleisch, aus der Absicht, um sich in Brod zu setzen, wenn es an Proviant fehlte. Es waren damals Jahre des Miswachsens, und das Brodt theuer. Doch auch die Neugierde habe ihn dazu angetrieben. Der Herr Professor Blumbach bemercket von eben diesem Menschen in seiner Dissertation: *de varietate generis humani* pag. 28. daß er ungewöhnlich stark mit Haaren bewachsen gewesen.

und erlaubt sich gegen eben diese Beherrscher das Ceremonial des ersten Naturstandes *).

Unzählbar ist die Menge der Blödsinnigen, die ein Thier, das vor ihren Füßen kroch, als den Herrn ihres Schicksals verehren, oder einen Knochen zum Gegenstande ihrer begeisterten Furcht und Hoffnung erheben. Und andere scheinen zu stolz, einen Schöpfer der Welt anzubeten!

Hier weiß man von keinem Range, als den persönliche Eigenschaften geben, Geschicklichkeit auf der Jagd und Fischeren, Muth gegen den Feind, Erfahrung des Alters. Dort zählt man so viele Rangordnungen der Menschen, als Nahrungsarten; jede derselben würde sich auf immer entehren, wenn sie mit der andern äße; und Liebe treiben mit einer Person aus einer niedrigen Classe kann sogar das Leben kosten **).

Auf Kleinigkeiten stolz, ist oft der Mensch geneigt, seinen Verstand für den vollkommensten zu halten. Und eine Kleinigkeit, die er nicht begreift, ist auch oft nur

A 4

nöthig,

*) Bey der Thronbesteigung Jacobs II machten die Quäker ihre Aufwartung mit folgender Adresse: Wir sind gekommen, unser Leid über den Tod unsers guten Freundes Carl zu bezeugen, und unsere Freude, daß Du unser Führer geworden bist. Wir hören, daß Du der englischen Kirche eben so wenig zugethan seyst, als wir, und hoffen daher, daß Du uns dieselbe Freyheit gestatten werdest, die Du dir erlaubest. Und so wünschen wir Dir alles Gute. *Hume Hist. of England VI. 374.*

***) *S. Knox Relation of the Island of Ceylon part. III. chap. II.*

nöthig, um einen andern schwachen Sterblichen für einen Himmels Sohn zu halten.

Hier wählt er ekel seine Nahrung aus hundert Gerichten, und würde glauben, Tod und Schande durch wohlfeile Speisen sich zuzuziehen. Dort findet er noch viel verachtete wohlgeschmeckend, und scheint kaum zu wissen, daß ein Unterschied dabey statt finde *).

Alles noch gemeine Unterschiede, und begreifliche Dinge, in Vergleichung mit so manchen andern Sonderbarkeiten, die von Völkern oder Individuen angemerkt werden. Was soll man dazu sagen, was für einen Grund aus den ausgemachten Grundsätzen von der menschlichen Natur davon angeben, daß bey einem Volke die Weiber nicht vor dem 35sten Jahre Kinder lebendig zur Welt gebären dürfen **) ? Daß bey andern die Männer anstatt der Frauen, wenn diese geboren haben, ins Bett sich legen, und Wochen halten †) ? Was zu der eingebildeten Verwandtschaft der Japaneser mit den Crocodilen ††) ?

Was zu den so mannichfaltigen Verunstaltungen des Körpers in der Absicht ihn zu verschönern ? Was zu der

*) S. von der abscheulichen Gefräßigkeit der Californier, die Nachrichten von Californien, Manheim 1772. Th. II. S. 5. Und von den Einwohnern der Feuerlandsinseln. Forster's Voyage II.

**) S. Buffon Naturhistorie, Berl. Uebersetzung in 8. Th. VI. S. 50.

†) S. Helms Geschichte der Menschheit I. S. 256. Recherches philosoph. sur les Americains vol. II. p. 229. seq.

††) S. Hawkesworth Account III. p. 757: 59.

der Gewissenhaftigkeit der einen bey den gleichgültigsten Handlungen, und der Gleichgültigkeit der andern bey den abscheulichsten Vergehungen? Zu den so vielen abergläubischen Vorstellungen von dem, was Glück und Unglück bringe *)?

Was anders, wird vielleicht mancher hiebey denken, als daß nichts so sonderbares geträumt werden kann, was nicht irgend ein Mensch einmal geglaubt, gethan, oder zu thun Lust gehabt hat.

§. 3.

Verschiedene Meynungen von der Natur und Bestimmung des Menschen.

So weit diese Erscheinungen der menschlichen Natur von einander abweichen; eben so sehr unterscheiden sich von einander die Meynungen von dem Grund und der Bestimmung derselben. Die einen halten dafür, daß der menschliche Geist zur Strafe für Vergehungen, die er in einem vollkommnern Zustande ehedem begangen, auf diese Unterwelt verwiesen, und in einen solchen Körper von grober Materie eingekerkert worden sey; und daß daher alle seine Bemühungen dahin gerichtet seyn müssen, vom Körper und von der Sinnlichkeit sich abzuziehen, und an den Tod als seine Befreyung zu denken **).

A 5

ande

*) Die auch unter uns bey einigen Personen übel angeschriebene Zahl 13 ist bey einigen Tatern in dem besondern Verdachte, daß alles, was ein Mensch in dem jedesmaligen 13 Jahre, von seiner Geburt an gerechnet, vornehme, unglücklich ablaufen müsse. *S. Recueil des Voyages au Nord IV. 150.*

***) Die alten Pythagoräer, und auch Plato.

anderer hat sich einfallen lassen zu behaupten, daß der Mensch den Gesetzen seiner Natur ungetreu geworden, und aus seiner Bestimmung ausgetreten sey, als er sich erlaubte zu denken, und in beständiger Gesellschaft mit seines Gleichen zu leben, daß das menschliche Geschlecht glücklicher in Wäldern vereinzelt, bey den rohen Früchten der Erde seyn würde, als in Städten im Flor der Wissenschaften und Künste unter Gesetzen und Obrigkeiten *).

Die einen behaupten, daß es für den menschlichen Willen und die Gesellschaft keine andere Gesetze gebe, als die ein jeder sich selbst, oder höchstens die Gesellschaft durch Verträge macht **).

Anderer hingegen behaupten, daß die ewigen Gesetze der Wahrheit und des Rechts ewig, wie der Urheber der Natur, dem Menschen dergestalt ins Herz geschrieben seyn, daß jeder sie erkennen, und wenn nicht deutlich mittelst der Vernunft erkennen, so doch im Gewissen empfinden müsse †).

Die einen halten ihn fähig eine Tugend zu erreichen, durch die er den Göttern gleich, ja über den Jupiter selbst erhaben würde ††). Andere sehen in den besten Hand.

*) *Roussseau* Discours sur l'origine & les fondemens de l'inégalité parmi les hommes.

***) Die Epikurer und Hobbesianer.

†) Sokratischer, Platonischer, Stoischer.

††) *Omnes mortales multo antecedes, non multo te dii antecedent. — Est aliquid, quo sapiens antecedit Deum. Ille naturae beneficio non timet, suo sapiens. — Seneca epist. LIII. comp. ep. LXXIII.*

Handlungen der Menschen nichts als glänzende Laster. Die einen machen ihn zum Herrn des Schicksals, die andern zum Sklaven. Nach jenen kann er so frey, so glücklich, so vollkommen seyn, als er nur will. Nach diesen ist seine Tugend, seine Glückseligkeit das Werk des Zufalls, der Organisation und des Klima, oder der Regierungsform, und der dadurch erweckten Leidenschaften.

Die ganze Weisheit des Menschen schränkt eine Secte auf den Genuß dieses Lebens ein; eine andere auf die Verleugnung und Unterdrückung der natürlichsten Triebe, um dadurch ewiger Seligkeiten nach dem Tode theilhaftig zu werden. Und die beste Art, dieses Leben zu genießen — wie verschieden wird sie nicht beschrieben! Anders vom Epikur in seinen Gärten; anders vom Aristipp an königlichen Tafeln; anders vom verehrungswürdigen Epiktet, der Fesseln trägt; anders vom Seher Plato.

§. 4.

Mittel zur Erkenntniß der Natur des menschlichen Gemüthes zu gelangen.

Um bey dieser Mannigfaltigkeit so sehr einander entgegenschwebender Erscheinungen und Muthmaßungen zu einiger Gewißheit von der Natur des menschlichen Geistes zu gelangen: muß man vor allen Dingen sich selbst beobachten. Seine gegenwärtigen Gesinnungen und Neigungen mit seinen ehemaligen vergleichen; nicht blos auf diejenigen aufmerksam seyn, die durch volle Handlungen zum Ausbruch kommen; sondern auch auf diejenigen, denen die Vernunft sich widersezt, die sie in der
Geburt

Geburt erstickt. Man muß nicht den bessern oder schlimmern Schein, der andere blendet, sich selbst auch blenden lassen, seine guten oder bösen Eigenschaften zu verkennen, wie sie von andern verkannt werden. Man muß die Lebhaftigkeit seiner Einbildungskraft und die Empfindsamkeit seines Gemüthes dazu anwenden, daß man sich in allerhand Situationen, in denen man auch noch nie wirklich gewesen ist, vielleicht nie seyn wird, in Gedanken versetzt, und zusehen, was für Anwandlungen, was für Triebe sich verspüren lassen. Selbst die Träume verdienen mit in Betrachtung gezogen zu werden. Denn nur die Vorstellungen in denselben sind anders, losgebundener von einander; die Grundgesetze des Willens sind dieselben *).

Durch alle Beobachtungen über sich selbst kann ein Mensch doch nur sein eigenes Naturell erforschen, nicht, was in andern Menschen vorgeht, nicht, was der menschlichen Natur überall zukömmt, entdecken. Aber wenn andere gleichfalls Beobachtungen über sich anstellen, und aufrichtig sie mittheilen; so entstehet allmählig Grund zu allgemeinen Folgerungen. Denn was in sehr vielen
Fällen

*) Quand on interroge son coeur, pour connoitre, soit en general ses penchans, soit en particulier les motifs, qui nous portent à faire telle ou telle chose, à prendre tel ou tel parti; il ne faut pas s'en tenir à ses premieres reponses. Il faut y employer la même adresse, qu'employe un juge, pour tirer la verité de la bouche d'un criminel. Il faut par un examen opiniatre, le forcer à nous deceler toutes ses vües, à nous developper tous ses replis. V. l'Abb. Trublet sur la morale en general, Ess. Tom. IV.

Fällen. übereinstimmend sich findet, das kann in Ansehung der Fälle, von denen man die Erfahrung nicht hat, vermuthet werden, so lange bis die Erfahrung das Gegentheil beweiset.

Vieles von der Natur des menschlichen Willens ist auf diese Weise zur hinlänglichen Gewißheit gebracht worden. Gar oft aber fehlt diese Hülfe. Nicht nur, weil die meisten Menschen sich davor hüten, die Geschichte ihres Herzens in allen Stücken aufrichtig mitzutheilen; sondern weil es auch vielen an gründlicher Bekanntschaft mit sich selbst fehlt; weil die Eigenliebe, oder irgend ein anderer Trieb, von manchen Bemerkungen abhält, Vorurtheile ihre Beobachtungen verdunkeln und verfälschen.

Wie sehr wäre es nicht zu wünschen, daß wahre Philosophen, denen es an Kraft der Selbsterkenntniß nicht fehlet, und die den Werth der genauern Kenntniß der menschlichen Seele zu schätzen wissen, die Geschichte ihres Herzens vollständig und aufrichtig niederschrieben; und wenn nicht bey ihren Lebzeiten, welches freylich bey den gesetzten Bedingungen die Klugheit nicht immer erlauben mögte, so doch nach ihrem Tode, wenns nöthig wäre, gleichwohl noch mit Weglassung aller Namen, bekannt werden ließen! Wenn sie, so viel sie könnten, auf den Ursprung jeder ihrer Neigungen zurückgiengen, und bemerkten, wie viel sich davon in der Kindheit und Jugend schon gezeigt, wie es sich verändert, oder beständig geblieben, und was durch beygebrachte Meynungen, durch entstandenes Interesse, durch neue Leidenschaften, durch die Macht des Beyspiels, durch Freyheit und durch Zwang dabey bewirkt worden? Sich selbst wenigstens
bis

bis zu einem gewissen Grade richtig hierinn beurtheilen zu können, darf von einem Philosophen gefordert werden; und wo er seinem Scharfsinn nicht mehr trauen darf, da hört seine Erzählung auf. Wer nicht seine ganze Geschichte liefern kann; liefere uns doch wenigstens getreue Beschreibungen einzelner Stücke seines Characters und seiner Wirkungen, die Geschichte einzelner Leidenschaften, ihres Ursprungs, ihrer Wirkungen, der mißlungenen und der gutabgelaufenen Curart; ohne Verschönerung, Uebertreibung und Verstellung. Was er ohne Religion dabei ausgerichtet hat, und nicht ohne dieses Mittel ausrichten konnte. Unter welchen Umständen er es nöthiger oder entbehrlicher bey sich gefunden hat, kräftiger oder unwirksamer, und so weiter. Auf gleiche Weise könnten verständige Aeltern und Erzieher der Psychologie einen Dienst erweisen; wenn sie die ihnen vorkommenden seltnern Fälle, Beobachtungen aus der Seelengeschichte, bekannt machen wollten; nach Art derjenigen Beobachtungen, die die Physik und Medicin in so großer Menge aufzuweisen haben.

Die Wissenschaften würden alle sehr mager aussehen, und weder der Natur des menschlichen Verstandes, noch der Absicht, sie fürs Leben zu nutzen, angemessen seyn; wenn sie sich ganz allein auf dasjenige einschränken sollten, was durch die Beobachtung unmittelbar erkannt und gewiß gemacht worden ist. Schlüsse und Vermuthungen, die aus guten Gründen entstehen, finden in den Wissenschaften wie im gemeinen Leben statt, da wo die Erfahrung aufhört. Auf diese Weise entstehen unzählige unläugbar vernünftige Urtheile von Ursachen, die den Sinnen sich verborgen halten, und von Wirkungen, die

die erst kommen sollen. Die nachfolgende Erfahrung hat sie allezeit, oder doch in den meisten Fällen bestätigt.

Solche Schlüsse sind also auch in der Wissenschaft vom menschlichen Willen zulässig und nothwendig. Aber freylich gereicht es dieser Wissenschaft nicht zur Vollkommenheit, daß so vieles in derselben nur durch Schlüsse, nicht durch unmittelbare Beobachtung, sich erkennen läßt. Und zwar durch Schlüsse, denen besonders viele Schwierigkeiten im Wege stehen.

Die Triebe des menschlichen Geistes, denen der Wille eines jeden Menschen nothwendig folgt, die Gründe und Folgen jedweder Neigung, das Verhältniß aller unter einander; dies alles soll erkannt werden. Und die Menschen lassen nur ihr Aeußerliches sehn; lassen sich so oft angelegen seyn, die Triebfedern ihrer Handlungen zu verbergen, und unter einem angenommenen Schein sich zu zeigen. Wie soll denn da Wahrheit, allgemein passende Wahrheit, zum Vorschein kommen? —

Geometrisch erwiesene freylich wohl nie. Aber wenn doch, nach der vollständigen Uebereinstimmung vieler sicherer Beobachtungen und Beständnisse, solche Handlungen allezeit nur von solchen Neigungen, oder meistens theils davon herrühren; bey einer solchen Neigung eine solche andere selten, oder nie, oder immer, oder gewöhnlich Statt findet; noch mehr, wenn nach allem, was unser Verstand Grundwahrheit nennen kann, solche Wirkungen bey solchen Ursachen, ein solches Stück des Characters bey einem solchen andern allein nur, oder doch vielmehr begreiflich ist: so wird es vernünftig, zu glauben, wahrscheinlich in verschiedenen Graden, daß, wo das eine ist, das andere auch seyn müsse, wo das eine fehlt,

das

das andere auch fehlen müsse, u. s. w. Es erhellet hie-
 bey leicht, daß die Zuverlässigkeit dieser psychologischen
 Schlüsse zuförderst von der Menge sicherer Erfahrungs-
 kenntnisse abhängt, die der Schließende in seiner Gewalt
 hat. Denn wie das Argument von der Analogie ähnli-
 cher Fälle einleuchtend schwach ist; wenn einem nur ein
 unendlich kleiner Theil der mit einander zu vergleichenden
 Fälle bekannt ist: also ist durch die alltägliche Erfahrung
 bewiesen, wie trüglich das Argument von der Begreif-
 lichkeit und Unbegreiflichkeit gleichfalls bey denen ist, die
 nur wenige Erfahrungen haben. So unbegreiflich und
 widersinnlich jenem König von Siam, und den Einwoh-
 nern der freundschaftlichen Inseln, das Gefrieren des
 Wassers vorkam: eben so unbegreiflich müssen das
 Menschenfressen, die Ehrfurcht für die Excremente des
 Dalai Lama, und hundert andere Dinge demjenigen
 seyn, dessen Begriffe nur noch die Erscheinungen seiner
 Europäischen Vaterstadt in sich fassen.

Geschichte, Lebensbeschreibungen, Reisebeschrei-
 bungen und Völkergeschichte, sind also auch hier das Fun-
 dament feststehender, brauchbarer Philosophie. Aber
 nicht alles, was erzählt und nacherzählt wird, ist histo-
 rische Wahrheit. Und je schwerer es bey der Beobach-
 tung sittlicher Erscheinungen auch für den unmittelba-
 ren Augenzeugen ist, recht zu sehen, alles zu sehen, nichts
 die Vernunft, nichts die Imagination hinzusetzen zu las-
 sen: desto schärfere Prüfung der Glaubwürdigkeit der
 Nachrichten ist auch alsdann noch nöthig, wenn nicht die
 Vorerkenntnisse des Geschichtschreibers in Sprachen und
 Wissenschaften, nicht seine Gelegenheit zur Beobachtung,
 nicht seine Absicht getreu zu erzählen, in Zweifel gezogen
 werden

werden können. Und nicht in den meisten Fällen, sonderlich in den Nachrichten von fremden Völkern, finden sich auch nur diese letztern Bedingungen alle beyammen. Die Begierde, etwas neues, merkwürdiges, auffallendes, wenn auch nicht etwas irgend eine Lieblingsmeynung oder Neigung begünstigendes, sagen zu können, ist dem Menschen gar zu natürlich; um nicht auch gute und verständige Menschen vom schmalen Wege der Wahrheit hie und da leicht ein wenig ableiten zu können.

Nie muß man den allgemeinen Aussprüchen und Schilderungen der Geschichtschreiber von den Sitten und Neigungen der Völker und Personen, deren Geschichte sie uns geben wollen, geradezu trauen, sondern nach Factis sich umsehen, die sie beybringen, nicht bloß ist, indem sie ihre allgemeinen Sätze aufstellen, sondern hie und da im Zusammenhange der Begebenheiten, wo sie ans Râsonniren gerade am wenigsten denken. So kann man den Geschichtschreiber oft aus ihm selbst berichtigen, oder gelinder es auszudrücken, erklären.

Vor allen Dingen aber und bey jedem Hülfsmittel, das man zur Kenntniß der Menschheit gebraucht, muß man den festen Vorsatz fassen, den Menschen zu nehmen, wie er ist, und nicht irgendwo seine Aufmerksamkeit zurück ziehen, oder seinen Wiß anstrengen, um ihn nicht etwa besser oder schlimmer zu finden, als er vorgefaßten Meynungen gemäß erscheinen sollte. Man muß vor Einseitigkeit sich hüten; nicht nach einem Verhältnisse würdigen, oder aus einem Grunde allein erklären wollen, be-

vor man sich überzeugt hat, daß mehrere dabey nicht vorkommen. Und dieß wird, da in der Welt alles so sehr zusammenhält und einander bestimmt, der Fall oft gewiß nicht seyn. Diese Vorsicht, seine Untersuchungen nach allen Seiten hinlaufen zu lassen, wird dann auch vor der geschwinden Allgemeinmachung, oder andern Uebertreibungen der Schlußfolgen, bewahren.

S. 5.

Anzeige einiger vorzüglicher Schriften über diesen Theil der Philosophie.

So wenig allgemeine Wahrheiten durch Zeugniß oder Auctorität eines Menschen bewiesen werden können: so sehr nützlich und nöthig ist es doch, beym Nachdenken über dieselben die Urtheile anderer und deren Gründe in Betrachtung zu ziehen; um mit den verschiedenen Gesichtspuncten, unter denen eine Sache angesehen werden kann, mit mehrern Eigenschaften und Verhältnissen derselben, als man für sich nicht bemerkt haben würde, bekannt zu werden; um seine Fehlschlüsse und falschen Voraussetzungen darnach zu bessern.

Zur Verfertigung eines vollständigen Verzeichnisses aller merkwürdigen Schriften über die Natur des menschlichen Willens, und die allgemeinsten Gründe der Tugend und Glückseligkeit, finde ich mich nicht geschickt *).
Und

*) Man sehe Ziskmanns Anleitung zur philos. Bücherkenntnis. S. 299 ff.

Und die genaue Bemerkung aller Schritte, durch welche die Menschen zur wissenschaftlichen Erkenntniß dieser Dinge fortgegangen sind, oder die Geschichte dieser Wissenschaft, kann nach der Wissenschaft selbst besser, als in der Einleitung zu derselben, vorkommen. Um aber doch die Anzeige der Mittel, die zur Beförderung des Fortganges in derselben nöthig sind, nicht ganz unvollständig zu lassen, will ich diejenigen hier namhaft machen, die in einem allgemeinen großen Ansehn stehen, und als vorzüglich brauchbar mir selbst durch Erfahrung bekannt sind. Wolf hat unter dem Namen der allgemeinen praktischen Philosophie die Wissenschaft, von welcher hier die Rede ist, bearbeitet; sehr weitläufig, in dem lateinischen Werke, welches aus 2 Quartbänden besteht *); kurz, in dem ersten Theile der Sittenlehre, oder der Vernünftigen Gedanken von der Menschen Thun und Lassen, S. 1-143. Um alle seine Lehrbegriffe von der Natur des menschlichen Willens kennen zu lernen, muß man aus seiner Psychologie die dahin gehörigen Kapitel mitnehmen **). Noch wird man manche Untersuchungen vermissen, die zu den wichtigsten gehören; besonders diejenigen, die die Gründe der menschlichen Willenstriebe, deren Verhältniß zu einander, und ihre Ver-

B 2

an.

*) *Philosophia practica universalis, methodo scientifica pertractata, pars prior 1738. iterum 1744. pars posterior 1739.*

***) *Psychologia empirica 1732. it. 1738. Psychologia rationalis 1734. it. 1740.*

änderlichkeit betreffen. Wolf suchte die Regeln der geometrischen Lehrart, mehr als noch nie geschehen war, in der Philosophie anzuwenden. Und das diesen Regeln gemäße Verfahren, vor allen Dingen deutliche Grundbegriffe und Grundsätze festzusetzen, mittelst derselben alle Sätze aus einander abzuleiten, oder mit einander zu verknüpfen, und also zu stellen, daß ihr Zusammenhang und ihre Folge aus einander immer leicht gefunden werden könne, hat auch seinen Meditationen in der praktischen Philosophie das leichte und lichtvolle verschaffet, welches nicht nur dem Anfänger das Studium erleichtert, und die ersten Schritte mit Vorsichtigkeit zu thun gewöhnt, sondern auch allemal bey Schriften, die die Ueberzeugung zur Absicht haben, zu den wesentlichen Vollkommenheiten gehöret. In der Kunst, Begriffe fruchtbar zu machen durch Folgerungen und Anwendungen, und recht vieles unter einen weitreichenden Gesichtspunct zu ordnen, wird dieser Philosoph nicht leicht von einem andern übertroffen werden.

Aber eben die Regeln, aus denen die Vorzüge der Wolfischen Philosophie herkommen, haben auch ihre Mängel hauptsächlich veranlasset; dadurch nämlich, daß er auf jene allein zu sehr gesehen, und andere Regeln und Vollkommenheiten darüber vernachlässiget hat. Wolf hat der Einfachheit des Systems die wahre Gründlichkeit bisweilen aufgeopfert. Indem er zu sehr darauf bedacht ist, an wenige Grundsätze und Grundbegriffe alles zu fetten, und immer geraden Gang fortzugehen, wird er oft in seinen Untersuchungen unvollständig, leitet von ei-

nem

nem Grunde allein ab, was noch mehrere Ursachen hat; übersieht alle diejenigen Erscheinungen, die nicht in seinem Wege liegen, und liefert also am Ende eine zu mager, skeletirte Vorstellung der Natur, aus welcher man ihre ganze Gestalt und ihre Bewegungen nicht hinlänglich kennen lernt *). Seine Grundsätze selbst sind nicht allemal aus genugsam vollständigen Inductionen abgezogen; seine Grundbegriffe bisweilen wichtige feine Bemerkungen, aber nicht reciprocable Sätze, nicht vollständige und genau bestimmte Erklärungen **). Kurz Wolf kann nur zum Muster gewählt werden, bey der Zergliederung und Ordnung gegebener Begriffe, zu meist auch schon gegebenen Schlussfolgen; nicht, wo es darauf ankömmt, durch Mannigfaltigkeit der Beobachtungen neue Realbegriffe zu finden, sie zu erweitern oder einzu-

B 3

schrän-

*) Wenn er auch bisweilen auf Nebenbemerkungen anderweitiger Gründe einer Sache kömmt: so scheint er sich ungern zu entschließen, sie anzuführen, und ihrentwegen ein wenig abzubeugen. S. z. B. Psychol. empiric. ad §. 530.

***) So hat er es, bey der vortreflichen und tieffinnigen Anlage der Begriffe von Pflicht und Verbindlichkeit, einzig darinn versehen, daß er zur Verbindlichkeit nur die Verknüpfung irgend eines Beweggrundes mit einer Handlung zu erfordern scheint; da er hätte setzen sollen, eines überwiegend vernünftigen, oder vor der Vernunft entscheidenden Bewegungsgrundes. Dadurch hat er einen der besten von ihm erfundenen Lehrbegriffen den entsezlichsten Folgerungen ausgesetzt, mit denen noch immer viele ihn bestreiten.

schränken. Hierinn haben ihn verschiedene Ausländer übertrouffen; besonders einige Engländer. Hutcheson hat die Bahn gebrochen, auf welcher viele mit dem besten Fortgange ihm gefolgt sind. Bereichert mit den besten Ideen der Alten, tieffinnig und empfindsam, blickte er in sich selbst, verfolgte seine Empfindungen nach allen Wendungen, und entdeckte neue Triebfedern in der menschlichen Seele *). Man klagt, daß er schwer zu verstehen sey, und er ist von manchen mißverstanden worden. Zu verwundern ist es auch nicht; die Materien sind schwer, und seine Behandlungsart ist tieffinnig, und oft neu. Aber man wird mit ungemeinem Vortheil und Vergnügen ihn lesen, wenn man mit anhaltender Aufmerksamkeit es thut. Shaftesbury ist in einigen Stücken Hutchesons Vorgänger gewesen **). Er hat nämlich gleichfalls Keize der Tugend behauptet, die unabhängig von den Hoffnungen der Religion, und überhaupt allen nützlichen Folgen derselben, ihr zukämen und geföhlt würden.

Aber

*) Einen bestimmten deutlichen Begriff von der Sympathie finde ich wenigstens bey keinem Moralisten vor ihm. Außer dem ersten Buche und einigen Abschnitten des 2ten Buches seiner Sittenlehre der Vernunft, (System of moral philosophy. Lond. 1755. 2 Vol. 4. übers. 1756.) gehören noch hieher die Abh. über die Natur und Beherrschung der Leidenschaften, und die Untersuchung unsrer Begriffe von Schönheit und Tugend.

***) S. Characteristicks. Vol. II und III.

Aber dies haben freylich längst Griechen und Römer auch behauptet. Und die zerstreuten feinen Bemerkungen, die Shaftesbury in seiner ungebundenen und witzigen Manier über die Gegenstände der Moralphilosophie gemacht hat, sind lange noch nicht hinreichend, ihn mit Hutcheson in eine Classe zu setzen: ob er gleich immer ein sehr angenehmer und zum Nachdenken Anlaß gebender Schriftsteller bleibt. Hume hat in dem Aufsatze von seinen schriftstellerischen Bemühungen, den er hinterließ, seinen Versuch über die Gründe der Moral für die beste seiner philosophischen Arbeiten selbst erklärt *). Es ist eine Erfüllung der Pflicht der Dankbarkeit, wenn ich hier bekenne, daß, bey der ersten Entwicklung und Anordnung meiner Begriffe, dies Buch mir mehr als irgend ein anderes zu Statten gekommen ist. Weit davon entfernt, den Scepticismus, dem er bey andern Untersuchungen zu sehr sich überlassen hat, hier anzuwenden; scheint er vielmehr seinen Scharfsinn bisweilen zurück gehalten zu haben, durch die Furcht, den Werth der Tugend zweifelhaft zu machen. Durch Hutcheson und Hume und ihre Gegner in alle die Wege der Untersuchungen über die Gründe der Sittenlehre eingeleitet, und selbst Denker und Beobachter von nicht gemeiner Art, hat Smith in seiner Theorie der moralischen Empfindungen **) manche Lehrstücke, besonders

B 4

sonders

*) S. The life of David Hume. 1777. 8.

***) The Theory of moral sentiments. Edit. 3. Lond.

sonders aber das von der Sympathie, oder Theilnehmung an fremden Empfindungen, Handlungen und Besinnungen, vollständiger, genauer und deutlicher ausgeführt. Die Vorstellung und Beurtheilung der berühmtesten Lehrgebäude alter und neuerer Moralisten, macht einen Theil seines Buches aus, das zu den vortreflichsten in aller Absicht in diesem Fache gezählt zu werden verdient.

Die den Grundsätzen dieser Engländer entgegengesetztesten Behauptungen von den Gründen und Absichten der menschlichen Willenstriebe und freyen Handlungen, findet man bey den französischen Moralisten. Man könnte fast sagen, ihre philosophischen Systeme verhalten sich gegen einander, wie die Staatsverfassungen der beiden Nationen. Im französischen System herrscht irgend ein Grundsatz, eine Hypothese, mit unumschränkter Monarchie. Immer läßt sich vieles daraus lernen.

Helvetius, dem wegen seines Buchs de l'Esprit in diesen Untersuchungen ohne Zweifel die erste Stelle unter seinen Landsleuten gebühret, hat fast eben so vielen Anspruch auf meine Erkennlichkeit, als Hume. Und er wird einem jeden Forscher gute Dienste

Lond. 1768. Franz. unter dem Titel: *Metaphysique de l'ame, ou Theorie &c.* Deutsch vom sel. Kautenberg.

Dienste thun, der bereits im Stande ist, die zum Theil sehr anstößigen Uebertreibungen und Uebereilungen eines scharfsinnigen, aber lebhaften und bey gewissen Dingen durch Vorurtheile eingenommenen Schriftstellers von dem Wahren, das in seinen Gründen liegt, abzusondern. Ja wenn einer nur in der Absicht liest, um Gesichtspuncte und Anlässe zum Denken zu bekommen, selbst denken will und kann: so braucht er vielleicht nur den Mallebranche noch zum Helvetius hinzu zu nehmen, um mit französischer Lectüre zum Studio der allgemeinen praktischen Philosophie hinlänglich ausgerüstet zu seyn. Will er weiter gehen, so können ihm Montaigne, la Bruyere, Rochefoucault, Trüblet und Loussaint, ohngefähr in der Rangordnung, wie sie hier genannt sind, empfohlen werden.

Von den Alten müssen zum wenigsten Cicero in den Büchern de finibus und de legibus; Plutarch in vielen seiner sogenannten moralischen Aufsätze, und in den Lebensbeschreibungen, und, um alle mögliche Streitpuncte kennen zu lernen, Sertus Empiricus studiert werden.

Redner und Dichter sind Maler der Natur; auch der sittlichen; und die theoretischen Grundsätze ihrer Wissenschaft liegen innerhalb des Gebietes der Psychologie, und betreffen vornehmlich die Natur der feinern Empfindungen und Leidenschaften. Es versteht sich also, daß für die praktische Philosophie aus dieser Classe der Schriften vieles sich gebrauchen läßt;

sowol aus den praktischen, als den theoretischen. Von den erstern wird man hier keine Auswahl erwarten. Unter den letztern aber gehören, nach einem ziemlich allgemeinen Urtheil, dem ich aufrichtig beynetrete, Home's Grundsätze der Critik, und Sulzers Theorie der angenehmen Empfindungen, und Theorie der schönen Künste zum engsten Ausschusse; obgleich der erste dieser beiden vortrefflichen Schriftsteller der letzten Gründe zu viel, und der letzte deren zu wenig anzunehmen scheint.



Erstes Buch.

Beobachtungen über die Grundgesetze
und verschiedensten Zustände des
menschlichen Willens.

Abschnitt I.

Von den offenbarsten Grundgesetzen des
menschlichen Willens.

Kapitel I.

Abhängigkeit des Willens von der Erkenntniß.

§. I.

Allgemeinster Begriff vom Willen und dessen Verhältniß zum
Verstande.

Gleichwie dem menschlichen Geiste Erkenntniß-
kraft (Verstand in der allerweitläufigsten
Bedeutung) zugeschrieben wird, wegen der Ge-
wahrnehmungen und Vorstellungen, die in ihm aufstei-
gen, der Ueberlegung und Untersuchung, wozu jene ihm
Anlaß

Anlaß geben: also wird Willenskraft oder Begehrungsvermögen in ihm angenommen, darum daß er bey seinen Empfindungen und Vorstellungen nicht gleichgültig bleibt; sondern mit Wohlgefallen oder Mißfallen dabey erfüllt, zu Begierden oder Verabscheuungen dadurch erweckt wird, das heißt zu Bestrebungen, die Vorstellungen, die ihm gefallen, zu erhalten oder zu verstärken, näher sich zu bringen, in Empfindungen zu verwandeln; diejenigen Empfindungen und Vorstellungen hingegen, die ihm mißfallen, zu schwächen, zu entfernen, zu vertilgen.

In Rücksicht auf die einzelnen Arten der Begierden, oder des Wohlgefallens an gewissen Empfindungen und Vorstellungen, unterscheidet man die mehrern Neigungen des Willens; die auch Triebe, Willenstriebe genannt werden, in so fern Thätigkeit damit verknüpft ist.

Schon diese Begriffe lehren, und jedwede Beobachtung bestätigt es, daß die Willenskraft von der Vorstellungskraft abhängig ist. Keine Begierde, keine Verabscheuung, keine Art von Willensäußerung wird je vorkommen, oder läßt sich auch nur denken, ohne daß etwas durch Empfindung oder Vorstellung der Seele gegenwärtig ist, was dies Wohlgefallen oder Mißfallen ihr erwecke, zu Begierden oder Verabscheuungen sie reize. Die Vorstellungen und Empfindungen, die dieses thun, werden in dieser Rücksicht Reize, Antriebe, Beweggründe genannt.

Es sind dies nicht immer klare und deutliche Vorstellungen, sie kommen nicht immer zum völligen, zum unterscheidenden Bewußtseyn der Seele. Oft will der Mensch

Mensch etwas, verabscheuet etwas, und weiß nicht recht, was; oft ist er sich seiner Beweggründe nicht genau und vollständig bewußt. Aber es kann dies um so viel weniger einen Zweifelsgrund gegen die Allgemeinheit des Gesetzes der Abhängigkeit des Willens von der Erkenntniß abgeben; je öfter Menschen, die zur Untersuchung einigermaßen geschickt sind, die Gründe, die ihren Willen, ihre Entschließungen bestimmt hatten, nachher erst mit aller Zuverlässigkeit entdecken, da sie sich beym Ursprung der Willensäußerung verborgen hielten. Insbesondere kann es auch geschehen, daß man einen Entschluß aus Gründen gefaßt hat, und dennoch bey einer folgenden Gelegenheit, da man ihn äußert, nicht gleich an diese Gründe sich erinnert, die einen dazu bestimmte haben; falsche, schwächere Gründe davon angiebt; auf einmal aber wie aus einem Traume erwacht, und des wahren, stärksten Beweggrundes, aus dem der Entschluß abstammt, sich bewußt wird. Es kann seyn, daß in solchen Fällen die ersten eigenthümlichen Gründe gar nicht wirkten, sondern nur die vorher durch sie erweckten, und dem Schlußurtheile angehängten allgemeinen Ideen von Richtigkeit, Pflicht, Nothwendigkeit. Es kann aber auch seyn, daß sie nur nicht abgesondert und deutlich genug da waren. Denn es ist sonst in der Psychologie ausgemacht genug, daß die Unterscheidung und deutliche Gewahrnehmung einer Vorstellung nicht von denselben Gründen und Bedingungen abhängt, nach welchen ihre Wirksamkeit im Gemüthe sich richtet. Die folgenden Untersuchungen werden mehrere Beobachtungen hierüber enthalten. Allemal beweiset die angezeigte Erfahrung, daß wenigstens entfernter Weise die Willens-
 äuße.

äußerungen von Beweggründen herrühren können, deren man sich nicht bewußt ist; und daß man es nicht allemal für Verstellung und erdichtete Entschuldigung halten dürfe, wenn ein Mensch Beweggründe gehabt zu haben vorgiebt, an die er sich doch nicht gleich erinnern konnte.

Der Wille hängt vom Verstande oder der Erkenntniß ab; aber sagt man nicht auch, daß der Verstand, daß Vorstellungen und Urtheile vom Willen abhängen? Und macht dies nun zusammen nicht einen sonderbaren Zirkel; bey dem vielleicht die Hoffnung, in der Geschichte des menschlichen Gemüthes etwas zu ergründen, alsbald verschwinden muß?

Der Verstand hängt vom Willen ab, heißt erstlich so viel: der Mensch gebraucht seine Verstandeskräfte, wie die Gliedmaßen seines Körpers, nach Lust und Belieben; er richtet seine Aufmerksamkeit auf etwas, oder entzieht sie ihm, öffnet seine Sinne, oder verschließt sie, wendet sie ab. Es sind dann aber doch allemal Erkenntnisse (Perceptionen), die ihm diese Lust erwecken, oder ihn nach einem andern Gegenstande hinziehen; Empfindungen nämlich, oder Vorstellungen. Die letzten Gründe dieses Vermögens des Willens über die Erkenntniß liegen dann also doch, wenigstens zum Theil, in dem Zustande des Erkenntnißvermögens, in andern gleichzeitigen, oder vorhergehenden Bestimmungen desselben. Der Wille hat aber auch dadurch Macht über den Verstand, daß er, mittelst der Antriebe und des Einflusses seiner Neigungen, große Veränderung in den Vorstellungen und Urtheilen bewirken kann.

Eben dadurch nämlich bewirkt er es, daß er die Aufmerksamkeit auf das eine lenket, und vom andern abzieht;

abzieht; und daß er einigen Bemerkungen Klarheit und Gründe aus den herrschenden, von den Leidenschaften rege erhaltenen Vorstellungen verschafft, die andern aber unentwickelt und unaufgeklärt läßt. Aber der Verstand erkennt, und urtheilet doch nicht geradezu so, bloß darum, weil es der Wille so begehrt; sondern zunächst nur darum, weil er solche Beschaffenheiten und solche Verhältnisse sich vorstellt.

Erkenntnisse entstehen auch ohne den Willen, und oft gegen ihn. Nach der Erkenntniß aber, woher sie auch immer entstanden seyn mag, richtet sich der Wille nothwendig. Der Wille, mögte man sagen, kann dem Verstande nicht als höchster Beherrscher gebieten, sondern ihn nur bisweilen, wie ein eigennütziger Günstling, verführen, wenn er nicht auf seiner Hut ist. — Eigentlich sind Verstand und Wille dieselbe Kraft, oder doch dieselbe Seele, die durch das eine, was sie empfindet, zu ihrem Verhalten gegen das andere bestimmt wird. Und die Entdeckung der verschiedenen Empfindungen, und ihrer Reize, wird die Gesetze des Willens offenbar machen.

§. 2.

Verschiedenheit der Willensäußerungen nach den verschiedenen Arten der Erkenntnisse.

Man kann jedwedes Bewahrwerden der Seele ein Empfinden nennen, wenn nämlich jede Vorstellung, die einigen Eindruck auf die Seele macht, ihren Zustand einigermaßen verändert, Empfindung heißen darf. Aber dasjenige, was man sich vorstellt, wird nicht immer empfunden. Wenn gleich die Vorstellung empfun-

pfunden wird, so wird doch die Sache nicht empfunden, wie wenn sie gegenwärtig ist. Worinnen aber der Unterschied zwischen der bloßen Vorstellung und der Empfindung einer Sache recht eigentlich bestehe; weiß ein jeder aus sich selbst am besten.

Die von der eigentlichen Empfindung verschiedenen bloßen Vorstellungen einer Sache heißen sinnliche Vorstellungen, wenn sie nur diejenigen Eigenschaften enthalten, die unmittelbar den Sinnen bey der Empfindung sich offenbaren.

Wenn sie aber diejenigen Beschaffenheiten und Verhältnisse zu erkennen geben, die durch mehrere Beobachtungen und Untersuchungen, durch die Vergleichung mehrerer Dinge oder mehrerer Folgen einer Sache sich entdecken: so werden sie Verstandes-Begriffe, Vernunft-Begriffe genannt.

Hierauf gründet sich die Eintheilung des Begehrungsvermögens in das Sinnliche, welches auch das Niedrige genannt wird, und das Vernünftige oder Höhere, welchem in der eigentlichsten Bedeutung der Name Wille zukömmt *).

Gleichwie aber die Begriffe, die der menschliche Verstand durch einige Beobachtungen und einiges Nachdenken sich bildet, und die daraus entstehenden Urtheile
und

*) Man schreibt den unvernünftigen Thieren Begierden und Begehrungsvermögen, aber nicht Willen zu. Wenn man Wollen und Velle von *velle* ableitet: so rechtfertiget auch die Etymologie diese Einschränkung der Bedeutung. Beym Titel dieses Buches heißt aber Wille so viel, als das menschliche Begehrungsvermögen überhaupt.

und Vernunftschlüsse nicht immer richtig, der genauesten und vollsten Erkenntniß nicht immer gemäß sind: also sind die Begierden und Entschliessungen, die aus solchen Begriffen und Urtheilen entspringen, auch nicht immer der wahren Beschaffenheit, und den wahren Verhältnissen der Dinge gemäß, noch die sinnlichen Begierden und Verabscheuungen denselben nothwendig entgegen. Es kann vielmehr sich eräugnen, daß der Antrieb, der aus der Empfindung kömmt, der Sache angemessener ist, als der Entschluß, zu welchem die Begriffe und Grundsätze unvollständiger Vernunfterkennnisse antreiben.

Aber da die einzelne Empfindung allein uns doch so selten diejenige Erkenntniß von den Dingen gewähret, auf die es bey der Einrichtung unsers Verhaltens ankömmt, und der Vernunft nicht nothwendig Irrthum verursacht, sondern nur, wenn wir ihre Gesetze und Vorschriften nicht gehörig beobachten, wenn wir urtheilen, ehe wir untersucht haben, oder in dem Urtheile weiter gehen, als wir den Gründen nach nicht thun sollen; so erhellet, warum der vernünftige Wille überhaupt so sehr über die sinnlichen Begierden, Neigungen und Triebe gesetzt wird.

Die Kenntnisse der Vernunft entstehen allmählig in dem Menschen, und sehr langsam, wenn er sich allein überlassen ist; nothwendig wird er zuerst durch sinnliche Triebe geleitet. Zum Glück sind dieser Triebe denn auch so viele nicht; oder die Einschränkung der Kräfte läffet es nicht zu, daß er in diesem Zustande vieles unternimmt. Durch Fehltritte aufmerksam, thätig und weise zu werden, ist des Menschen Bestimmung.

§. 3.

Verschiedenheit der Willensäußerungen nach den verschiedenen Graden der Erkenntniß oder der Stärke der Vorstellungen.

Da der Wille durch Vorstellungen *) wirksam wird, so ist die Folge nothwendig, daß seine Aeußerungen sich auch nach der Intension und Menge der Vorstellungen, die zugleich auf ihn wirken, richten müssen. Auf diesem Grundsatz beruht das Meiste in der Willenslehre; daher darf die genauere Entwicklung desselben nicht verabsäumt werden. Also richten sich die Willensäußerungen:

1) Nach der Intension der einzelnen Wahrnehmungen, der Klarheit und Lebhaftigkeit der einzelnen Vorstellungen. Ein schwacher Eindruck, eine dunkle Vorstellung, bringen an und für sich nie so starke Gemüthsbewegungen hervor, als wenn eben dieselben klar und lebhaft sind. Wer eine Sache nur aus der Beschreibung eines andern kennet, nicht aus Erfahrung, wer sich nicht mehr recht daran erinnert, wer stumpfe blöde Sinne hat, oder sie sonst nicht recht empfinden kann; den wird sie nicht so afficiren, wie einen andern, der bey übrigens gleichen Umständen sie aus eigener lebhafter Empfindung kennt, und noch im frischen Andenken hat. Von Zusätzen aus fremden Vorstellungen soll aber hier noch gar nicht die Rede seyn. Denn

2) eine

*) So oft von Vorstellungen schlecht hin und ohne Gegensatz die Rede seyn wird: so hat man immer Empfindungen und jedwede Art von Wahrnehmungen mit darunter zu verstehen.

2) eine zweite Ursache der mehrern Stärke einer Vorstellung in Absicht auf den Willen liegt in der Menge dessen, was vorgestellt und gewahr genommen wird. Eine Bedingung aber hiebey ist, daß die mehrern Vorstellungen einartig wirken. Denn, wenn die eine Wohlgefallen und Begierde, die andere Mißfallen und Abscheu erwecke; so könnten zwar mehrere Willensäußerungen, aber nicht eine stärkere erfolgen. Vielmehr könnte Unvermögen, sich zu etwas zu bestimmen, oder Gleichgültigkeit die Folge davon seyn.

Ueberhaupt kommt es nicht darauf an, ob die mehreren Vorstellungen als Theile eines Ganzen, oder als Folgen aus einander, oder sonst zusammen zu gehören scheinen. Je mehrere Seiten einer Sache, oder je mehrere Folgen und Verbindungen derselben verdrüsslich sind, desto weniger Lust und Begierde wird sie erwecken; und desto stärker werden diese werden, je mehr angenehmes man bey der Betrachtung derselben entdeckt.

3) Die Deutlichkeit einer Vorstellung besteht darinn, daß man die Theile derselben unterscheidet, ihrer sich besonders bewußt ist. Klarheit der Vorstellungen von diesen Theilen ist also dabey erforderlich. In der Entfernung sieht man eine Sache undeutlich, weil viele Theile derselben zu dunkel bleiben, zu wenig afficiren. Und undeutliche Begriffe von wissenschaftlichen Gegenständen hat man, wenn die Grundbegriffe, aus denen die andern abgezogen oder zusammen gesetzt sind, einem ganz fehlen oder nur dunkel sind. Aber die Stärke der einzelnen Eindrücke allein macht dennoch eine Vorstellung noch nicht deutlich; und die Deutlichkeit nimmt nicht immer zu, wenn jene wächst. Die Unterscheidung

der Theile, auf welcher die Deutlichkeit beruhet, erfordert Richtung der Aufmerksamkeit auf die einzelnen Theile, die ohne einige Abziehung von den übrigen, ohne einige Absonderung derselben, nicht hinlänglich erfolgt. Hieraus läßt sich nun schon beurtheilen, ob deutliche Vorstellungen mit mehrerer oder wenigerer Kraft auf den Willen wirken müssen, als wenn eben dieselben klar zwar, aber undeutlich, wahrgenommen werden? Wenn die Undeutlichkeit bloß davon herkömmt, daß die Theile noch zu wenig Licht haben, zu schwach afficiren: so muß mit der Deutlichkeit derselben ihre Kraft in dem Willen zunehmen. Wenn aber von der Menge dessen, was zu gleicher Zeit, oder schnell auf einander Eindruck macht, das Unvermögen, alles einzeln anzumerken, und folglich die Undeutlichkeit herrühret; Deutlichkeit nur durch Absonderungen einiger Theile des Eindruckes zu bewirken ist: so schwächt ihn diese, und jene befördert ihn. Und in dem Falle haben diejenigen, die den Werth der Dinge nicht nach deutlichen Begriffen der kaltblütigen Vernunft schätzen lassen wollen, sondern nach Gefühlen, in so weit recht, daß es kommen könnte, daß jene zu wenig von der Sache enthielten. Aber könnten nicht diese leicht zu viel enthalten? Allerdings. Eine zweite Ursache, wodurch undeutliche Vorstellungen vor den deutlichen Gewalt in dem Gemüthe erlangen, ist dieß, daß sich ihnen leichter fremde Vorstellungen zugesellen und mit ihnen vermengen können. Eine geringe Aehnlichkeit mit den Dingen, womit der Kopf erfüllt und das Herz am lebhaftesten beschäftigt ist, ist oft schon genug, sie für einerley zu halten, und alle die richtigen Begriffe oder falschen Einbildungen, die man davon heget, aufsteigen und sich beunruhigen.

ruhigen oder entzücken zu lassen. Ein Augenblick schärferes Nachdenken, ein einziger Lichtstrahl der Vernunft; und das Phantom verschwindet, das fürchterliche Gespenst wird verlacht, die umarmte Juno wird zur Wolfe.

Durch oftmaliges Ueberdenken einer Vorstellung, die zu sehr zusammen gesetzt ist, um auf einmal deutlich zu werden, kann man es dahin bringen, daß sie nicht nur in ihren Theilen heller und lebhafter wird, sondern auch, daß immer weniger Zeit erfordert wird, um an alle diese Theile sich zu erinnern, um den Eindruck eines jeden zu bemerken. Man kann es dahin bringen, daß diese Bemerkungen so schnell auf einander folgen, daß die einzelne Eindrücke nah zusammen kommen, und eine gemeinschaftliche gleichzeitige Wirkung hervorbringen. Und auf diese Weise kann die Deutlichmachung Ursache werden, daß die eigenthümliche Kraft reiner Vorstellungen zur Veränderung des Willens sich vermehrt.

Und im Gegentheil kann in einem gefetzten, an die Regeln der Weisheit gewöhnten Gemüthe die Unvollständigkeit der deutlichen Gewahrnehmung den Eindruck einer Sache auf den Willen leicht schwächen; wegen des Zweifels und Mißtrauens, so gegen die Vorstellungen und Urtheile daher entsteht. Lasset es uns erst abwarten und mehrere Gewißheit erlangen, lasset die Sache näher kommen, sagt ein solcher Denker; und versäümet frenlich bisweilen darüber die Gelegenheit, dem Unglück zu entgehen oder das Glück zu haschen. Er spart sich aber auch oft die Schande einer vergeblichen Furcht, oder einer leichtsinnigen Hoffnung. Welches am öftersten, ist hier noch die Frage nicht.

§. 4.

Fortsetzung. Folgen im Gemüthe von der Geschwindigkeit, mit welcher ein Eindruck entsteht, und vom Contraste der Vorstellungen.

Körper wirken auf einander beim Stoß im Verhältnisse ihrer Masse und Geschwindigkeit zusammen genommen. Eben so scheint auch die Geschwindigkeit, mit welcher eine Idee erweckt wird, eine Ursache ihrer mehrern Kraft zu seyn *). Der gleichgültigste Vorfall, wenn er unvermuthet sich eräugnet, kann die heftigste Gemüthsbewegung hervorbringen. Um einem mit einer angenehmen Nachricht eine noch größere Freude zu machen, sucht man unvermuthet und auf einmal sie zu eröffnen. Und eine betrübtete Nachricht schmerzt auch desto mehr, je weniger das Gemüth darauf vorbereitet war. Da auch auf die Seele nur mittelst des Körpers von außen her gewirkt wird, und die Vorstellungen, die daher entstehen, sich nach dem Eindrücke richten, der in den Werkzeugen des Körpers hervorgebracht worden ist: so kann man annehmen, daß eben darum, weil die Geschwindigkeit die Wirkung der körperlichen Kräfte verstärkt, dieselbe auch die Wirkung der Vorstellungen im Gemüthe vermehre; da diese den Impressionen des Körpers gemäß erfolgen. Aber auch ohne auf diese mechanischen Gründe zurück zu gehen, läßt sich die Sache erklären. Denn, wenn ein Eindruck nach und nach erfolgt, erst Vorstellung war, dann Empfindung, so wird der Seele so viel Gewalt nicht angethan, der Widerstand wird

*) S. Mendelsohns Philosoph. Schriften, Th. II. S. 73. f.

wird nach und nach überwunden, es geschieht nicht so viel auf einmal. In vielen Fällen kommt noch dieß hinzu, daß bey einem unerwarteten Vorfalle die Seele eine Zeit lang ungewiß ist, was sie sich recht vorzustellen habe, und oft mit allerley Vorstellungen erfüllet wird, oder nicht gleich die Mittel sich vorzustellen weiß, wodurch das unangenehme des Eindruckes vermindert werden kann.

In andern Fällen kann auch der Contrast der Vorstellungen etwas dabey thun, dessen Gewalt in Ansehung der Gemüthsbewegungen überhaupt merkwürdig ist. Die Erfahrung lehret es, daß das Bild einer Sache um so viel stärker auf uns wirkt, wenn lebhaft das Bild vom Gegentheil zu gleicher Zeit in uns ist; das Bild eines Unglücklichen neben dem eines Glücklichen, der Tugend neben dem Laster, der Schönheit neben Ungestaltlichkeit oder Verfallenheit; und umgekehrt. Je mehr der eine Eindruck dem andern entgegen ist, desto mehr muß ihn die Seele fühlen, wenn sie den einen nach dem andern empfängt. Auch kann ein Bild in der Imagination nicht so leicht sich verlieren, wenn ihm das entgegengesetzte zur Seite steht. Denn entgegengesetzte Vorstellungen können sich nicht in einander auflösen; sie stämmen sich gegen einander, und halten und befestigen sich. Es läßt sich aber dieß nur eigentlich von den deutlichen Vorstellungen sagen, und daher von den eigentlichen bildlichen Vorstellungen mehr als von den Impressionen anderer Sinne, die ihrer Natur nach einer gleichen Deutlichkeit nicht fähig sind. Daher thut die Zugesehung entgegengesetzter Vorstellungen hey denselben auch die Wirkung nicht, wie bey den bildlichen; statt den Eindruck der einen durch die andern zu vermehren, wird man

ihn vielmehr schwächen. Man wird bey einer guten Mahlzeit die Lust zu essen durch Vorzeigung oder auch nur Beschreibung ekelhafter Dinge schwerlich vermehren. Und so schwächt die Vorstellung des Gegentheils den Eindruck einer Sache allemal; wenn sie entweder so stark wirkt, daß sie ihn vertilgt, oder die beyderley Eindrücke sich mit einander vermengen.

Ueberhaupt befördern alle diese angezeigte Umstände das Vermögen der Vorstellungen, den Willen zu bestimmen, Begierden und Verabscheuungen zu erwecken, nur bey einem angemessenen Grade der angewandten Kraft. Außerdem können sie das Gegentheil bewirken, blenden, betäuben, verwirren, starr und gleichgültig machen. Von dem, was bey der Ueberspannung und Uebertreibung der Vorstellungen die Bemerkung des Unnatürlichen, der Unwahrheit, thun kann, ist noch gar nichts zu gedenken.

§. 5.

Vergleichung der verschiedenen Arten von Vorstellungen; der sinnlichen und abstracten u. s. w. in Absicht aufs Vermögen den Willen zu bestimmen.

Wenn es nur auf Klarheit und Lebhaftigkeit der Vorstellungen ankäme; so würden die Empfindungen und überhaupt die sinnlichen Vorstellungen vor den abgezogenen Begriffen des Verstandes allezeit die Oberhand behaupten. Aber was diesen an eigenthümlicher Kraft abgeht, das ersetzen sie durch den Anhang, den sie sich zu verschaffen wissen, durch die vielen mit ihnen verknüpften Vorstellungen. Das Wort Ehre und der allgemeine Begriff, den es bezeichnet, haben an sich wenig Kraft, den

den Willen zu reizen und das Gemüth zu bewegen. Dennoch können sie es; dadurch nämlich, daß eine Menge wirksamer Ideen ihnen anleben und durch sie erweckt werden.

Aber haben nicht dennoch die sinnlichen Vorstellungen überhaupt mehr Gewalt über das menschliche Gemüth, als die Vorstellungen der Vernunft? Daß die Gewalt der erstern sehr groß sey, auch bey Menschen, die den Namen der Vernünftigen durch viele ihrer Handlungen und Einsichten sehr wohl verdienen; davon giebt die Erfahrung Beweise in Menge. Wie viele vernünftige Leute entsetzen sich noch immer vor der Vorstellung, ihren todten Körper der Anatomie zu überlassen? Und doch hat die Sache an sich gar kein Uebel in der vernunftmäßigen Vorstellung, sondern nur allein in dem Bilde beym Einflusse der gegenwärtigen Empfindung, so lange man noch in diesem Körper lebt. Der kleinste Theil vielleicht nur von denen, die die Furcht vor Gespenstern aus ihrer Vernunft völlig verbannet haben, ist im Stande, alle unangenehmen Gemüthsbewegungen zu unterdrücken, die durch die Vorstellung eines Poltergeistes oder der Erscheinung eines Todten beym nächtlichen einsamen Aufenthalte auf einem Kirchhofe oder an einem andern verrufenen Orte erweckt werden. Man kann wissen, daß man eine Erdichtung liest oder vorstellen sieht, mit Unempfindlichkeit sich waschen, wenigstens vor Thränen sich hüten wollen, und doch Thränen vergießen. Ein verständiger gelehrter Mann, dem die große Gefahr zu erfrieren, wenn man bey sehr strenger Kälte sich niedersetzet, aus seinem Vaterlande am besten bekannt ist, warnet seine Reisegefährten zum voraus, sich keine Müdigkeit, keine

Lust dazu bringen zu lassen. Und er ist der erste, der dem sinnlichen Reize nicht mehr widerstehen kann, der durch Bitten es dahin bringen will, daß man ihm erlaube, sich ein wenig niederzulassen *).

Aber groß ist doch auch die Gewalt, die die Vorstellungen der Vernunft über die sinnlichen Antriebe erhalten können. Nicht allein der stoische Weise, der unter den ausgesuchtesten Martern sich selig und frey fühlet, nicht der vollkommene Tugendhafte nur, in dem alle sinnliche Triebe unter der Beherrschung der Vernunft stehen, können dieß beweisen. Auch Bösewichte, Wilde und Narren geben Beweise davon. Wodurch stärket sich der Mörder auf der Folterbank gegen die Schmerzen, daß sie ihm nicht das Bekänntniß abdringen? als durch den tief eingepprägten Gedanken, daß von dieser Standhaftigkeit die Erhaltung seines Lebens abhänge; einen Gedanken, der noch weit mehr auszuhalten den Menschen bestimmt. Noch größer ist die Standhaftigkeit, die viele unter den wildesten Völkern beweisen, sowol wenn sie in der Gefangenschaft bey den unbeschreiblichen Martern, die ihre Feinde ihnen anthun, nicht diesen das Vergnügen, sich recht nach Lust gerächt zu haben, gönnen, nicht ihr Volk durch einen Beweis ihrer Weichlichkeit beschimpfen wollen; als auch, wenn sie Proben dieser ihrer Unempfindlichkeit ablegen, um zu einer Ehrenstelle zu gelangen, wobey dieses eine nothwendige Bedingung ist **). Von
eben

*) *S. Hakesworth Account Vol. II.*

***) Die Proben, welchen diejenigen sich unterwerfen müssen, die unter einigen wilden Völkern in dem südlichen

eben der Art war auch die bekannte Standhaftigkeit der jungen Spartaner *). Und was vermag endlich nicht die Schwärmeren, wenn sich erst gewisse Absichten bey ihr festgesetzt haben; besonders die Schwärmeren des Aberglaubens **)? Alle diese Erscheinungen aus körperlicher Unempfindlichkeit erklären zu wollen, greift zu sehr gegen die Umstände. Der äußerste Schmerz zwar kann betäuben †). Aber bis es allmählig dazu kommt, muß

den Amerika Anführer werden wollen, sind äußerst schmerzhaft. Geißelungen, von denen der Körper sofort aufschwillt, Bisse giftiger Insekten, Hitze und erstickender Rauch eines der übelsten Gerüche verbreitenden Feuers. Manche sterben darüber. Wer aber die Ehre eines Mannes von bewährter Standhaftigkeit erlangen will, darf unter allen diesen Martern sich nicht bewegen, geschweige denn einen Ton des Schmerzens von sich hören lassen. *Robertson Hist. of America I. 363. vergl. Oldendorps Geschichte der Mission, S. 30.*

*) *Cicero Tusc. II. 14.*

***) Um zu büßen, oder auch um in den Ruf einer besondern Heiligkeit zu kommen, lassen sich solche Leute in Indien bisweilen langsam über einem Feuer, das sie selbst unterhalten, halb braten; an Stricken hin und her sich schwingend, die in ihre Haut eingenagelt sind. Andere thun ein Gelübde, sich nie zu setzen oder zu legen, stehen wohl Jahre lang auf einem Fuß, an einem Balken gebunden, daß sie ganz steif darüber werden. *Joes Reise nach Indien, I. 56. f. 130. vergl. Lex Wahrheit der christl. Religion, Einleitung S. 7.*

†) Auch die Standhaftigkeit eines Brutus, bey der Hinrichtung seiner beyden Söhne, könnte nach dem Plutarch diese Auslegung erhalten. Doch setzt der wackere Philosoph hinzu: Es muß vielmehr das Urtheil dem Ruhme des Mannes gemäß eingerichtet, als die Tugend wegen der Schwäche, die bey sich der Richter fühlt, bezweifelt werden. *Poplicola cap. 6.*

muß vieles erst ausgehalten seyn. Uebung aber, und allmälige Angewöhnung des Gemüthes zur Ueberwindung des sinnlichen Antriebes, thut vieles dabey *).

Aber nicht Vernunftbegriffe, abgesondert von allen sinnlichen Reizen, bringen alle diese Wirkungen hervor. Gleichwie aus Empfindungen, innern oder äußerlichen, alle unsere Begriffe abstammen; also wirken sie auch durch die Kraft der Empfindung auf den Willen. Aber es ist nicht eine einzige einzelne Empfindung, sondern gleichsam nur der Extract aus vielen auf das genaueste mit einander vereinigten, aufs schnellste durch einander erweckbaren Empfindungen. Manchmal sticht noch eine und die andere so stark hervor, daß der Beweggrund, ungeachtet seiner hohen Einkleidung in die Sprache der Vernunft, seinen sinnlichen Ursprung dadurch verräth. Bisweilen aber haben sie sich so sehr verfeinert, daß sie vor denen, die mit der Geschichte des menschlichen Geistes nicht genau bekannt sind, ihren Ursprung pöllig verleugnen können; Kinder des Himmels, nicht der Erde Abkömmlinge, zu seyn scheinen.

§. 6.

Willkühr und Freyheit.

Geht die Abhängigkeit des Willens vom Verstande so weit, daß nach den Vorstellungen und Urtheilen
des

*) Man sieht öfters unter den Wilden, daß ein Knabe und ein Mädchen sich ihre Arme zusammen binden, und eine glühende Kohle dazwischen legen, um zu sehen, welches das erste Zeichen des überwältigenden Schmerzens von sich geben wird. *Robertson* p. 363.

des letztern, der erste sich nothwendig richtet, richten muß? Und wenn dieses ist: kann der Wille denn doch frey heißen?

Hierauf antworten einige, daß der Wille den Beweggründen, welches die Vorstellungen seyen, freylich nachgeben müsse; dies bringe seine Natur, und das allgemeine Naturgesetz, daß nichts ohne Grund geschehen könne, so mit sich. Freyheit sey kein Begriff, der auf den Willen angewendet werden könne, aber der Mensch sey doch frey, in so fern er thun kann, was er aus Ueberlegung will *).

Anderere wollen behaupten, daß die Abhängigkeit des Willens so weit nicht gehe; daß die Beweggründe ihn zwar erwecken, reizen, geneigt machen, aber noch das Vermögen, ihnen zu widerstehen oder nachzugeben, übrig lassen; daß gegen diese Beweggründe, und auch bey dem völligen Gleichgewichte streitender Beweggründe der Mensch es in seiner Gewalt habe, einen Entschluß zu fassen **).

Wiederum meinen einige, daß allernächst zwar der Wille allemal durch Beweggründe bestimmt werde; daß er aber die Beweggründe selbst mache, oder doch verändere, und gleichsam ihr Gewicht bestimme †).

Die Beobachtung allein muß hierüber entscheiden; denn die Frage betrifft das, was geschieht, täglich, ja augenblicklich in uns vorgeht. Was lehrt diese nun?

1) Daß

*) S. *Helvetius* Disc. I. chap. IV. *Locke* B. II. chap. XXV.

***) *Crusius* Metaphysik S. 449. ff. Thelematologie R. III.

†) *Search* prüft, und widerlegt diesen Gedanken, *Licht der Natur*, Th. V. R. V.

1) Daß der Wille sehr wohl im Stande ist, Beweggründen sich zu widersetzen; aber daß immer ein anderer Beweggrund alsdenn da ist, der diesen Widerstand bewirkt. Nicht immer ist es eine vernünftige oder deutliche Vorstellung, sondern eine unentwickelte Empfindung oder dunkle Erinnerung, ein vermengtes Gefühl, eine Phantasie; ein Schwarm kleiner Phantasien kann es auch seyn.

2) Daß von einem schon gefaßten Entschluß abzulassen möglich ist, so oft man Lust dazu hat. Aber diese Lust hat allemal ihren Grund in einer neuen Vorstellung; wäre es auch nur, die Probe zu machen, daß man es könne.

3) Daß der Wille auch allerdings auf die Hervorbringung und Ausbildung der Beweggründe Einfluß hat, vermöge der schon bemerkten Abhängigkeit des Denkens vom Wollen (§. 1.). Aber der Wille hat seinen Grund, seine Absichten, seine antreibenden und abhaltenden Vorstellungen auch bey dieser Verwendung der Erkenntnißkräfte, wodurch ihm neue Beweggründe und Antriebe erzeugt werden. Die Geschichte des menschlichen Geistes fängt auch nach dem, was wir wissen oder uns irgend vorstellen können, nicht mit dem Wollen, sondern mit dem Empfinden und Erkennen an.

4) Daß der Mensch den ganzen Grund seiner Entschließungen und Willensäußerungen aufs vollständigste und genaueste wisse, läßt sich vielleicht in keinem einzigen Falle behaupten. Denn es kommt dabey nicht allein auf die jetzt wirkenden Vorstellungen an; deren auch wohl weit mehrere seyn können, als unterschieden und deutlich wahrgenommen werden. Es kommt auch auf dasjenige an,

an, was den gegenwärtigen Zustand des Willens, die Neigungen in ihren Verhältnissen unter einander, die Stärke der Triebe und deren Reizbarkeit so bestimmt. Aber dieß kann doch im geringsten nicht die Meynung rechtfertigen, daß eine Willensäußerung gegen alle Vorstellung und ohne alle bestimmende Empfindung oder Vorstellung erfolgen könne. Sehr viele aufmerksame Beobachter, denen ich mich hierinn zugesellen darf, versichern, daß sie einer solchen Unabhängigkeit, einer solchen Selbstherrschaft des Willens sich bey sich selbst nie haben bewußt werden können. Und es läßt sich sehr leicht begreifen, wie diejenigen, die das Gegentheil, vermöge ihrer Erfahrung, behaupten wollen, in ihrem Urtheile sich dabey übereilet haben können; indem sie nämlich nur auf einiges, was in ihnen vorgieng, nicht, wie sie gesollt hätten, auf alles, was rege ward, Acht geben.

Wenn man sich also nicht begnügen will, für den Menschen überhaupt Freyheit zu behaupten, die darinn besteht, daß er mit innerer Kraft Vorstellungen, Beurtheilungen, Entschließungen und Handlungen nach Wohlgefallen bewirken kann; wenn der Wille frey heißen soll: so kann die Freyheit desselben darinn gesetzt werden, daß er nicht an einige wenige Antriebe gefesselt ist, sondern durch unzählich viele bestimmt werden kann. Dieß drückt auch der Name der Willkühr oder des Vermögens zu wählen aus. Dieß Vermögen zu wählen, obgleich immer nach Gründen, kömmt dem Willen unleugbar zu. Und die Moralisten geben ihm den Namen der Freyheit hauptsächlich alsdenn, wenn es nach den Vorstellungen der Vernunft oder der bestmöglichen Erkenntniß sich richtet; nicht den blinden Trieben des Temperaments,
oder

oder der Gewohnheit oder überhaupt unvollständigen sinnlichen Vorstellungen folget.

§. 7.

Erster Schritt zur Beantwortung der Frage vom letzten objectiven Grunde des Wollens und Nichtwollens.

Keine Willensäußerung erfolgt ohne den Antrieb einer Vorstellung. Aber warum erfolgt sie bey derselben? Warum Wohlgefallen und Begierde in dem einen, Mißfallen und Verabscheuung in dem andern Falle? Diese Frage scheint den Moralisten insgemein sehr leicht zu beantworten. Das Gute, sagen sie, ist allein, was wir wollen. Nie will ein Mensch etwas, als weil es ihm gut scheint, und in so fern nur, als er es für gut hält, will er es. Und verabscheut wird das Böse, so fern es als böß erscheint.

Aber was nennt man Gut? Dasjenige, was einem gefällt, Vergnügen giebt, angenehm ist, das Vergnügen selbst? So wäre diese Antwort sehr wahr, aber auch sehr leer an Unterricht. Denn die beiden Sätze, daß gut sey, was uns Wohlgefallen verursacht, und daß das Wohlgefallen und Begehren aus der Vorstellung des Guten entspringe, sagen zusammen eben so viel, als daß das Wohlgefallen und Begehren, oder kurz das Wollen aus der Vorstellung dessen, was Wohlgefallen und Begierde, was Wollen erweckt, entstehe.

Aber das Gute, kann man wiederum antworten, ist das, was Nutzen bringt, das Nützliche. Das heißt? Was zu demjenigen verhilft, woran man Vergnügen findet, und von demjenigen befreyt, was Unlust
und

und Schmerz verursacht. — Richtig; das Nützliche ist etwas Gutes, die eine Gattung des Guten; und das Angenehme, so fern es dieses ist, die andere. Aber nun fragt es sich, welche von diesen beiden Gattungen zuerst den Namen des Guten geführt, und der andern nur durch Beygesellschaft dazu verholfen hat? oder die Namen, die in der Sache selbst nichts ausmachen, bey Seite gesetzt; fragt es sich, ob das Nützliche um sein selbst willen begehrt werde, oder nur um des Angenehmen willen, zu dessen Besitze oder wiederhergestelltem Genusse es verhilft?

Diese Frage hat keine Schwierigkeit. Durch die Begriffe selbst, und durch die Empfindung in jedwedem Falle, entsteht die Antwort, daß, was nur um des Nutzens willen begehrt wird, nicht um sein selbst willen begehrt werde. Die bittere Arznei wird um der Gesundheit willen genommen, nicht um des Vergnügens, das heißt also, nicht um ihrer selbst willen, ohne Absicht auf etwas anderes. Bey allem andern, nur bey dem an sich angenehmen, braucht man nicht zu fragen, warum es begehrt werde.

Liebsinniger beantworten denn endlich einige die aufgeworfene Frage also: Was begehrt wird, ist entweder selbst Vollkommenheit, oder befördert dieselbe. Jene, die Vollkommenheit, wird um ihrer selbst willen begehrt; und was dazu verhilft oder nützlich ist, um derselben willen.

Aber was soll unter der Vollkommenheit verstanden werden? Soll Vollkommenheit nicht mehr heißen, als Realität, Kraft, jedwede positive Eigenschaft, im Gegensatze auf Mangel und Einschränkung?

Erster Theil.

D

fung?

fung *)? So fehlt es dem Satze sehr an einleuchtender Gewißheit und Begreiflichkeit. Denn, kann man erstlich einwenden, wenn das Wohlgefallen aus dem Anschauen oder Gefühl der Vollkommenheit, durch die Realität und Kraft, entspringt; woher entstehen denn Schmerz und Mißfallen? Aus der Einschränkung, antwortet man. Aber Einschränkung ist nur ein Begriff, kein Ding, das etwas wirken kann. Alle Wirkungen entstehen durch Kräfte. — Und was sagt die Antwort in der Anwendung? Erklärt sie, warum man Lust zum mäßig Süßen, und Abneigung vor dem Herben und Bittern hat, warum einige Dinge angenehm, andere unangenehm riechen, u. s. w.? Und überhaupt sind kleine Gewächse im Pflanzenreich, kleinere Thiere nothwendig weniger gut, weniger vollkommen, als größere?

Soll Vollkommenheit so viel heißen, als Vollständigkeit? Aber erstlich ist der Begriff der Vollständigkeit ein zu relativer Begriff, um in ihm selbst einen letzten Grund der dabey entstehenden Gemüthsbewegungen vermuthen zu dürfen. Sodann ist es zwar in einigen Fällen gewiß, daß das Ganze mehr Vergnügen erweckt, als ein Theil, ein unvollständiges Fragment. Aber in vielen andern Fällen ist das Gegentheil; man hat Lust zu einem

*) Man giebt hier nur eine unvollständige Entwickelung der Begriffe und Grundsätze; weil die Absicht nur ist, die Schwierigkeiten der Untersuchung aufzudecken, um welcher willen man sich nicht getrauet, nach dem Beispiele anderer, die Willenslehre auf Grundsätze zu bauen, welche so wenig einleuchtend oder genugthuend sind. Die weitere Aufklärung derselben wird in folgenden Abschnitten allmählig entstehen.

einem Theile, nicht zum Ganzen, oder wie einer der alten sieben Weisen Griechenlandes gesagt haben soll, die Hälfte ist oft mehr werth, als das Ganze.

Wenn man nach dem Begriffe, der bey den gemeinsten Anwendungen des Worts sich am leichtesten entdeckt, unter der Vollkommenheit einen solchen Zustand, solche Eigenschaften eines Dinges versteht, wodurch es sich selbst oder andern am meisten Nutzen schafft: so ist freylich die Richtigkeit des Satzes, daß Vollkommenheit begehrt, und Unvollkommenheit verabscheuet werde, in manchen Fällen leicht zu erweisen. Aber, wenn dies nun auch erwiesen ist: so ist man damit eben so wenig am Ziel der Untersuchung, als bey dem gleich zu Anfang gefundenen Satze, daß das Nützliche begehrt werde. Denn Vollkommenheit würde also nur um des Nutzens willen begehrt, und nicht um ihr selbst willen. Die Frage aber geht augenscheinlich auf das, was um sein selbst willen begehrt wird, also den letzten objectiven Grund des Begehrens in sich enthält. So steht es eben auch noch, wenn der Begriff der Vollkommenheit in der Uebereinstimmung des Manchfaltigen gesetzt wird. Denn um den Begriff vollständig zu machen, wie ihn die Erfahrung bestätigt: muß man hinzusetzen, daß durch diese Uebereinstimmung Gutes, mehr Gutes, als durchs Gegentheil, bewirkt werde. Außer dem möchte sie wohl Schönheit heißen können, aber nicht Vollkommenheit.

Aber diese letztern Begriffe von der Vollkommenheit klären nicht nur in der Hauptsache nicht viel auf; sondern es stehn auch der Allgemeinheit des Satzes, daß das Anschauen oder Gefühl der Vollkommenheit der

Grund des Wollens sey, noch immer viele Zweifel im Wege. Es scheint wenigstens, daß der Mensch auch an den Fehlern, am Leiden, an der Zerrüttung anderer sich ergötzen könne. Und auch bey demjenigen, was er in seinen eigenen Veränderungen und Zuständen liebt und begehrt, sind die angezeigten Merkmale der Vollkommenheit nicht immer zu entdecken.

Aus allen diesen Bemerkungen zusammen genommen, wird wenigstens so viel erhellen, daß die Frage vom letzten objectiven Grunde des Wollens und Nichtwollens mehr auf sich habe, als daß sie gleich bey den ersten und allgemeinsten Grundsätzen der Willenslehre sich beantworten ließe; daß Antworten, die man hier geben zu können geglaubt hat, entweder der Absicht der Frage nicht angemessen seyn, oder einen Beweis erfordern, der hier wenigstens nicht geführt werden kann; daß weniger nicht, als die Untersuchung des Ursprungs, und der Verkettung aller merkwürdigen Neigungen des menschlichen Willens erforderlich seyn, um diese Antwort sicher und lehrreich geben zu können.

S. 8.

Von den letzten subjectiven Gründen des Wollens und Nichtwollens. Ob die Neigungen angebohren werden?

Wie viele Macht über den Willen den Vorstellungen, und mittelst derselben den Dingen auch eingeräumt werden muß: so ist doch in ihnen allein der ganze Grund noch nicht enthalten, weswegen just solche Willensäußerungen in einem Menschen sich hervorthun. Jedwede Veränderung, die in einem Dinge durch die Kraft eines
andern

andern bewirkt wird, hat immer einigermaßen ihren Grund auch in der Natur und dem vorhergehenden Zustande desjenigen Dinges, in welchem sie bewirkt wurde; darinn, daß dies Ding solchen Widerstand that, so mitwirkte, oder leidend sich verhielt, u. s. w. Eben also ist leicht zu begreifen, daß die Beweggründe, die einen Willen wozu bestimmen, ihn nicht just so würden haben bestimmen können, wenn es nicht ein solcher Wille wäre. Ehe noch irgend eine Veränderung mit dem menschlichen Geiste sich eräugnet; müssen die Gründe zu seinen Veränderungen, insbesondere auch zu den Willensäußerungen, einigermaßen schon in ihm liegen. Denn nichts ist vorhanden, ohne daß es gewisse Eigenschaften hat; und nach diesen müssen sich allemal auch die Veränderungen richten, die in demselben entstehen, von was für einer Art sie auch seyn, und von was für Ursachen sie auch immer entstehen mögen.

Wenn man also die Bestimmungen oder Eigenschaften einer menschlichen Seele, in denen der Grund liegt, weswegen Empfindungen und Vorstellungen, wenn sie entstehen, Wollen oder Nichtwollen erwecken, Neigungen; und die Beschaffenheiten ihrer Kraft, um welcher willen sie, bey entstehenden Anlässen und Reizen, just auf eine gewisse Art wirksam wird, Triebe nennen will: so muß man eingestehn, daß Neigungen und Triebe angebohren werden; daß nicht ohne alle Neigungen und Triebe ein Begehungsvermögen, und thätige Kraft in sich enthaltendes Wesen je seyn kann. In dieser Bedeutung der Worte wird auch nicht leicht jemand dagegen streiten, daß z. B. Selbstliebe und Trieb sich zu erhalten, angebohren, ja ursprünglich der Seele anerschaffen seyn.

Aber daß Begierden, oder durch wirklich vorhandene Vorstellungen erregte Willensäußerungen, und Neigungen, in der Bedeutung durch Vorstellungen gegründeter, entfernter Dispositionen des Willens zu gewissen Begierden, ursprünglich der Seele angebohren und anerschaffen seyn; dies ist etwas anders. Dies folgt nicht aus den vorhergehenden Gründen; und dies hat alle diejenigen Beobachtungen und Gründe gegen sich, durch welche sich die mehresten Seelenforscher längst überzeugt haben, daß uns keine Begriffe angebohren werden, oder daß alle Vorstellungen aus Empfindungen entstehen, und also vor denselben noch nicht da seyn können.

Unterdessen giebt es doch Philosophen, die, nach dieser Erklärung, Neigungen und Begierden für angebohren halten, und eben darum der Behauptung, daß es keine angebohrne Ideen gebe, widersprechen; umgekehrt schließen, daß es angebohrne Ideen geben müsse, weil es angebohrne Neigungen giebt *).

Außer den moralischen Neigungen und Trieben, in Ansehung derer die Untersuchung im folgenden ausführlich vorgenommen werden soll, gründet man sich bey dieser Behauptung auf allerhand Fertigkeiten, Neigungen und Abneigungen, die man an den neugebohrnen Kindern bald gewahr wird. Sie begehren sich zu nähren, und wenden ihre Kräfte dazu an, richten die Gliedmaßen ihres Körpers dazu ein, daß sie ihrer Nahrung theilhaftig werden. Bey solchen offenbar angebohrnen
Kunst-

* S. Crusius Thelematol. §. 92. Vernunftlehre §. 82. ff.

Kunstfertigkeiten, meynt man, lasse sich an dem Daseyn angebohrner Neigungen und Triebe, die Ideen zum Grunde haben müssen, nicht zweifeln. So schein es auch ferner, daß Kinder, ehe noch Erfahrungen den Grund in ihnen dazu gelegt haben können, Kenntniß vieler ihnen schädlichen Dinge, und darauf gegründete Abneigungen haben. Warum führe sonst das Kind in der Wiege, schon in den ersten Tagen nach seiner Geburt, so schreckhaft zusammen, wenn etwas fällt, oder die Thür hart zugeschmissen, oder schnell mit einigem Geräusche geöfnet wird? Warum scheut es sich, und verbirget sein Angesicht vor gewissen Gesichtern, da es andern gern sich naht? Ideenassociation, vermöge gehabter Erfahrungen, kann hier nichts thun. Und was sind es anders, als angebohrne Ideen und Neigungen, wodurch die wildesten und unwissendsten Menschen, wie eben auch Thiere, die ihnen unschädlichen Nahrungsmittel auszufinden im Stande sind?

Aber man schließt hier aus den Beobachtungen mehr, als darinnen enthalten ist, und schließt gegen andere gesichrtere Grundsätze. Das Kind zeigt gleich nach der Geburt Triebe, und einige Fertigkeit, sich seine Nahrung zu verschaffen. Aber woher weiß man, daß dieser Trieb auf Ideen und Vorerkenntnisse sich gründe, und nicht bloß durch Mechanismus und gegenwärtige Empfindung bestimmt werde? Und wenn Ideen zum Grunde liegen müssen; könnten die nicht durch die Empfindungen im Mutterleibe erzeugt worden seyn; wodurch das Kind schon lebte, und nach einiger Physiologen Vermuthung, schon Gelegenheit und Reize hatte, Säfte durch

D 4

den

den Mund einzusaugen *). Eben also können die Bewegungen, die Furcht und Abscheu vor Dingen zu beweisen scheinen, deren Schädlichkeit das Kind noch nicht aus Erfahrung weiß, ohne alle Schwierigkeit für bloße Wirkungen der Organisation gehalten werden, die der Schöpfer so veranstaltet hat, um durch mechanische Befehle den Anstalten der Vernunft vorzuarbeiten. Es sind ja mehrere Arten offenbar unwillkürlicher, vom Schöpfer zu unserm Besten uns natürlich gemachter, Bewegungen bekannt; der Augen z. B. und anderer Gliedmaßen des Körpers, unter gewissen Umständen. Will man die ersten Erscheinungen aber auch für Wirkungen der Seele halten; so ist es doch nicht nöthig, den Grund derselben in angebohrnen auf Ideen gegründeten Neigungen zu setzen; da sie Wirkungen einer gerade icht entstehenden Empfindung seyn können. Warum aber diese icht entstehende Empfindung just so auf die Seele, und diese dann so auf den Körper wirkt; das ist eine Frage, dergleichen noch viele andere in den Untersuchungen über die Willensneigungen vorkommen; welche, man mag sie beantworten oder nicht, die Frage von den angebohrnen Ideen und Begierden unentschieden lassen.

Am allerwenigsten hat man Ursache, um derjenigen Neigungen und Abneigungen willen, durch welche die Menschen natürlicher Weise bestimmt werden, ihre Nahrung sich auszusuchen, angebohrne Begriffe anzunehmen. Denn es ist aus der Beobachtung selbst klar, daß, was hiebey wirklich Naturtrieb ist, auf den Geruch,
den

*) S. *Verdier* sur la perfectibilité de l'homme, Recueil II. p. 122. seqq.

den Geschmack, und andere Empfindungen der äußern Sinne sich gründe; indem größtentheils diejenigen Dinge eine gesunde Nahrung geben, die auf diese äußern Sinne einen angenehmen Eindruck machen, und diejenigen nicht, die das Gegentheil thun.

Man hat aber auch bey der Untersuchung aller dieser Erfahrungen sich zu hüten, daß man nicht zu vieles für ursprünglich gegründet halte, da die Erfahrungen und Uebungen einer menschlichen Seele gewissermaßen schon im Mutterleibe, und überhaupt früher anfangen, als die Beobachtung, und das deutliche Bewußtseyn.

Kapitel II.

Von den nächsten Ursachen der verschiedenen Wirkungen der Dinge auf den Willen.

§. 9.

Allgemeine Bemerkungen.

Aus der Abhängigkeit des Willens von den Vorstellungen ist die Folge einleuchtend, daß der Wille verschiedener Menschen, oder eines Menschen zu verschiedenen Zeiten, sich sehr verschiedener beweisen könne, gegen einerley Sache; bloß weil die Empfindung oder Vorstellung davon nicht dieselbe ist. Denn die Dinge können nicht unmittelbar auf den Willen wirken, sondern nur mittelst der Vorstellung. Demnach

1) muß die Verschiedenheit der Organisation, die bey den verschiedenen Geschlechtern, Altern und an-

den Classen der Menschen oft so merklich ist, Verschiedenheit der Willensneigungen nach sich ziehen. Und zwar auf eine gedoppelte Weise. Einmal darum, weil die äußerlichen Dinge nicht so den einen Körper, wie den andern, afficiren. Sodann, weil nicht der eine dieselben Bedürfnisse in sich fühlt, wie der andere; und also auch nicht Dinge, die diesen Bedürfnissen abhelfen, so ansieht und achtet.

2) Eine jede Sache hat so viele Seiten, so viele Eigenschaften und Verhältnisse, nach denen sie nützlich und angenehm, oder auch schädlich und unangenehm werden kann. Die Vorstellungen, die die Menschen von den Dingen haben, wenn sie auch von irrigen Zusätzen frey bleiben, sind doch gewöhnlich unvollständig, einseitig, und weichen daher sehr leicht von einander ab; ändern sich leicht, wenn auch die Dinge dieselben bleiben.

3) Es kommt nicht bloß darauf an, was sich ein Mensch bey einem Dinge vorstellt; sondern auch wie er sichs vorstellt; wie klar, lebhaft, deutlich, wie gewiß, und zuversichtlich (§. 3.). Wissen ohne Glauben, ohne lebhafteste Anwendung auf sich, ohne innere Zueignung hilft wenig. — Wenn Gutes und Böses beisammen ist; so kommt es darauf an, nicht nur an welchem einem, um der schon vorhandenen Triebe willen, am meisten gelegen ist; sondern hauptsächlich, welches man sich am lebhaftesten denkt, am gewissesten erwartet. Bey sehr vielen Menschen ist das Nächste immer das Wichtigste, der kürzeste Weg immer der beste.

§. 10.

Von den Wirkungen der associirten Ideen und Gefühle.

Was in den Vorstellungen, und daher auch in dem Verhalten des Willens gegen die Dinge die größten Verschiedenheiten und Veränderungen verursacht, das ist die Verknüpfung und Zugesehung fremder Ideen, die Ideenassociation.

Denn dadurch entstehen nicht nur die sogenannten Nebenideen, die die Wirkung der Hauptidee oft sehr verändern, eine an sich angenehme Sache unangenehm, eine unangenehme angenehm, eine ernsthafte lächerlich, eine lächerliche ernsthaft machen; sondern die Reize eines Dinges können, kraft der Ideenassociation, dergestalt über andere Dinge sich verbreiten, und ihnen sich mittheilen, daß sie eben so wirken, als ob sie ihnen eigenthümlich wären, ohne daß man sich der Ideen, aus denen sie eigentlich herrühren, im mindesten bewußt ist.

Um hievon deutliche Begriffe sich zu machen; muß man zuvörderst die Gesetze der Ideenverknüpfung bemerken; die Gründe und Bedingungen, bey denen Ideen, und mittelst derselben Gefühle und Gemüthsbewegungen, so sehr oft, ohne daß man es will, durch einander erweckt werden. Wenn man dasjenige abrechnet, was nicht eigentlich die Ideen und ihre Wirkungen angeht, was bloß im Körper, in der Sympathie der Nerven seinen Grund hat: so läßt sich alles aus zwey Grundsätzen erklären. Es werden Ideen durch einander erweckt, entweder weil sie was ähnliches vorstellen, oder weil sie schon vorher ein oder mehrmal, neben oder auf einander in der Seele beisammen gewesen sind,

Ver-

Vermöge dieses zweyten Grundes, kann eine Verknüpfung zwischen den verschiedenartigsten Ideen entstehen; wenn auch nur ein Irrthum, Vorurtheil, oder irgend ein Zufall sie nun einmal zu einander gefest hat. Und die entferntesten Ideen können mittelbarer Weise erweckt werden; wenn etwa die Mittelidee, die mit der einen durch Aehnlichkeit zusammenhält, mit der andern kraft des ehemaligen Besammenseyns in Verbindung steht. Von mehreren Ideen aber, die aus dem einen oder aus dem andern dieser Gründe erweckt werden können, werden jedesmal diejenigen am leichtesten erweckt, für die entweder die stärkste Erweckung da ist, oder bey denen die meiste Erwecklichkeit sich findet. Folglich, die entweder mit der erweckenden Idee die größte Aehnlichkeit, oder die genaueste Verknüpfung haben; oder zu welchen ohnedem die stärksten Dispositionen schon vorhanden sind. Also diejenigen, mit denen ein Mensch sich oft beschäftigt, oder vor kurzem erst beschäftigt hat; oder die vermöge ihres Ursprungs einen tiefen Eindruck gemacht, Dauer und Lebhaftigkeit erlangt haben. So viel von den allgemeinen Gründen und Gesetzen der Erweckung der Ideen durch einander, kann hier genug seyn *).

Um nun die unzähligen, zum Theil so wichtigen, zum Theil so sonderbaren Veränderungen des Eindrucks der Dinge auf das menschliche Gemüth, die durch die Ideenassociation entstehen, in einiger Ordnung und Voll-

*) Schriftsteller, die ausführlicher davon handeln, habe ich genannt in den Institut Log. & Metaphys. §. 24 seqq. woselbst auch die hier vorgetragene Grundsätze noch etwas weiter entwickelt sind.

Von den Wirkungen der Dinge auf den Willen. 61

Vollständigkeit, obgleich nur in der allgemeinsten Uebersicht sich vorzustellen; so bemerke man,

1) wie Dinge, die an sich wenig anziehendes haben, durch die adsociirte Idee von einer Person einem angenehm und wichtig werden können. Die Erfahrung giebt davon viele und manchfaltige Beweise. Sachen, die einer berühmten oder geliebten Person zugehört haben, von derselben einem zum Andenken gegeben wurden, sind um dieses Verhältnisses willen oft unschätzbare Kleinode. Moden und Gewohnheiten, und nicht selten Fehler, werden nur darum nachgeahmt, weil die Personen, die sie an sich haben, angesehen und beliebt sind. Man sagt sprichwortsweise: Schönen Personen stehe alles schön.

2) Das Andenken einer Begebenheit kann gleiche Wirkungen hervorbringen. Ein Lied, das man bey'm Sterbebette, oder dem Begräbniß eines Vaters, einer Geliebten, oder unter andern sehr rührenden Umständen lesen oder singen hörte, scheint einem vielleicht hernach beständig ein Lied von einer außerordentlichen Kraft und Schönheit. Ein Spiel, ein Tanz, scheinen oft vor andern schön und ergözend; wegen der Gesellschaft, in denen sie einem bekannt wurden. Selbst Speisen können einem besser dünken, als sie nicht waren; können Verlangen erwecken; nicht weil sie wirklich vorzüglich gut waren, sondern weil sie in vergnügter Gesellschaft, in den Jahren der Munterkeit genossen wurden. Man entdeckt nicht bey jedem durch die Erinnerung wieder erweckten Gefühle die wahren Ursachen desselben. Aber auch verhaßt und ekelhaft kann eine Speise auf lange Zeit werden, wegen der unangenehmen Folgen, die
der

der unmäßige Genuß derselben einmal verursacht hat. Verflucht wird das Gewehr, mit welchem man das Unglück gehabt hat, einen Unschuldigen, einen Freund zu tödten; nie ohne Empörung erblickt, nie wieder gebraucht. Und nach dem Urtheile eines tiefsinnigen Seelenforschers, müßte man sogar mißtrauisch gegen das Herz eines Menschen werden, der das Brett, mittelst dessen er sich beim Schiffbruch das Leben gerettet, am Ufer kaltblütig verbrennen könnte *).

3) Alles, was Vergleichen, alles, was Benennungen ausrichten können, gehört hieher. Vielen Leuten kann durch ein einziges Wort, durch eine einzige Vergleichung, der Appetit benommen werden. Kinder nehmen Arzeneien unter einem andern angenehmen Namen, wenn sie unter dem wahren sie nicht nehmen wollen. Und die Fälle sind nicht selten, wo Erwachsene fast eben so sich täuschen lassen. Der Tod, die Vernichtung selbst verlieren etwas von ihrem fürchterlichen Ansehen, wenn man sie unter dem Namen eines Schlafes, einer ewigen ununterbrochenen Ruhe, einer Befreyung von den Mühseligkeiten des Lebens, sich denkt **).

Stolz machen bis zum Schwindel, aufbringen bis zur äußersten Wuth, demüthigen, Ehrfurcht, Vertrauen, Haß einflößen, u. s. w. kostet ja so oft nur ein einziges Wort; ein kraftloses, todttes Wort, wirkt nicht die Ideenassociation. Was thun nicht die einmal ver-

*) *Smith Theory of moral sent.*

***) *S. Meiners Betrachtungen über den Tod, und Trostgründe der Alten wider die Schrecken derselben; in dessen vermisch. Philos. Schriften, S. 194 ff.*

verhaßten Secten und Parthenen-Namen? Wie schnell, wie sehr verändern sie nicht bey Menschen, deren Imagination dazu gestimmt ist, den ganzen Eindruck, den eine Person zuvor auf sie gemacht hatte?

4) Orte und Zeiten werden dadurch in der Seele geändert: verflucht wird die Erde, um der Missethat des Menschen willen; das Haus, in dem er gewohnt, wird ein Gegenstand der Rache. Grausen durchströht den einsamen Wanderer bey den Gerichtsplätzen, auf Kreuzwegen, Kirchhöfen, und wo sonst die Imagination ihre Schreckensbilder hinzusetzen gelernt hat. Es ist ein Glück, wenn er nicht die Gespenster wirklich vor sich sieht; wenn die Ideen davon durch den Anblick des Ortes in ihm rege gemacht worden sind. Sehnsucht erweckt der Geburtort wegen der seinem Bilde anklebenden Erinnerungen an die heitern Jahre der Kindheit; der Baum, bey dem die Freunde sich trennten, das Ufer, an welchem sie sich zum letztenmale umarmten, werden Altäre und Tempel *). — Mit der Stunde der Mitternacht dringt Schrecken in die Seele des Abergläubischen. Mit dem Weihnachtsfeste kömmt das in der Kindheit gegründete Lustgefühl oft im männlichen Alter noch zurück.

5) Was Dingen, Orten und Zeiten begegnet, das widerfährt nicht weniger auch Personen; sie werden ohne ihr Verdienst, ohne ihre Schuld, angenehm und verhaßt, durch die Association fremder Ideen. Aehnlichkeit gründet sie bisweilen. Aehnlichkeit mit denen,
die

*) S. Cicero de leg. II. c. 1. 2.

die wir lieben, auch wenn sie nicht in Vollkommenheiten sich findet, ist Empfehlung für eine Person; und eine auffallende, an sich unbedeutende Ähnlichkeit mit dem Feinde, macht, daß man, ohne selbst zu wissen warum, einem Menschen unhold ist. — Aber auch, wenn wir sie in ihrer Gesellschaft oft gesehen haben, wenn sie ihnen auf irgend eine Weise angehören, als Kinder, Verwandte, Bediente: so eräugnet sich dasselbe. Nicht immer; aber sehr oft. Die Vernunft findet denn wohl bisweilen einen Grund, diese Ausdehnung der Neigungen aufs Angehörige schlußmäßig zu rechtfertigen. Das meiste aber thut die Imagination, mittelst der Ideenmischung. Auch Begebenheiten können einen solchen Einfluß haben auf die Ideen von Personen; nicht nur solche, in denen vernünftige Gründe zum Wohlgefallen oder Mißfallen an einer Person enthalten sind; sondern solche auch, bei denen die Vernunft zum Gegentheile antreibt. Locke erzählt, daß ein Mensch einen Wundarzt, der eine sehr schmerzhaft, aber heilsame Operation an ihm vorgenommen hatte, nach der Hand nicht mehr vor sich sehen konnte; so sehr er auch die Wohlthat schätzte, die er ihm erwiesen hatte *). Es ist gefährlich, jemanden vorzukommen, besonders zum erstenmale, wenn er in böser Laune ist. Der Eindruck, den man macht, vermengt sich gar leicht mit den andern gleichzeitigen unangenehmen Eindrücken; welches einem nicht nur ist, sondern auch der Idee, die man von sich einprägt, auf immer Nachtheil bringen kann. Aus eben dem

*) Essai concern. human. Understanding B. II. chap. XXXIII. 14.

dem Grunde ist es auch gefährlich, eine unangenehme Nachricht zu hinterbringen; Personen, die allein ohne Gefahr alles sagen dürfen, Mätressen und Hofnarren hat man daher insgemein dazu gebraucht, Königen von großen Niederlagen, die sie erlitten, Nachrichten bezubringen.

6) Je leichter und manchfaltiger der Uebergang von der einen Idee zu der andern ist; desto leichter und stärker können sie auch ihre Reize einander mittheilen. Wenn nicht nur äußerliche Verbindung, sondern auch Aehnlichkeit zwischen Personen, wie oftmals bey Blutsverwandten, sich findet: so verbreiten sich die Neigungen um so viel eher von einer auf die übrigen. Die Neigungen gegen den Vater erstrecken sich leichter auf den Sohn, als auf die Tochter; zumal wenn sie verheyrathet, einem andern angehöret, einen andern Namen führet *).

7) Es

*) S. Some Grundsätze der Critik, Th. I. R. II. Abschn. IV. Dieser treffliche Beobachter hat mehr hieher gehörige Beyspiele, die er aber nicht alle natürlich genug erklärt. Daß z. B. die Neigungen eines Menschen gegen seine Eltern nicht so stark, als gegen seine Kinder ist; hat wohl einen andern Grund, als den er angiebt, in der Eigenliebe. Dieser nämlich ist die Vorstellung, Vater, Urheber, Oberer zu seyn, angenehmer, als die andere, Sohn, Untergebener, Abkömmling zu seyn. Also kann ein Mensch sich selbst in seinen Kindern leichter, als in seinen Eltern lieben. Daß die Dankbarkeit gegen einen Wohlthäter sich leichter über seine Kinder, als über seine Eltern ausdehne, wenn sonst keine besondere Antriebe wirken, halt ich nicht für gewiß. Insgemein reizen Kinder unser Mitleiden oder auch unser Wohlgefallen mehr.

7) Es ist keine Gemüthsbewegung zu groß, und kein Gegenstand zu gering, daß nicht auf denselben jene, durch die Association der Ideen, abgeleitet werden könnte. Die Geschichte des Aberglaubens enthält Beweise genug davon. Wenn derselbe Holz, Steine, oder was es ist, als einen Gegenstand der Anbetung und der wunderthätigen Wirkungen, in dem Zaumel der Begeisterung ergriffen, oder verführt durch andere, angenommen hat: so versenkt sich bald alle Kraft der Ideen, die durch Größe schrecken oder aufmuntern, in das Bild dieses Gegenstandes; und er wirkt, was die Idee einer Gottheit in dem menschlichen Gemüthe bewirken kann. — Ziska verhiess seinen Anhängern, daß sie unüberwindlich in der Schlacht seyn würden, wenn sie seine Haut zu einem Trommelfell brauchen würden: und Carl XII drohte dem Reichsrath seinen großen Stiefel zu schicken, um Gehorsam gegen seine Befehle zu erwecken; beyde in einem sehr Kühnen, aber auf Gefühl der Gewalt associirter Ideen gegründeten Vertrauen.

Wie sehr aber auch große und ehrwürdige Gegenstände durch Nebenideen, Vergleichen, nur einmal gemachte Anwendungen, und andere Wege der Ideenverbindung, vielen Menschen unwiderstehlich und unwiederbringlich, lächerlich und verächtlich werden können; ist allgemein bekannt.

8) Es sind unzweifelhafte Erfahrungen vorhanden, daß Ideen, die im Traume erzeugt, oder an andere angehängt worden, zu solchen Wirkungen gleichfalls geschickt sind. Jemand träumte, daß eine andere ihm untergebene Person etwas unschickliches begienge; worüber er sehr aufgebracht wurde. Am folgenden Tage

melde

meldete ihm diese Person etwas gethan zu haben, was jenem einigermaßen ähnlich, aber untadelhaft war. In dem Augenblicke stieg Unwille in ihm auf; und er hatte schon angefangen, in Vorwürfen sich auszulassen, als er die Unbilligkeit derselben in dem Erstaunen der andern Person erkannte, und bald selbst einsah. Und nun flärte es sich in seiner Seele auf, und es wurde völlig offenbar, daß der Reiz zum Verdrusse ganz allein aus den Ideen des Traumes entstanden war. Es wird nicht schwer seyn, mehrere solche Erfahrungen mit Zuverlässigkeit einzusammeln; und sie verdienen mehrere Aufmerksamkeit, als bisher noch nicht auf sie scheint verwendet worden zu seyn.

Auch dies ist nicht bloß Vermuthung, sondern eigentliche Erfahrung, daß das Vergnügen, welches ein Gegenstand im Traume verursacht hat, wenn der Genuß doch nicht vollständig gewesen, nicht erschöpft worden ist, die Begierden darnach sehr vergrößern könne. Es ist gefährlich, Endymions Träume oft zu träumen; zumal wenn die Diana auch dem wachenden Schäfer mit einiger Gefälligkeit begegnet, aus welcher die Bilder des Traums Nahrung ziehen können.

9) Scharfsinnigen Untersuchern dieser Sache, Locken und Leibnizen *), scheint auch dies nicht zu viel zu seyn, daß in den ersten Jahren der Kindheit, bis zu welchen Bewußtseyn und Erinnerung nicht zurück gehen, Empfindungen und Ideen sich so mit einander

E 2

ver.

*) S. Locke l. c. §. 7. und Leibnitz Nouv. Essais sur l'Entend. hum. p. 229.

vermischt haben können, daß ungewöhnliche Wirkungen gewisser Dinge bey einem Menschen aus der Vermengung jener frühen Eindrücke entstehen. Wenigstens glauben sie, daß so manche sonderbare Gemüthsbewegungen und Abneigungen sich aus keinem andern Grunde begreifen lassen. Da Ideen gar nicht brauchen deutlich zu seyn, um aufs Gemüth zu wirken, und da auch in der zartesten Kindheit einige dauerhafte Eindrücke entstehen können: so scheint es allerdings möglich, daß durch solche frühe Eindrücke nachherige diesen ähnliche, und deswegen vielleicht auch eben dasselbe innere Organ treffende Eindrücke verändert, und bisweilen ganz überwältiget werden.

§. II.

Macht der Gewohnheit in der Bestimmung der Neigungen.

Die Wirkungen der Ideenassociation laufen durch die ganze Geschichte der Seele. Auch bey den andern für sich schon wirkenden Ursachen sonderbarer Willensäußerungen, thut jene immer noch vieles. Es wird dieses, bey der Untersuchung der Gründe des so großen Einflusses der Gewohnheit auf Neigungen und Abneigungen, sich bald entdecken.

Um aber auch dieses wichtige Lehrstück auf deutliche Begriffe und Grundsätze zu bringen: so

1) lehret uns die Erfahrung, daß die Gewohnheit sehr verschiedene, und dem ersten Anschein nach ganz entgegengesetzte Wirkungen hervorbringt. Oft ist sie Ursache, daß Dinge und Personen, die anfänglich unangenehm oder gleichgültig waren, angenehm, bisweilen unent-

unentbehrlich werden. Der Taback, hitzige Getränke und andere Dinge sind Beispiele hievon *). Sie macht auch, daß Dinge und Personen nicht aufhören angenehm zu seyn, obgleich die ursprünglichen Gründe des Wohlgefallens an denselben nicht mehr da sind. Aber oft ist auch die Gewohnheit Ursache, daß Gleichgültigkeit und Widerwillen gegen Dinge entsteht, die vorher angenehm waren.

2) Die Art, wie die Gewohnheit alle diese Wirkungen hervorbringt, ist manchfaltig, und in vielen Fällen zusammengesetzt. Die Gewohnheit besteht in öfterer Wiederholung derselben Handlungen oder Empfindungen. Dadurch entstehn

a) Veränderungen der Empfindungswerkzeuge. Es ist ausgemacht, daß in Absicht auf die äußerlichen Werkzeuge der Empfindung, Augen, Ohren, u. s. w. einige Uebung und Bildung nöthig ist, um Eindrücke, sonderlich schwache, vollständig, schnell und leicht aufzunehmen. Es ist also begreiflich, wie angenehme Beschaffenheiten einer Sache bisweilen erst nach und nach merklich werden können; nachdem die Organen den Eindruck aufzunehmen gewöhnt worden sind. So wächst das Angenehme im Geschmack des Wassers und dem Genuß

*) Auch in Ansehung der innern, selbst der moralischen Gefühle, kann die Gewohnheit dasselbe bewirken. Was einer anfangs nicht ohne Entsetzen oder Abscheu hören konnte, lernt er erst ruhig, dann gleichgültig, darauf mit einigem Vergnügen, sehen, hören, sich vorstellen, endlich thun. Allmählig bringt es der Mensch gar weit, im Bösen wie im Guten.

nuss simpler ungewürzter Nahrungsmittel bey denen, die sich daran gewöhnen *).

Hingegen vermindern sehr starke Eindrücke die Reizbarkeit und Empfindlichkeit der Organen. Das Gehör wird geschwächt durch den Aufenthalt bey einem beständigen starken Getöse; und Geruch, und Geschmack eben also durch den Gebrauch hitziger und scharfer Dinge. Was daher bey dem noch zarteren Gefühle zu stark angriff, brennte, stach, betäubte; das erwärmet, kitzelt, und rührt nur eben so recht, nachdem die Organen stumpfer geworden sind. Wenn die Empfindlichkeit derselben noch mehr abnimmt: so kann eben deswegen auch das bisherige aufhören, angenehm zu seyn, gleichgültig werden. Daher verlangen die unmäßigen Liebhaber des Tabacks, und der hitzigen Getränke allmählig immer stärkere Sorten.

b) Veränderungen in der Vorstellungsart und den Richtungen der Aufmerksamkeit. Wenn äußerliche Eindrücke Ideen, und als solche wirksame Beweggründe im Willen werden sollen: so ist Richtung der Aufmerksamkeit auf dieselben, Aufklärung und Belebung derselben durch andere anpassende Ideen nöthig. Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten werden also oft nur nach und nach bemerkt, völliger, deutlicher, zuverlässiger erkannt. Eingebildete Vollkommenheiten und Fehler, allerhand wichtige Verhältnisse fallen weg; wenn die mehrere Bekanntschaft mit der Sache die ersten übereilten Urtheile benommen, die falschen Vorstellungen zerstreuet

*) Ulrichs Anleitung zu den Philosoph. Wissenschaften, Th. II. S. 392.

streuet hat. Und die Gewohnheit macht also, daß man nicht mehr so an der Sache oder Person sich irrt, nicht mehr so einseitig sie beurtheilet; und daher nicht mehr so beim Anblick derselben afficirt wird, nicht mehr so gegen sie gesinnt ist, als vorher; daß Lust, Gleichgültigkeit und Unlust mit einander abwechseln. Die Gewohnheit erzeugt

c) Disposition der Bewegungskräfte und Werkzeuge, und überhaupt Triebe und Fertigkeiten im Körper und in der Seele. Dies ist gemeine Erfahrung, und liegt schon in den Begriffen von Gewohnheit und von Fertigkeit. Dadurch entstehen einmal schon viele sonderbare, ganz oder halb unwillkührliche Handlungen; wenn ein Mensch entweder nicht Acht genug auf sich giebt, um die gewohnten Antriebe mit Gewalt zu verhindern; oder wenn er nicht Kraft genug besizet, diese Antriebe und die damit verbundenen beschwerlichen Reize, auch wann er es gern wollte, aufzuhalten und zu überwinden.

Sodann findet man ordentlicher Weise mehr Vergnügen an demjenigen, was man mit Leichtigkeit und Geschicklichkeit verrichten kann, als an demjenigen, was einem Mühe macht. Ein Hauptgrund, weswegen alte Gelehrte nicht leicht Reformen in den Wissenschaften, oder nur eine andre Ordnung und Einkleidung der Ideen sich gefallen lassen. Bisweilen aber kann doch auch die gar zu große Fertigkeit in einer Sache Ursache seyn, daß man ihrer überdrüssig wird; weil die Seele zu wenig Beschäftigung dabey findet. Es geschtehe vielleicht nicht ohne viele Selbstverleugnung, und ohne die Vorstellung, daß das gemeine Beste es erfordere, wenn manche Gelehrte 30, 40 Jahre, ein halbes Jahr nach dem andern

dieselbe Wissenschaft, ohngefähr mit denselben Worten und Beispielen vortragen. Wenigstens giebt es andere, die es für weit angenehmer halten, jedesmal von neuem durch freyes Nachdenken und neue Lectüre zum Vortrage sich vorzubereiten; als immer wieder dieselben Hefte abzulesen, oder das auswendig gelernte mechanisch herzusagen.

d) Eine Gewohnheit steht oft mit mehreren andern in Verbindung: viele Einrichtungen, ein manchfaltiges Interesse gründet sich darauf. Desto schwerer ist es dann, davon abzulassen.

e) Endlich aber gründen sich die Wirkungen der Gewohnheit auf die Ideenassociation. Was oft und lebhaft Vergnügen verursacht, oder auch nur in naher Verbindung mit dem Vergnügenden gestanden hat, das bringt angenehme Gemüthsbewegungen, auch wenn jene Kraft und jene Verbindung nicht mehr ist, noch oft hervor; und scheint sie aus sich selbst hervorzubringen, wenn die Vermengung der ehemaligen Eindrücke größer ist, als der Scharfsinn, oder die Bemühung, das Gegenwärtige vom Vergangenen zu unterscheiden, Empfindung von Einbildung abzusondern. So befestiget die Zeit gesellschaftliche Verbindungen. Aber so suchen auch oft, der Veränderungen, die sich mit ihnen zugetragen haben, uneingedenk, Greise und Matronen in den Cirkeln, in denen sie ehemals es fanden, Vergnügen, und können eine Zeitlang sich noch einbilden, es da zu finden. Was einem Ehre und Vortheil gebracht hat, ändert man nicht gern; auch wenn die Umstände es erforderten. Je ungeneigter man ist, dem Zufall, nicht seinen eigenen Verdiensten und Geschicklichkeiten, jene Vortheile zuzuschreiben; desto

desto geneigter ist man, die Art, wie man sie erlangt hat, hochzuschätzen. Die Griechen wurden von den Römern nach Montesquieus Urtheile überwunden, weil sie ihre alte Kriegskunst nicht nach der Römischen verbesserten. Aber sie konnten sich nicht einbilden, sezt dieser scharfsinnige Mann hinzu, daß die Regeln, mit denen sie so große Thaten verrichtet hatten, nicht die besten seyn sollten *).

Männer und Frauen machen sich lächerlich, indem sie glauben, durch Leichtfinn und Lebhaftigkeit noch, wie vormals, zu gefallen. — Was einer ehemals aus Bedürfniß that, thut er, wenn er es nicht mehr nöthig hätte, aus Gewohnheit; weil in seinen ungeläuterten Vorstellungen die Ideen der Nothwendigkeit und Möglichkeit mit den Ideen solcher Handlungen sich einmal für allemal verknüpft haben. — Besonders aber richtet die Gewohnheit vieles aus, vermöge der Verbindung mit der Idee von Uns und dem Unsrigen. Was lange um uns ist, uns lange angehörte, unser Gefährte war in dem Laufe unserer Schicksale, unser Werkzeug; erhält dadurch in unsern Augen einen größern Werth, und wird ungern vermißt, wenn es auch weiter keine Dienste mehr thut.

3) Vermöge aller dieser Ursachen muß die Neigung zum Gewöhnten um so viel stärker seyn; je älter

§ 5

sie

*) Montmorency hatte, als ein zweyter Fabius, durch seine Unbeweglichkeit in seinem Vertheidigungsplane Karls V gefährlichen Anschlag auf Frankreich glücklich vereitelt. Aber wenn er bey dessen kümmerlichem Rückzug zur rechten Zeit sich in Bewegung gesetzt hätte, würde er wahrscheinlich dessen ganze Armee vernichtet haben. Robertson II. 403.

sie ist; je weniger Kraft man hat, in neue Vorstellungsarten sich hinein zu denken, neue Fertigkeiten sich zu erwerben, neue Einrichtungen zu machen; je wichtiger die Dinge sind, oder scheinen, die man ändern, in Ansehung derer man unwissend gewesen zu seyn gestehen müßte, oder je mehr derselben sind; endlich je mehr gleichartige Beispiele man auf seiner Seite hat. Denn die Menge der übereinstimmenden Denkarten giebt immer einige natürliche, wenn gleich oft trügende, Vermuthung der Wahrheit und des Rechts. Und alle diese Ursachen hat man auch nöthig, um es begreifen zu können, wie gewisse, so offenbar zweckwidrige, und schädliche, und oft genug öffentlich gerügte Gewohnheiten in der Rechtspflege, der Wirthschaft, den religiösen Gebräuchen, der Erziehung, und anderen menschlichen Einrichtungen, auch unter den gesitteten Völkern noch immer sich behaupten können *). Wenn ein Beispiel hiebey nöthig seyn sollte: so denke man doch nur an die Begräbnisse in den Kirchen, und die Kirchhöfe in den Städten.

S. 12.

Reiz der Neuheit.

Aus den so erörterten Ursachen der Macht der Gewohnheit ist es begreiflich, wie auch die Neuheit viele Gewalt

*) Bey rohen Völkern ist bekanntlich die Antwort auf alle Fragen über ihre Sitten und Gebräuche, Es ist immer so bey uns gehalten worden. S. J. B. Rytshs Forns Tagebuch S. 96. Kranz Historie von Grönland, I. 236.

Gewalt über die menschlichen Gemüther haben, in sehr vielen Fällen eine Ursache des mehrerern Wohlgefallens an einer Sache, oder überhaupt der stärkern Wirkung derselben auf den Willen seyn könne. Einmal nämlich trifft nicht gerade alles Neue auf ein Gegentheil, das durch die Gewohnheit geschüzet wird. Es kann eben dasselbe, was man bisher schon geschäzet hat, aber in einem vollkommenern Grade; es kann ihm ähnlich, aber doch in einigen Stücken anders seyn. Und alsdann sind die Gründe, aus denen der Reiz der Neuheit erwächset, erstlich die Lebhaftigkeit des Eindrucks, und zweitens die Ideenassociation. Wenn etwas uns vorkommt, was neu, aber doch dem Bekannten so weit ähnlich ist, daß wir es gewahr zu werden, und etwas dabei uns zu denken, vorbereitet genug sind: so wird leicht durch die Wißbegierde, vielleicht auch durch die Furcht und Hoffnung, die Aufmerksamkeit geschärft, ganz auf die Sache gerichtet; und dies macht den Eindruck lebhafter. Sodann kann man sich vom Neuen, weil man es noch nicht genau kennt, auch leicht mehr einbilden, als wirklich daran ist, für nützlicher oder schädlicher es halten, als es nicht ist. (§. 3. 4. II.)

Aber auch das Gegentheil von dem, was Gewohnheit war, kann durch die Neuheit sich empfehlen. Denn die Ursachen, die der Gewohnheit ihre Herrschaft über die menschlichen Gemüther verschaffen, wirken nicht immer alle, und auf alle Menschen so stark, daß nicht die bereits angezeigten Gründe des Reizes der Neuheit, nebst den weiter unten zu betrachtenden Trieben zur Veränderung und zur Wirksamkeit, das Uebergewicht erlangen könnten.

Viele

Viele Gewohnheiten sind ihrer Natur nach veränderlich; beruhen nur auf einer gewissen Nothwendigkeit, oder Geneigtheit, sich nach andern zu richten. Wenn diese andern etwas Neues anfangen; so ist eben diese Neuheit ein Grund der Nachahmung für diejenigen, die nicht gern altmodisch, sondern vielmehr die nächsten andern seyn mögen, die der Menge den Ton angeben.

Neuerungen anzufangen, kann auch die Begierde sich auszuzeichnen, als Erfinder Bewunderung oder doch Aufmerksamkeit zu erregen, oder das Vergnügen, über die Gemüther anderer eine Art von Herrschaft auszuüben, manchen ein Antrieb seyn.

Gleichgültigkeit gegen das Neue aber kann außer dem, was die Gewohnheit des Gegentheils thut, von allzugroßer Unwissenheit und Unempfindlichkeit herrühren, bey welcher die Eindrücke wegen Mangel der Aufmerksamkeit nicht in die Seele dringen können; oder auch von vieler Erfahrung und Wissenschaft, vermöge deren man den Unwerth, die Fehler der Neuerungen, vielleicht auch die tadelhaften Absichten ihrer Urheber einsieht, oder doch befürchtet; endlich auch vom Eifer für die obliegenden Geschäfte, die alle Aufmerksamkeit, und alle Zeit, die man in seiner Gewalt hat, erfordern *).

§. 13.

*) Die Weltumschiffenden Europäer haben sich bisweilen gewundert, wenn sie bemerkten, daß sie bey wilden Völkern, mit ihren großen Schiffen, die ihnen doch wahrscheinlich zum erstenmale zu Gesichte kamen, so gar keine Aufmerksamkeit erregten. Sie lernten aber bald einsehen, daß Mangel an Begriffen, die das Nachdenken erwecken könnten, und Anfesselung an die niedrigsten thieri-

§. 13.

Einfluß der bereits regen Begierden und Vorstellungen auf die Wirkung entstehender Eindrücke.

Auf die Gewahrnehmung der Dinge und ihrer Eigenschaften, und die Ausbildung der dabey entstehenden Ideen und Urtheile, hat der Gemüthszustand, in welchem man sich eben befindet, einen manchfaltigen, oft sehr großen Einfluß. Denn nach der Verschiedenheit desselben ist die Seele mit diesen oder jenen Vorstellungen erfüllt. Man nimmt aber, wie die Erfahrung lehrt, dasjenige leichter gewahr, wovon entsprechende Vorstellungen der Seele bereits gegenwärtig sind. Oft auch lieber; in so fern nemlich die Seele den Zustand einigermaßen liebt, in dem sie sich befindet; und also demjenigen, was damit übereinstimmt, gern, ungerne aber dem Gegentheile sich überlässet, und ihre Aufmerksamkeit darauf richtet. Ferner aber mischen sich in unsere Begriffe und Urtheile von dem, was uns vorkömmt, gar leicht Schlüsse ein, die sich auf dasjenige gründen, was, vermöge unserer vorgefaßten Meynungen, wir glauben, daß vorkommen müsse. Was wir uns einmal fest eingebildet haben, als gewiß voraussetzen, oder erwarten; das können wir glauben zu sehen, zu hören, zu lesen, wo es doch nicht vorkömmt. Demnach muß der Zustand des Gemüths, und der damit verknüpften, bereits erweckten oder leicht erweckbaren Vorstellungen Ursache seyn, daß die

thierischen Bedürfnisse die Ursachen davon waren. S. von den Engelländern an der Magellanischen Meerküste, und bey Neuholland *Hackerworsh* I. 392. II. 45.

die Dinge zu einer Zeit anders afficiren, als zu einer andern; den einen Menschen anders, als den andern; und so lehrt es die Erfahrung. Wer bereits fröhlichen Muthes und munterer Laune ist, dem kann leicht alles Anlaß zum Scherz und Lachen geben.

Aber alle Versuche sind vergebens, denjenigen auf lächerliche Verhältnisse aufmerksam zu machen und aufzumuntern, der mit ernsthaften Dingen beschäftigt, oder von finstern Bekümmernissen durchdrungen ist. In der Nacht scheint oft einem Menschen die Gefahr vor Dieben, in der er und sein Haus sich befinden, viel größer zu seyn, als noch nie bey Tage; er beschließt, andere Einrichtungen zu einer mehrern Sicherheit zu machen; und denkt nicht mehr daran, sie ins Werk zu setzen, so bald das Tageslicht die bey der Dunkelheit und Stille der Nacht aufgestiegenen Phantasien wiederum zerstreuet hat. Nekromantisten und Zauberer ermangeln nicht, durch fürchterliche Erzählungen und Erscheinungen von ihren Anstalten und deren Wirkungen, die Imagination mit solchen Bildern zu erfüllen, als die nachfolgenden Erscheinungen erfordern. Und der auf diese Weise eingenommene Zuschauer glaubet dann vieles zu sehen, was er nicht sieht. Eben so verfährt man mit denjenigen, die zu betrügerischen Geheimnissen eingeweiht werden sollen; deren Diät auch außerdem noch so eingerichtet wird, daß die Kräfte der äußern Sinne geschwächt, und bey dem Schlummer derselben die Traumbilder um so viel lebhafter werden können. Kommt noch zu den aufgefangenen Einbildungen der Wunsch, wirklich zu erfahren, was man nur bishero von andern gehört, oder gelesen hat: so kann die Täuschung um so viel ungehinderter von Statten gehn,
da

da sie keiner Untersuchung ausgesetzt ist. Jede gemeine Dirne kann alsdann zur Nymphe oder Prinzessin; und Wirthshäuser können zu Schlössern werden. Es ist in der Geschichte der Don Quixotts und Don Silvio nichts als die Dauer der Täuschung, oder nicht viel mehr, völlig außerhalb der Wirklichkeit.

Auf den Zustand, in dem sich ein Mensch befindet, kommt es aber auch an, in Rücksicht auf die Bedürfnisse desselben. Denn wenn wir den Werth der Dinge nach dem Vergnügen schätzen, das sie uns verursachen, und dem Ungemache, von dem sie uns befreien; so müssen sie uns um so viel vortrefflicher scheinen, je größer das Bedürfnis ist, dem sie abhelfen.

So wird oft auf einem einsamen Dorfe, oder auf dem Postwagen, derjenige ein angenehmer Gesellschafter, dessen Umgang in einer Stadt unausstehlich seyn würde. Was würde erst auf einer verlassenen Insel geschehen, auf welcher man Jahre lang keine Menschen gesehen hätte! Seefahrern, die viele Monathe kein Land erblickten, scheint ein mittelmäßiges Land, das sie zuerst wieder betreten, ein Paradies zu seyn. So dem damaligen Commodore Byron, die nach anderer Beschreibungen keinesweges so reizenden Inseln Titian, und Juan Fernandez. Und Cook's Reisegefährten schien Neuseeland, nachdem sie vier Monate in der Südsee herum gekreuzt hatten, beim ersten Anblick eine der schönsten Gegenden zu seyn, welche die Natur ohne Kunst aufweisen könnte *). Einem Gelehrten scheint das Buch,

wel-

*) S. Forsters Voyage I, 124.

welches ihm zuerst gewisse Aufschlüsse giebt, und bey seinen Untersuchungen behülflich ist, deswegen oft lange nachher noch das beste in seiner Art zu seyn, ob er gleich andere hat kennen gelernt, die besser sind; aber er empfindet nicht gleich viel Gutes dabey.

§. 14.

Vom Einfluß der Schwierigkeiten, Hindernisse und Verbote.

Unter die den Eindruck der Dinge auf den Willen verändernden Umstände gehören endlich auch die Schwierigkeiten und Hindernisse. Oft nämlich benehmen sie die Begierde nach einer Sache; oft aber vermehren sie dieselbe. Wie ersteres geschehen könne, ist leicht zu begreifen. Wenn an einer Sache einem gar nicht viel gelegen ist, so giebt man sich um ihrentwillen nicht gern viele Mühe; zumal wenn man glaubt, daß alle Mühe vergeblich, daß die Hindernisse unüberwindlich seyn würden. Wenn aber durch Hindernisse und Schwierigkeiten, dergleichen durch Verbote und Widersehung anderer, die Begierden vermehrt werden: so lehret die Untersuchung, daß folgende Ursachen einzeln, oder zusammen dabey wirken.

1) Die nicht befriedigte Seele hängt immer an dem Gegenstande; sie will das geliebte Bild sich näher bringen, will die Vorstellung in Empfindung verwandeln. Dadurch belebt sie den Eindruck immer mehr, arbeitet die Theile hervor, arbeitet sie aus, durch Reize, die sie aus den Schätzen der Einbildungskraft hinzusetzt; und verschafft also der Leidenschaft neue Nahrung. Ohne diesen Aufschub, ohne das Hinderniß, würde sie nicht so heftig

Von den Wirkungen der Dinge auf den Willen. 81

heftig geworden seyn. Einige beträchtliche Stärke muß sie doch schon gehabt haben, um auf diese Weise zu wachsen.

2) Das Bewußtseyn der Ohnmacht ist unangenehm. Siegen zu können über Schwierigkeiten und Hindernisse, über Verbot und Widersehung, ist eine reizende Vorstellung. Frey und unabhängig zu seyn, muß der Mensch wünschen, in so fern er seine Glückseligkeit in der ungehinderten Befriedigung seiner Begierden sehet. Siehe da einen neuen Antrieb zur Vermehrung der Begierde, der sich etwas widersezt!

3) In manchen Fällen vermehrt das Verbot die Vorstellung von dem Werth der Sache, weil aus vielen ähnlichen Fällen die richtige oder falsche Meynung entstanden ist, daß aus Eigensinn, Unwissenheit, Eigennuß, viel Gutes verhindert und verboten werde. In manches Kindes Seele könnte diese Meynung wohl wirksam seyn; nicht nur weil es die Kinder in ihrer Leidenschaft und Unwissenheit sehr oft nicht begreifen können, daß die Befehle, durch die man sie einschränken will, gerecht und nothwendig sind; sondern — weil sie es sehr oft wirklich nicht sind. Offenbar aber ist dies der Fall, in Ansehung verbotener Bücher in den Ländern, wo unwissenden, herrschsüchtigen oder eigennüßigen Leuten die Censur überlassen ist.

4) Noch kann die Beharrlichkeit bey entstehenden Hindernissen und die Verdoppelung des Eifers daher auch entstehen, daß man das viele, was man bereits gethan hat, nicht will umsonst gethan haben; daß man einsieht, das einzige Mittel, zu machen, daß man nicht für alle aufgewandte Zeit und Kosten, für alle seine Be-

schwerden und Hoffnungen, Spott und Verachtung ein-
 erndte, sey, nicht nachzulassen; und für besser hält, das
 letzte zu wagen, als einem gewissen Elende sich so fort
 preis zu geben. Solche Betrachtungen unterstützten und
 trieben die Columbus, Pizarros und Almagros bey
 ihren aus dem gemeinen Maaße der menschlichen Kräfte
 und Entschliessungen frenlich unbegreiflichen Unterneh-
 mungen.

Kapitel III.

Von einigen Neigungen und Trieben, die
 am tiefsten in der menschlichen Natur
 gegründet zu seyn scheinen.

§. 15.

Grundbegriffe vom Triebe zum Vergnügen, der Selbstliebe,
 Eigennützigkeit, Eigenliebe und Selbstsucht.

Die oben (§. 7.) angemerkten Grundgesetze des Wol-
 lens zeigen, und jedwede Beobachtung bestätigt es, daß
 der Mensch nie, in keinem einzigen Falle, seinen Verdruß,
 Schmerz, Elend, Mißvergnügen, an sich betrachtet, be-
 gehre. Vielmehr sucht er dem, so viel möglich, auszuwei-
 chen. Schmerzlosigkeit und Vergnügen, Zufriedenheit
 und Wonnegefühl sucht er. So oft er absichtlich etwas,
 und in Rücksicht auf sich selbst begehrt: so ist es, um
 Vergnügen davon zu haben, vom Schmerz, Unmuth,
 dadurch befreyet zu werden. Ja wenn er auch ohne
 deutliches Bewußtseyn seiner Antriebe, ohne Absichten,
 begehrt

begehrt oder verabscheuet: so läßt sich doch nicht anders sagen, als daß er allemal entweder ein unangenehmes Gefühl sich zu benehmen, oder ein angenehmes zu erhalten sich bestrebe. Diesemnach wäre nicht zu leugnen, daß der Trieb zum Vergnügen für den wesentlichen und allgemeinen Trieb des menschlichen Willens angenommen werden müsse. Und wenn die Glückseligkeit in der Zufriedenheit und dem Genuß dauerhafter Vergnügungen besteht: so ist auch der Trieb zur Glückseligkeit als ein solcher wesentlicher und allgemeiner Trieb anzusehen.

Wenn ferner Selbstliebe nichts anders heißt, als Bestreben nach eigener Wohlfahrt: gleichwie Wohlgefallen an jemandes Glück und Wohlfeyn, und Geneigtheit, solches zu befördern, Liebe heißt: so ist auch diese in jenem Triebe zum Vergnügen enthalten, und zu den wesentlichen Grundstücken der menschlichen Natur zu rechnen.

Nach den gegebenen Erklärungen kann dies nun nicht so verstanden werden, als ob irgend eine Idee von seinem Selbst und dessen Wohl, von Glückseligkeit, oder auch nur von Vergnügen, die ersten Aeußerungen der menschlichen Willenskraft verursache; oder als ob jede nachfolgende Gemüthsbewegung, oder wohl gar jedwede unwillkührliche Kraftäußerung, durch diese abgezogenen Ideen erweckt würde. Sondern nur so viel wird damit behauptet, daß die nächsten Gegenstände des menschlichen Willens solche innere Zustände seyn, die einzeln den Namen des Wohlbefindens, bey einer gewissen Menge den Namen der Glückseligkeit erhalten; daß der Wille des Menschen so geartet sey, daß vermöge seiner wesentlichen Richtungen und Bestrebungen, Trieb zum Ver-

gnügen, zur Glückseligkeit, Selbstliebe, wenigstens als Hauptanlagen demselben bengelegt werden müssen. Daß Menschen oft thun, was ihnen schädlich ist, daß bisweilen einer, wie es scheint, recht vorsehlich dem Vergnügen ausweicht, und dem Schmerz sich überläßt; beweiset nicht das Gegentheil hiervon. Es beweiset allemal, bey genauerer Untersuchung, nur, daß nach der verschiedenen Vorstellungsart, durch einseitige Beobachtung, Vorurtheile und sonderbare Ideenassociation, einem als gut, als ein geringeres Uebel vorkommen kann, was andern, nach richtigerer Beurtheilung, ein unnöthiges Uebel zu seyn scheint. Es beweiset, daß die Liebe zu sich selbst, wie jedwede andere Liebe des Menschen, bisweilen blind ist; und daß die Grundtriebe der menschlichen Natur Leitung und Ausbildung der Vernunft nöthig haben.

Aber man muß auch nicht mit der Selbstliebe für einerley halten, Eigennützigkeit und Eigenliebe; ob dies gleich leicht zu begreifende, doch nicht nothwendige Folgen derselben sind. Eigennützig wird in der gewöhnlichen Sprache nur derjenige genannt, der auf eine gemein schädliche Weise durch die Vorstellung seiner Vortheile getrieben wird; öfter, als er sollte, dieselben vor Augen hat, und daher, aus Großmuth, Dankbarkeit, Mitleiden und andern edlen gemeinnütigen Trieben zu handeln, unfähig wird. Begreiflich ist es nun wohl, wie beym Mangel der Empfindlichkeit gegen die feinem Vergnügungen des Geistes, bey engebrüstiger Sorge für sich selbst, und kurzsichtiger Schätzung der Handlungen, die Liebe zu sich selbst in Eigennützigkeit ausarten könne. Aber ihre wesentliche Bestimmung ist es nicht; nicht bey allen Menschen nimmt sie dieselbe an. Und bey gewissen
Vor.

Voraussetzungen in den Gefühlen und Denkarten müssen eben so nothwendig jene edlern Triebe aus der Selbstliebe entstehen, oder doch Nahrung von ihr ziehen. Am allerwenigsten aber kann man, ohne den gemeinsten Erfahrungen zu widersprechen, sagen, daß alle Handlungen und Gemüthsbewegungen der Menschen aus dieser Eigennützigkeit abstammen; da so viele ursprünglich natürliche Gefühle, ohne alle Ideen von nützlichen Folgen der Handlungen, Triebfedern dieser Handlungen und Gründe von Gewohnheiten und Fertigkeiten sind. Lange hat ja schon der menschliche Geist sich wirksam bewiesen, ehe eine Idee vom Nutzen in ihm ist, und Absichten die Richtschnur seiner Handlungen abgeben können.

Eine andere schädliche Frucht der Selbstliebe ist die Eigenliebe, oder die übertriebene Achtung und Bewunderung seiner eigenen Person und Handlungen. Sie entsteht leicht aus der Selbstliebe, weil man geneigt ist, das zu glauben, was einem angenehm ist; geneigt ist, bey denjenigen seiner Eigenschaften und Handlungen mit seiner Aufmerksamkeit sich aufzuhalten, die einem, als nützlich oder als unmittelbar angenehm, Vergnügen geben. Aber sie ist gleichfalls nicht allgemein, und nicht nothwendig die Folge der Selbstliebe. Vernünftige Selbstliebe widersezt sich derselben; befiehlt, daß man, um wirklich vollkommen zu werden, sich nicht mit vergrößerten Vorstellungen seines Werthes schmeicheln, noch zur unbilligen Herabsetzung anderer verleiten lassen müsse. Es giebt sehr viele Arten der angenehmen Empfindungen; so vielerley Quellen der Empfindungen es überhaupt giebt, so vielerley Arten der äußerlichen Gegenstände es giebt. Denn schwerlich wird von einer derselben be-

hauptet werden können, daß sie nicht, in irgend einem Verhältnisse angenehm auf das menschliche Gemüth zu wirken, im Stande sey. Man urtheile hiernach, wie weitläufig der Wirkungskreis der Selbstliebe, des Triebes zum Vergnügen und zur Glückseligkeit ist. Und wenn nicht alles mit einer anziehenden Kraft auf diese Willenstriebe wirkt: so erweckt es sie doch zum Entgegenstreben und zu Bemühungen, auszuweichen, und in einen andern Zustand sich zu versetzen.

Dennoch ist man noch nicht berechtigt, die Selbstliebe für den alleinigen Grundtrieb des menschlichen Willens, oder auch nur aller freyen und überlegten Handlungen, anzugeben. Hierzu sind noch mehrseitige und genauere Untersuchungen erforderlich.

Schon aber ist offenbar, daß nicht Eigennützigkeit und Eigenliebe, oder wie sie mit einem Namen auch genannt werden, Selbstsucht, das Grundwesen des menschlichen Willens ausmachen. Und dies soll gleich noch weiter erhellen.

§. 16.

Von der Sympathie. Grundbegriff. Später Anfang der vollständigen Bemerkung dieses Naturtriebes.

Der Urheber der Natur hat dafür gesorgt, daß es uns wenigstens so leicht nicht ist, als es die Selbstsucht wünschen könnte, unempfindlich und unthätig zu bleiben, bey jedweden Zuständen und Angelegenheiten unserer Nebengeschöpfe, und sonderlich der Menschen. Fremde Empfindungen theilen sich uns mit, wenn sie sich unsern Sinnen, oder auch nur der Einbildungskraft lebhaft

lebhaft vorstellen. Dies ist die Sympathie oder das Mitfühlen; eine der wichtigsten Eigenschaften der menschlichen Natur, deren genauere Erkenntniß in der Wissenschaft vom menschlichen Gemüthe eben so viel Licht anzündet, als die Bemerkung der Gesetze der natürlichen Folge und Verknüpfung der Ideen in der Wissenschaft vom menschlichen Verstande.

Die Gemüthsbewegungen, die dieses Triebwerk unserer Natur veranlassen, entstehen so häufig in einem jeden Menschen, daß sich wohl nicht vermuthen läßt, daß irgend einem Beobachter der menschlichen Seele die Sache gänzlich hätte verborgen bleiben sollen. Und freylich hat man auch von jeher nicht nur einen wichtigen Zweig des Mitfühlens, nämlich das Mitleiden, zu den merkwürdigen Eigenschaften menschlicher Gemüther gezählt; sondern noch manche der andern Wirkungen desselben sind von Dichtern, Rednern, Geschichtschreibern und Philosophen in jedwedem forschenden Zeitalter häufig angemerkt worden. Nur den Zusammenhang und den gemeinschaftlichen Grund der mehreren Erscheinungen sah man nicht gehörig ein. Und so lange dieses nicht geschah, konnte man auch das Verhältniß der Sympathie zu den übrigen Trieben der menschlichen Natur nicht richtig schätzen. Nur dann können wir sagen, daß wir das System der Natur verstehen; wenn wir die mannigfaltigen Veränderungen in ihrer Verknüpfung mit gemeinschaftlichen Ursachen, in ihrer Uebereinstimmung mit denselben allgemeinen Wirkungsgesetzen, und diese Gesetze und Ursachen in ihrer allseitigen weitem Abhängigkeit und Unterordnung haben kennen lernen. So lange wir dieses nicht vermögen, wissen wir noch immer

vieles nicht zu reimen. Es scheint uns sonderbar, wo nicht widersprechend, weil wir es in andern Beziehungen betrachten, als in denen es die Natur bewirkt. Unsere Schlüsse und Erwartungen betrügen uns; weil wir noch nicht alle Umstände verstehen, auf die es ankommt. Der Schritt von der Bemerkung einzelner Eigenschaften und Erscheinungen zur Bemerkung des allgemeinen Wirkungsgesetzes und der Grundkraft, so unerheblich er auch Unwissenden scheinen kann, ist daher in den Wissenschaften von größter Wichtigkeit.

Der Kenner moralischer Wissenschaften wird diese Erinnerung in Ansehung selbiger für eben so gegründet halten, als sie es in Ansehung der Physik ist, und sie in der Lehre von der Sympathie eben so oft bestätigt finden, als in Hinsicht der von Newton angegebenen Bewegungsgesetze.

Ich kenne keinen Schriftsteller vor Hutcheson, der mit dem Worte Sympathie den vollen deutlichen Begriff verknüpft, oder unter irgend einem andern Namen ihn aufgefaßt und angegeben hätte, den die Moralisten jetzt damit verknüpfen. Die nahekommenen Bedeutungen, die dasselbe Wort unter Griechen und Römern bisweilen hatte, merkt er selbst dabei an.*). Nachher haben mehrere Engländer, besonders aber

Schmith,

*) Einiges ist auch angemerkt in meinen Exercit. de sensu interno, Goett. 1768. Wie selten ist nicht noch immer der Gebrauch des Wortes Mitsreude in Vergleichung mit dem des Mitleidens? Sollte sich wohl das erstere Wort bey den Schriftstellern des vorigen Jahrhunderts oder zu Anfang des gegenwärtigen finden?

Smith, die Beobachtungen über diese Materie vervielfältiget und geordnet.

§. 17.

Umfang ihrer Wirkungen.

Die genauere Auseinandersetzung dieser wichtigen Gemüthseigenschaft beruht auf folgenden Puncten:

1) Wie das unangenehme Gefühl überall unser Nachdenken am meisten erweckt — nur beim Lustgefühl können wir uns der Einwirkung unthätig überlassen — so zeichnet sich freylich auch bey den durch die Sympathie uns erregten Gefühlen das Unangenehme am leichtesten aus. Alle Menschen haben daher einen Begriff vom Mitleiden; wenn sie auch die übrigen Arten des Mitfühlens noch nicht bemerkt haben. Unterdessen überzeugt man sich bald, wenn man nur erst aufmerksam gemacht ist, daß die allermeisten Gemüthsbewegungen auf eben die Weise erregt werden können, wie Schmerz und Betrübniß beim Mitleiden, daß der Anblick eines Lachenden, ohne daß uns die Ursache seines Lachens mitgetheilt ist, zum Mitlachen, oder wenigstens zur lächelnden Miene reizen kann; eben sowohl als der Anblick eines Weinenden ernsthaft, wo nicht traurig uns macht. Das sagt Horaz uns schon *).

§ 5

Mit.

*) Ut ridentibus arrident; ita flentibus adflent humani vultus.

Mittheilung seiner Rührung *). Eben so verbreitet sich die Miene der Furcht, die Miene des Schreckens und Entsetzens; wenn auch nur auf der Scene der Schauspieler, Garrik als Hamlet vor dem Gespenste, in vollen Ausdrücken desselben auftritt. Wenn wir einen Menschen unter einer schweren Last niedergedrückt, oder langsam sich fortziehend sehen, mühsam sie in die Höhe hebend, indem er kaum noch den Widerstand derselben überwindet; wenn wir ihn in ein enges Kleid eingepreßt, nicht fähig des freyen Gebrauchs seiner eigenen Glieder; wenn wir ihn beym Vortrage seiner Gedanken in einer großen Versammlung ängstlich die Worte herauspressend, stotternd und verwirrt vor uns sehen; wie gedrückt, wie gepreßt, wie beklemmt fühlen wir uns selbst dabey! Aber wenn einer mit Leichtigkeit alles verrichtet, als ob es ihm gar keine Mühe mache, ob es wohl Kraft und Aufmerksamkeit erfordert; so ist es uns, als ob wir in einem leichtern Elemente lebten, als ob alle unsere Kräfte freyer wären.

Jedermann kennt den Ausdruck, Mienen der Ueberredung, oder überredende Mienen; und jedermann, der Beobachtungen darüber anstellt, kann wissen, daß durch diesen Ausfluß der Ueberzeugung oder Ueberredung die mehrsten Menschen leichter überwältigt und gewonnen werden, als durch die eigene deutliche Vorstellung der Vernunftgründe.

Der

*) Mitteltst einer solchen sympathetischen Wirkung soll ein nicht besonders wichtiger Einfall des Annibals vor der Schlacht bey Cannä, der den Umstehenden Lachen erregte, Muth unter der ganzen Armee verbreitet haben. Plutarch im Leben des Fabius.

Der hohe Grad der Ueberredung, der durch die Lebhaftigkeit der Vorstellungen alle Triebfedern in eine Art von Aufruhr bringt, die Schwärmeren, theilt sich Gemüthern, die ihrer Empfindlichkeit sich überlassen, um so viel leichter mit, je größer die Gewalt ist, mit der sich dieser Zustand ausläßt. Ja es sollen auch solche Personen vom schwärmerischen Paroxismus durch den bloßen Anblick der Begeisterten bisweilen seyn ergriffen worden; die nur in der Absicht sich an der Thorheit zu belustigen gekommen waren, und sich durch vorgefaßte Urtheile völlig dagegen verwahrt glaubten. Wie die religiöse und politische, so soll auch die verliebte Schwärmeren wegen der Sympathie ansteckend seyn.

2) Diese äußersten Wirkungen der Sympathie auf die Gemüther befremden weniger, und es geht einiges Licht auf für die Untersuchung der natürlichen Gründe derselben; wenn man hierbey an die körperlichen heftigen Zufälle sich erinnert, die nicht selten durch den bloßen Anblick eines andern, der sich darinn befindet, entstehen. Oft eräugnet sich dieses mit der Epilepsie, und die Geschichte der Harlemschen Waisenkinder, bey denen diese Krankheit auf solche Weise fürchterlich um sich griff, bis Boerhave sich der Imagination durch andere stärkere Eindrücke bemächtigte *), giebt insbeson- dere einen deutlichen Beweis von der Fähigkeit unserer Natur, durch die Mittheilung äußerer Ausdrücke innerer Erschütterungen in diese gleichfalls versetzt zu werden.

Es gehören nicht weniger hieher die Beispiele derjenigen Personen, die nicht ohne die heftigste Erschüt-
rung

*) S. Zückert von den Leidenschaften S. 7.

zung jemanden können hinrichten sehen. Einige fallen in Ohnmachten dabey; andere erblaffen, wenn sie auch nur das Blut eines Thieres fließen sehen. Die gemeinern Erfahrungen von fast unwiderstehlichem Trieb zum Gähnen, wenn andere es mehrmalen thun, von den innern ähnlichen Bewegungen, die man verspührt, und die man oft kaum zurück behalten kann, wenn man Seiltänzern oder andern lebhaften Bewegungen zusieht, dürfen hier gleichfalls nicht unbemerkt bleiben. Sonderbarer ist die Geschichte, die Malebranche erzählt, von einem Mädchen, welches das Licht hielt, indem einer andern Person die Ader geöffnet wurde, und in dem Augenblick, da der Einschnitt gemacht ward, einen heftigen Schmerz an derselben Stelle ihres Fußes empfand, so daß sie sich einige Tage im Bette halten mußte *).

• 3) Nicht

*) la Roche de la verité liv. II. part. I. ch. VII. Ein sehr besonders Phänomen, welches vielleicht die äußersten Wirkungen der Sympathie beweisen würde, wenn man diese anscheinende Ursache für richtig annehmen dürfte, ist, was in dem Extracte der Nachrichten von den Berlinschen Armenanstalten im J. 1776 bemerkt wird; daß von den zum Gottesdienst mit denjenigen in dem Irrenhause, die in lichten Zwischenräumen noch religiöser Erkenntnisse und Uebungen fähig sind, gebrauchten Predigern zween kurz nach einander sich bey diesem Geschäfte eine Schwäche des Verstandes zugezogen. Weßwegen man die Veränderung gemacht, daß nun die Præceptores aus dem Friedrichshospital wechselseitig den Gottesdienst besorgen. — Wenn man auch annehmen wollte, daß durch eingezogene Ausdünstungen die Ansteckung geschehen; so wäre das Phänomen noch merkwürdig, und der Geschichte der Sympathie nahe. Allein bey so seltenen Beyspielen, und vielen vom Gegentheil läßt sich überhaupt noch nicht wohl schließen.

3) Nicht nur die Empfindungen wirklich vorhandener Personen theilen sich uns mit; sondern es kann auch die Sympathie für dasjenige, was nur der Einbildungskraft gegenwärtig ist, sehr heftig erregt werden. Die bloße Erzählung von großen Leiden, die bloße Beschreibung einer sehr schmerzhaften Verletzung oder chirurgischen Operation greift einige Personen so empfindlich an, daß sie es nicht aushalten können. Stellen wir uns in Gedanken das Leiden eines rechtschaffenen Vaters vor, der seine unschuldigen Kinder im Mangel schmachten, den langsamen Tod des Hungers sterben sieht, sein beflommenes Herz, seine mit der Verzweiflung, mit Anschlägen zu Verbrechen ringende Seele; dann einen Retter, einen Engel der Vorsehung, der die Armuth entdeckt, dem Mangel abhilft, das erste Verbrechen eines Tugendhaften verhindert, Leben und Freude in eine ganze Familie bringt! Wer kann es sich vorstellen, ohne die Abwechslung von Freude und Beklemmung in sich zu fühlen! Selbst erdichtete Vorstellungen können uns sympathetische Gefühle erwecken. Die Schicksale, Handlungen und Empfindungen fremder Personen, nicht unsere eigene, sind es, wodurch der Dichter die heftigsten Gemüthsbewegungen hervorbringt; selbst wenn man es weiß, daß die Scenen erdichtet sind.

4) Am leichtesten und stärksten sympathisiren wir mit dem, was unserer eigenen Natur am ähnlichsten ist, mit Menschen, die in Ansehung des Alters, Standes, Schicksals und Gemüthscharacters uns nahe kommen. Ueberhaupt erstreckt sich aber doch die Sympathie viel weiter, und macht uns nicht nur gegen Freude und Leiden aller Menschen, sondern auch gegen die ähnlichen

Zustände vernunftloser Geschöpfe empfindlich. Ja es ist nicht ohne Grund, wenn Hane *) dies sogar bis auf die leblosen Geschöpfe ausdehnt, in der Bemerkung, daß wir mit dem Steigenden steigen, und mit dem Sinkenden sinken.

§. 18.

Wiefern die Sympathie unwillkürlich ist, und wie sie von der Willkühr abhängt?

Daß diese sympathetischen Gefühle nicht ganz von unserer Willkühr abhängen, daß sie nicht bloß daher rühren, daß wir aus Vorsatz oder Gewohnheit, die der Vorsatz erzeugt hat, uns an die Stelle des andern willkürlich setzen, und durch Vorstellungen uns eben die Gefühle zu erregen suchen, in denen sich der andere befindet; dies setzt die Beobachtung gar bald außer allen Zweifel. So unwillkürlich als der Schmerz, den ein fallender Stein oder ein Schlag uns selbst verursacht, ist oft das Gefühl, das beim Schmerz eines andern uns ergreift. Tyrannen, die weit davon entfernt sind, sich selbst zum Mitleiden zu erwecken, müssen bisweilen Thränen vergießen über das Leiden anderer. Einer derselben war sich so sehr bewußt, daß es nicht mit seinem guten Willen geschah, daß er die Schauspieler, die ihn dazu gebracht hatten, dafür strafte **). Oft weinen Kinder mit, wenn sie andere weinen sehen; ohne eine Ursache zu wissen,

*) Grundsätze der Kritik, Th. I. S. 31.

***) S. *Plusarch* Opp. II. p. 334.

sen, die sie für sich selbst besorgt machen könnte. Noch leichter theilt sich ihnen die Freude mit; und auch Erwachsene werden vom Mitgefühl derselben oft plötzlich überrascht. Oft wird ein gefestigter Mann vom Lachen der Menge hingerissen, wenn ihm schon sein Verstand sagt, daß es nicht lachenswerth sey. Es ist ihm eben so wenig möglich, sich vor dem Mitlachen zu bewahren, als vor dem Mitweinen bey den Wirkungen der Dichtkunst auf der Bühne, so sehr er auch sucht, sich Gewalt anzuthun.

Unterdessen haben wir allerdings einige Gewalt auch über diese Art von Empfindungen, und können sie willkührlich schwächen oder auch verstärken. Nicht nur, indem wir in dem ersten Falle unsere Aufmerksamkeit abwenden, und uns durch andere Vorstellungen zerstreuen — welches doch bey einem empfindsamen und bereits tief gerührten Gemüthe nicht immer hilft; oder im andern Falle unsere Aufmerksamkeit einzig und allein auf dasjenige richten, was uns Mitfreude oder Mitleiden erwecken soll. Sondern dadurch noch mehr, daß wir, dort die Wahrheit der Vorstellungen, die unser Gemüth bewegen, uns zweifelhaft machen, und Gründe zu entgegen gesetzten Vorstellungen in der Sache selbst auffuchen; hier aber die Vorstellungen geflissentlich vermehren, die das Mitfühlen in uns erregen.

So läßt sich das Mitleiden schwächen durch die Vorstellung, daß der Leidende selbst lange so viel nicht empfinde, als wir uns erst einbilden wollten; oder daß dieses Leiden ihm gut sey, oder daß es zum gemeinen Besten nothwendig; daß er vielmehr unsern Abscheu und Haß verdiene, als mitleidiges Wohlwollen; oder daß das ganze Gemählde nur eine Erdichtung sey. Hin-
gegen

gegen vermehren wir die Theilnehmung, wenn wir den Zustand des andern zergliedern, und das Uebel, das ihn betroffen hat, in allen seinen Verhältnissen und entfernten Folgen beherzigen; wenn wir uns die besondere Empfindlichkeit des andern, wenn wir uns den Kontrast des bessern Schicksals, das er gehabt hat, oder verdiente, dabey vorstellen.

Und allerdings kann auch durch den Gedanken, daß uns ein gleiches begegnen könne, die Rührung vermehrt werden; indem die Aufmerksamkeit auf etwas wächst, wenn wir es in näherer Beziehung auf uns selbst gedenken. Und es kann auch dies schon für einen Grund gehalten werden, warum wir leichter mitfühlen, wenn der andere uns in seinen Eigenschaften und Verhältnissen ähnlich ist. — Es kann aber auch durch diese Rücksicht auf sich selbst, wenn gleich die Rührung dadurch wächst, das Eigene der Sympathie, die Theilnehmung geschwächt werden, und eine selbstsüchtige Gemüthsbewegung entstehen.

Auch unwillkührlich entstehende Empfindungen können der Sympathie hinderlich seyn. Wenn sich einer bey der Freude unanständig beträgt; so hindert er dadurch die Mitfreude in einem wohlgeordneten Gemüthe. Und bey jeder Leidenschaft thut die Ueberschreitung der Gränzen des Schicklichen, oder überhaupt des Maaßes, das der andere gewohnt, und in welchem er zu empfinden fähig ist, dieselbe Wirkung. Daher hat man sich bey Ausdrücken und Vorstellungen, die die Sympathie erregen sollen, auch aus dem Grunde vor allzugroßer Uebertreibung zu hüten.

Was auch nur zufällige Ideenadsociationen hiebey ändern können, wird aus den obigen allgemeinen Bemerkungen von der Ideenadsociation (§. 10.) leicht erhellen.

Vielleicht läßt sich hieraus schon erklären, warum unter allen Leidenschaften der Zorn am wenigsten, oder eigentlich gar nicht, durch bloße Sympathie sich mittheilt. Der Zornige sieht aus, wie einer, der beleidigen will. Sein Anblick erregt im Zuschauer den Trieb, sich gegen ihn zu verwahren. Es kommt hinzu, daß die Vernunft es auch sogar nicht erlaubt, zornig zu werden, ohne zu wissen, warum und gegen wen. Sobald man hingegen bey dem Anblick eines Erzürnten, den man kennt und liebt, einigermaßen Ursachen sich denkt, die seinen Zorn rechtfertigen, Beleidigungen, die ihm widerfahren seyn: so werden auch Bewegungen zu einem ähnlichen Affect im Gemüch sich erheben. Was aber andere Fälle anbelangt: so verwechsle man nicht mit der Theilnehmung an dem Affect des Zornigen, den Zorn über ihn und sein Betragen.

§. 19.

Von dem physischen Grunde der Sympathie.

Bev einer so merkwürdigen Eigenschaft, als die Sympathie ist, muß man es wohl der Mühe werth finden, nach dem Grunde derselben, so viel möglich ist, zu forschen; um zu sehen, wie nothwendig sie, vermöge desselben, in der menschlichen Natur ist, und wie sie durch denselben gestärkt oder geschwächt werden könne.

Daß nun in der Imagination und der Wiedererweckung ehemals gehabter Vorstellungen, nach den be-

Erster Theil.

G

Kannten

kannten Gesetzen der Ideenassociation, der Grund der Sympathie zum Theil liege; dies ist gar nicht schwer zu entdecken. Denn wie überhaupt von den vormals neben oder nach einander in uns vorhanden gewesenen Vorstellungen und Empfindungen, die einen, wenn sie durch irgend eine äußerliche oder innere Veranlassung wieder rege werden, die andern vormals mit ihnen verknüpften Vorstellungen und Bewegungen wieder hervorbringen: also werden auch durch den Anblick oder die Beschreibung eines gewissen Zustandes, in dem sich ein Mensch befindet, die Vorstellungen von den übrigen mit diesem Zustande verknüpften innern und äußern Umständen, die Vorstellungen von den Gemüthsbewegungen, die denselben oder einen ähnlichen Zustand in uns selbst schon einmal begleiteten, wieder hervorgebracht. Und diese wieder erweckten Vorstellungen afficiren uns ihrer Natur gemäß; bringen angenehme oder unangenehme Gefühle hervor, je nachdem sie von einer Art sind; und thun dies um so mehr, je lebhafter sie wieder erweckt werden. Indem sie aber in Beziehung auf einen gegenwärtigen Eindruck, der vom Zustande eines andern herrührt, wieder erweckt werden, und an diesen Haupteindruck sich anschließen: so verursachen sie nicht sowohl Erinnerung an ein eigenes ehemaliges Gefühl, als vielmehr Mitgefühl oder Nachgefühl dessen, was ein anderer, wenigstens unserer Vorstellung nach, fühlt.

Und aus diesem Grunde der Sympathie läßt sich schon verschiedenes, was sich dabei zuträgt, erklären. Es wird begreiflich dadurch, warum die Sympathie überhaupt um so viel leichter bey einem Menschen entsteht, je lebhafter die Imagination desselben, und je reizbarer seine

seine inneren Empfindungswerkzeuge sind; und warum sie im einzelnen Falle um so viel stärker wird, je mehr einer aus eigener Erfahrung mit dem Zustande und den Empfindungen bekannt ist, in denen der andere sich befindet. Wer nie Mangel empfunden hat, kann nicht leicht weder das Leiden der gedruckten Armuth recht zu Herzen nehmen; noch die Freude recht mitfühlen, die bey der Verbesserung seiner Glücksumstände ein rechtschaffener Armer empfindet. Wenigstens nicht so gut, als bey übrigens gleichen Umständen derjenige, der nach eben so harter Prüfung eben so erleichtert worden ist. Aus gleichem Grunde kömmt es, daß Personen von verschiedenem Alter, Geschlechte und Stande nicht völlig so gut mit einander sympathisiren, als diejenigen, die einander weniger unähnlich und ungleich sind. Was eine Frau bey verschmähter Liebe empfindet, kann kein Mann ihr nachempfinden; so wie die Frau nicht dem Mann bey gekränkter Ehre. Aber daß diese Wirkungen der Imagination, diese Wiedererweckung gehabter Vorstellungen und Empfindungen, und die daraus entstehenden Gefühle, der einzige Grund der Sympathie, der unwillkürlichen Versetzung in die innern Zustände anderer seyn; dies läßt sich nicht behaupten. Entstehen nicht auch fremde, noch nie gehabte Regungen durch die Sympathie? Ohnmachten bey dem Anblick einer Enthauptung, Convulsionen bey dem Anblick eines von der Epilepsie oder der Schwärmeren befallenen; Antrieb zum Gähnen durch den Anblick eines Gähnenden; und mehrere körperliche und geistliche Bewegungen bloß durch die Darstellung der äußerlichen Wirkung dieser innern Zustände?

Es ist offenbar, daß zwischen den mancherley Theilen unserer, zur Erweckung der Gefühle und willkürlichen Bewegungen dienenden Organisation unsers Nervensystems eine solche mannigfaltige Verknüpfung, obgleich aus uns unerklärbaren Gründen, herrsche; daß Eindrücke in dem einen Theile entsprechende Veränderungen in dem andern, die Veränderungen der äußern Empfindungswerkzeuge Vorstellungen und Gefühle in dem Innern, und diese innern Gefühle und Vorstellungen entsprechende Bewegungen und Ausdrücke in dem äußern Theile regelmäßig nach sich ziehen. Der äußere Abdruck oder Ausdruck des Zustandes eines Menschen, wenn er sich den äußern Empfindungswerkzeugen eines andern mittheilt, bringt also gewisse innere Gefühle hervor, die denjenigen ähnlich sind, die der andere hat, wenn auch der Mitsühlende für sich selbst sie noch nicht erfahren hat. Mit dieser Vorstellung von der Erweckung der Sympathie stimmen die Beobachtungen der Aerzte von der Verbreitung der Krankheiten, oder der Offenbarung eines widernatürlichen Zustandes in verschiedenen nicht unmittelbar zusammenhängenden Theilen des Körpers überein; um welcher willen sie, statt einer weitem Erklärung, die zur Zeit ihnen noch nicht möglich ist, eine Sympathie dieser Theile, oder der in ihnen sich findenden Nerven angenommen haben.

Ja eine noch allgemeinere, selbst unter unbelebten Körpern statt findende, Art von Sympathie scheint dies Naturgesetz der Ausbreitung der Veränderung eines Dinges über andere ähnliche Dinge in einer noch größern Allgemeinheit zu bestätigen. Der schallende Ton einer Stimme, oder Klaviersaite, oder eines andern musikalischen

schen

schen Instruments, bringt in andern gleichartigen tönenden Dingen einen ähnlichen Ton hervor. Es ist Verschiedenheit unter diesen mehreren Phänomenen; aber es zeigt sich auch eine Aehnlichkeit dabey, um welcher Willen sie mit einander verglichen zu werden verdienen.

Sollte vielleicht, wenn es scheint, daß bloß durch das Gesicht oder das Gehör die Empfindungen und Gemüthsbewegungen anderer sich uns mittheilen, noch durch andere Wege, durch Ausdünstungen, die in uns übergehen, die Ansteckung, die Erweckung ähnlicher Bewegungen geschehen? Es ist dies eine Vermuthung, die vielen tiefsinnigen Forschern bey einigen Eräugnissen aufgestiegen ist; und die, wenn nicht völlig erweislich, so doch auch nichts weniger als schlechtthin verwerflich scheinen kann.

Wenn aber nach jenem zuerst angezeigten Grunde die Sympathie aus der Imagination entspringt: so ist begreiflich, wie leicht es kommen kann, daß einer die Empfindungen des andern weit verfehlt, wenn er ihm nach zu empfinden glaubt; in seiner Seele sich freuet oder betrübt, oder schämt, wenn dieser nichts dergleichen, oder weniger als jener empfindet. Die Vorstellungen von einer Sache können gar sehr verschieden seyn.

§. 20.

Von der Allgemeinheit und den verschiedenen Graden der Sympathie.

Gleichwie die Anlagen zur Sympathie, die in den eben entwickelten Gründen derselben bemerkt worden sind,

feinem Menschen ganz fehlen können; also ist auch keine Erfahrung vorhanden, aus der man den gänzlichen Mangel der Fähigkeit, durch Aeußerungen der Gefühle anderer zu ähnlichen Gefühlen gerührt zu werden, mit Sicherheit schließen könnte. Geschwächt und in gewissen Fällen gänzlich erstickt kann diese Rührung freylich werden, durch selbstische Empfindungen und Triebe, oder diejenigen Ursachen, die die Empfindsamkeit überhaupt schwächen; gleichwie es durch willkührliche Uebung und zugesellte einstimmende Vorstellungen erhöht wird. Auch nach der natürlichen Anlage sind nicht alle Menschen einander darinn gleich; weder was die absolute Stärke, noch was die Arten der Sympathie anbetrifft, zu denen sie sich aufgelegt zeigen. Einige lassen sich leichter zur Mitsfreude bewegen, andere zum Mitleiden. Wiewohl der Schein hierbey auch trügen, und einer wenig mitleidend scheinen kann, da er es nur zu sehr ist, und daher sich Gewalt anthut, die Rührung zu unterdrücken oder ihr auszuweichen.

Die rohen, unaufgeklärten oder sogenannten wilden Völker werden bisweilen als ganz ohne Sympathie beschrieben *). Und freylich findet dieser Naturtrieb bey
Men-

*) S. Hrn. Prof. Tiedemanns Untersuchung über den Menschen Th. II. S. 360; Damit stimmt auch die Beschreibung überein, die Robertson von einigen der wildesten Völker in Amerika macht. „Wenn einige unter ihnen eine Krankheit überfällt: so verlassen sie alle ihre Nachbarn und fliehen vor ihnen, aus Furcht, angesteckt zu werden. Wenn sie aber auch dies nicht thun, so zeigen sie doch die kälteste Unempfindlichkeit; kein Blick des Mitleidens, kein sanftes Wort, keine Dienfts

Menschen wenig Vorschub, unter denen die geselligen Triebe so wenig gestärkt sind; die, in völliger Unabhängigkeit nur sich allein zu leben, nicht auf andere viel zu achten gewohnt sind; die sichs gar zur Ehre, oder ihrer Trägheit zum Glück anrechnen, so unabhängig für sich zu seyn. Unterdessen müßte man doch die Erfahrung sehr unvollständig zu Rathe ziehen, wenn man die Wirkungen der Sympathie nicht auch unter diesen Menschen sehr oft erkennen sollte *).

§ 4

§. 21.

Dienstbeflissenheit, ihre Leiden ihnen zu erleichtern. Ihre nächsten Verwandten weigern sich öfters, eine kleine Unbequemlichkeit zu übernehmen, oder eine Kleinigkeit herzugeben, so nöthig es jenen auch seyn mag. Die Spanier haben es daher nöthig gefunden, durch positive Geseze den Eheleuten, Eltern und Kindern den Beystand in solchen Umständen zur Pflicht zu machen. — Eben so lieblos bezeigen sie sich gegen Thiere, wenn sie ihnen auch noch so nützlich sind." Man sieht, daß dieser vortreffliche Schriftsteller hier damit beschäftigt ist, die schlimme Seite zu schildern. Er bemerkt selbst an einem andern Orte, daß bey diesen Völkern die Eltern sehr zärtlich für ihre Kinder sorgen, so lange diese ihrer Hülfe benöthigt sind.

*) Wie oft haben nicht solche wilde Völker den ihnen unbekanntem Europäern bey dem Schiffbruch, oder sonst in großer Noth Hülfe geleistet, mit Anstrengung aller ihrer Kräfte und Uebernehmung eigener Gefahr; auch wo man sie nicht im Verdacht haben kann, aus Gewinnsucht oder aus abergläubischer Furcht es gethan zu haben. S. von den Eskimaux ein Beyspiel in *Ellis Voyage to Hudsons-Bay 1748. S. 230.* S. auch *Robertson's Hist. of America I. p. 100. 432.* *Forsters Voyage I. p. 513. f.*

§. 21.

Ob Sympathie zur Selbstliebe zu rechnen sey. Von Antipathie.

Die Unterscheidung der Sympathie und der daraus entspringenden Antriebe von den Empfindungen und Trieben der Selbstliebe, scheint einigen ungründlich und überflüssig zu seyn. Wir können ja nichts anders empfinden, als Veränderungen unsers Zustandes. Selbstgefühle seyn also alle unsere Gefühle; und alle dadurch erweckte und auf Veränderungen derselben abzielende Bestrebungen des Willens seyn Bemühungen, Veränderungen in uns selbst hervorzubringen, unsern eigenen Zustand zu verbessern. Allein obgleich alle unsere Wahrnehmungen und Gefühle allernächst aus Veränderungen unserer selbst entspringen: so kann doch nicht gesagt werden, daß wir selbst allemal der Gegenstand unserer Erkenntnisse, unsers Willens und unserer wirksamen Triebe sind. Wann ich ein Kind am Feuer oder Wasser sinken sehe: so denke ich nicht an mich, weiß nichts von mir, will nicht mir helfen, sondern dem Kinde, bin außer mir mit meinem Wissen, Willen und Wirken. Dies ist gemeine, auf richtiges Gefühl sich gründende Sprache. Das Gegentheil ist eine im Grunde unrichtige Subtilität.

Die zum Theil unwillkürliche Theilnehmung an dem Zustande anderer, die ins Gefühl eindringende Vorstellung fremder Empfindungen und Gemüthsbewegungen, ist eine begreifliche Ursache des Mißvergnügens, der Unbehaglichkeit, in die man sich versetzt fühlt, unter Personen, deren Art zu empfinden und zu handeln von der
unfri-

unfrigen sehr abweicht. Denn es entstehen dadurch einander widerstrebende Regungen in uns. Der Sanfte, Bedachtsame verursacht dem Hitzigen Ungedult und lange Weile; und Schaam und Furcht beklemmen jenem das Herz, wenn er diesen wirken, und andere durch ihn leiden sieht. Die Gesellschaft des Muthvollen und Verwegenen ist dem Zaghaften eine Marter, und jenem ist dieser ein Greuel. Oderunt hilarem tristes tristemque iocosi. Man kann diese Art von Sympathie, wegen der entgegengesetzten eigenen Natur des Mitfühlenden, gar wohl Antipathie nennen. Daß körperliche Gefühle, mittelst der Ausdünstungen, mit unter entstehen; läßt sich hierbey eben so wenig, als bey der angenehmen Sympathie, ganz wegstreiten. Daß aber bey der Antipathie auch anderweitige Vorstellungen leicht sich zugesellen können; ist ganz gewiß. Wer anders fühlt und handelt, als wir, macht die Richtigkeit unseres Verhaltens zweifelhaft; und muß wohl eben so an uns, wie wir an ihm, Mißfallen haben.

§. 22.

Von den natürlichen Trieben zur Thätigkeit und der Trägheit. Der Mensch hat Wohlgefallen am Gefühl seiner Kräfte, und Mißfallen am Gefühl ihrer Einschränkung.

Nach der Erfahrung ist der Mensch weder ein stets selbstthätig wirkendes, noch ein gänzlich leidend sich veränderndes Geschöpf. Oft erwartet und empfängt er sein Vergnügen und sein Mißvergnügen von äußerlichen Ursachen, deren Einwirkung er sich überläßt oder überlassen muß. Oft erzeugt er das eine sowohl als das andere in

sich selbst, durch Anwendung seiner eigenen Kräfte. Nach diesen Beobachtungen kann es eben so wenig scheinen, daß der Mensch, nur allein im Wirken seine Lust zu finden, oder wohl gar, ohne Absicht auf Vergnügen zu wirken, von der Natur bestimmt sey; als daß er, in träger Unthätigkeit Lust einzuathmen, und von der Welt, die ihn umgiebt, sich amüsiren zu lassen, gemacht sey. Aber stark ist der Trieb zu beyden, sowohl den selbstthätigen als den leidentlichen Veränderungen; merkwürdig sind ihre Einflüsse auf einander, und noch merkwürdiger diejenigen, die sie auf den ganzen Character und die Glückseligkeit des Menschen haben. Es müssen daher bey der Grundlage zur Kenntniß der Natur des menschlichen Willens dieselben erwogen, und die erheblichsten Umstände dabey aus einander gesetzt werden.

Es giebt eine Thätigkeit und Triebe zur Wirksamkeit, die nicht eigentlich für natürlich, wenigstens nicht für ursprünglich natürlich gehalten werden dürfen. Die mancherley politischen Bedürfnisse und Gesetze erzeugen sie; im Stande der sich mehr überlassenen Natur wird man sie nicht gewahr. Begierde nach Reichthümern, nach Ruhm und Herrschaft, oder nach solchen Vergnügungen, die man nur bey dem Besitze großer Reichthümer oder großer Gewalt sich verschaffen kann, treiben sichtbarlich viele Menschen in unübersehbliche Laufbahnen eines mühsamen und gefahrvollen Lebens. Merkwürdig ist der Grad von Anstrengung und Ausdauer, zu welchem die Vereinigung mehrerer solcher Triebfedern Menschen bringen können, die Cortes, die Pizarros und Almagros und andere solche Helden gebracht haben. Unterdessen sind alles dies keine Arten von Thätigkeit; die einen Grund-

Grundtrieb zur Beschäftigung hinlänglich beweisen könnten.

Wie aber, wenn Menschen diese unruhige Laufbahn erwählen, denen alle Mittel zum Genuß der mannichfaltigsten Vergnügungen schon bereitet sind? Wenn sie Ruhm und Ansehen, Macht und Reichthümer erworben haben, mehr als sie genießen können; und doch noch das Ziel ihrer Arbeit immer weiter sich hinaussetzen? Müssen wir da nicht den unmittelbaren Trieb zur Thätigkeit erkennen? — Noch ist es nicht ausgemacht. Die Menschen verfehlen gar oft die richtige Vorstellung des Verhältnisses ihrer Mittel zu ihren Absichten; und was aus Absicht angefangen wird, treibt man oft nur aus Gewohnheit weiter; endlich kann auch Vorstellung der Pflicht, für andere sich wirksam zu beweisen, einen Trieb erwecken oder unterhalten, der ohne dieselbe nicht Grund gehabt hätte.

Aber wie vieles auch bey den Trieben der Menschen, mit ihren Kräften selbstthätig sich zu beweisen, fremden Ursachen angerechnet werden kann: so läßt sich doch gewiß nicht läugnen, daß dasselbe ohne alle Absicht auf anderweitige Vortheile natürlich und ursprünglich angenehm sey. Tausend Erfahrungen beweisen es von allen Menschen; obgleich von einigen häufiger als von andern.

Wenn der Mensch nichts zu thun hat, so sucht er sich etwas; verfällt aufs Böse, weil er nichts Gutes weiß, das seinen Kräften angenehme Beschäftigung gebe. Unzählige Spiele sind zu dieser Absicht erfunden; unzählige Thorheiten haben nur dadurch ihr Glück unter den Menschen gemacht, weil sie ihren müßigen und zwecklos vegetirenden Kräften Beschäftigung gaben.

Kinder, die nicht nöthig haben, im Schweiß ihres Angesichts ihr Brod zu verdienen, finden ihr Vergnügen in unnützer, nicht selten mühseliger Beschäftigung. Ihre Aufseher wünschten nichts mehr, als daß sie sich still hielten. Aber ihre Naturtriebe überwältigen diesen Zwang.

Der Wilde kann zwar Tage lang in anscheinender Unthätigkeit und träger Ruhe hinbringen; wenn seine thierische Bedürfnis befriedigt, oder seine Kräfte von Arbeit erschöpft sind. Aber nicht immer zieht er die Ruhe der Beschäftigung in Absicht aufs Vergnügen vor. Er hat auch seine Spiele und Tänze; und die Begierde darnach ist eine der heftigsten seiner Leidenschaften. Auch läßt sich nicht daran zweifeln, daß die Begierde nach Beschäftigung, der Ueberdruß der Ruhe und Unthätigkeit oftmals eine der vornehmsten Ursachen der Empörungen und Kriege unter den Wilden, wie auch wohl unter den gesitteten Völkern, gewesen.

Die bloß mechanischen oder organischen Antriebe zur Bewegung im Körper gehören nicht eigentlich hier. Nur kann es gut seyn, ihrer sich zu erinnern, um nicht alles, was sich von Wirksamkeit an Menschen, besonders an kleinen Kindern zeigt, aus den Seelentrieben erklären zu wollen. Aber aus dem Körper kann allerdings für die Seele Bedürfnis und Begierde zur Beschäftigung entspringen; wenn nämlich die strebenden Kräfte des Körpers, die angehäuften Lebensgeister, und die daraus entstehenden Reize ein beschwerliches Gefühl von Druck und Drang erzeugen.

Und

Und vielleicht ist dies die erste, wo nicht die einzige *) reine, das heißt, ohne alle Association der Vorstellungen von Nützlichkeit wirkende Ursache eines Verlangens der Seele, außer sich zu wirken?

Um alles bisher über den ursprünglichen Trieb zur Beschäftigung bemerkte noch mehr ins Licht zu setzen, ist es nöthig, eine entgegengesetzte Eigenschaft der menschlichen Natur, die in der Seele sowohl als im Körper sich zu finden scheint, genauer zu beleuchten. Dies ist die Trägheit. So wie kein Körper in Bewegung kömmt, oder überall seinen Zustand verändert, ohne eine auf ihn wirkende der zu bewirkenden Veränderung angemessene Kraft: also entsteht auch keine Bestrebung in der Seele, keine neue Erweckung und Richtung des Willens ohne einen dazu bestimmten Grund, sey es Gefühl oder Vorstellung (S. 1.). Denn nichts geschieht ohne Grund. Dies nennen einige schon die Trägheit der Seele, des Willens. Noch mehr aber verdient diesen Namen die Eigenschaft des Menschen, daß er aus einem schmerzlosen Zustande, in welchem er sich an einem behaglichen Selbstgefühl weidet, oder an ergötzenden Vorstellungen, die ihm durch die äußern Sinne, oder die, wenn auch nur mechanisch wirkende, durch Opium oder andere hitzige Getränke erweckte Imagination entstehen, keinesweges gern, aus frehem

*) Das Bestreben, seine Ideen zu vervollkommen und anzuwenden, gehört gleichfalls zu den einigermaßen, ohne die associirte Idee der Nützlichkeit schon wirksamen Trieben der Thätigkeit. Wie dies mit den oben bemerkten etwa zusammen hängen kann, läßt sich so geschwind nicht ausmachen.

freyem innern Antrieb aufwacht. In dieser Epikurschen Indolenz finden tausende von Menschen ihre größte Glückseligkeit. Ganz gewiß ist die Vorstellung einer solchen endlich zu genießenden Ruhe die Aussicht, die Triebfeder, die manche Menschen zur Thätigkeit erweckt, bey der sie das Gute und die Belohnung ihrer Bemühungen sich denken; wenn gleich auch wahr ist, daß viele, wie Pyrrhus, die Absicht über dem Mittel vergessen, oder das Ziel unnöthig weit hinaussetzen.

So ist demnach Arbeit so wenig als Ruhe absolutes Gut oder absolutes Uebel für den Menschen; sondern beyde können das eine und das andere seyn; je nachdem sie mit angenehmen Empfindungen oder Hoffnungen sich verknüpfen.

Wegen der Verknüpfung und des Verhältnisses dieser beyden Eigenschaften, der Thätigkeit und der Trägheit, scheint es aber nothwendig zu seyn, daß, was beschäftigt ohne zu ermüden, das Gefühl der Kräfte ohne das Gefühl ihrer Einschränkung verschafft, dem Menschen angenehm seyn müsse. Und dieser Satz findet in der Beobachtung, bey der Entwicklung der Neigungen und Abneigungen der menschlichen Seele, manchfaltige Bestätigung.

§. 23.

Vom Triebe zur Veränderung.

Veränderlichkeit und Abwechselung ist das Loos der Menschheit, wie der ganzen Schöpfung. Oft unzufrieden mit den Veränderungen, die sich eräugnen, scheint der Mensch doch für nichts weniger, als für die
Be

Beständigkeit irgend eines Zustandes gemacht zu seyn. Der gewünschtteste Zustand, das schönste, was sich einer zu denken wußte, wird ihm zuwider, bloß weil es zu lange dauert. Etwas anderes gefällt, bloß weil es neu ist. Alles beynahе kann in dem Umlaufe der Veränderungen einmal angenehm, und ein andermal unangenehm werden. Sey immerhin etwas der gute, der Natur gemäße Geschmack in den Künsten und Wissenschaften; die Mode, die Schmeichlerin des Triebes der Veränderlichkeit, wird seine Regeln dennoch irgend einmal über den Haufen werfen. Seyn immerhin gewisse Anordnungen und Verbindungen der menschlichen Gesellschaft auf ewige Naturgesetze gegründet; der Hang zur Veränderung wird sie einigen zu einem unerträglichen Joche machen, wird sie überwältigen.

Es ist dies übrigens nur eine Art der Wirkungen dieses Triebes, die noch nicht berechtigt, die Weisheit des Schöpfers dabey in Zweifel zu ziehen. Auch ist ihm schon einiges Gegengewicht gesetzt durch die Macht der Gewohnheit (§. II.).

Aber es kommt uns jetzt nur darauf an, wie dieser Trieb zu Veränderungen in unserer Natur gegründet ist; ob er in dem Wesen einer menschlichen Seele nothwendig ist, oder ob er vielmehr nur von nicht nothwendigen Verhältnissen derselben, der Abhängigkeit von diesem ihren Körper, und andern vielleicht nicht ewig währenden Einschränkungen herrührt? Allerdings entdeckt sich leicht ein Grund dieses Strebens nach Veränderung in der Schwäche unsers Körpers, seiner Empfindungs- und Bewegungswerkzeuge. Einerley Eindruck, einerley Bewegungen erschöpfen ihre Kräfte, verursachen Gefühl
des

des Schmerzes oder sonst ein unbehagliches Gefühl. Nicht nur werden die einen zu anhaltend gebrauchten Werkzeuge des Körpers ermüdet; sondern in den andern, gleichfalls zur Wirksamkeit bestimmten, mit Kräften und Reizen erfüllten Theilen entsteht daher eben auch ein unangenehmes Gefühl des Drucks und der Spannung.

Aber in der Seele selbst, in den Vorstellungen, die sie bekümmert, und den Veränderungen, die ihnen wiederfahren, findet sich ein zweyter Grund dieses Willenstriebes. Unsere Vorstellungen und Begriffe von den Dingen sind nicht so genau richtig und vollständig, daß sie nicht fähig wären, ergänzt und berichtigt zu werden. Und wären sie richtig und vollständig; dennoch beruhen sie auf zu schwachen Gründen, um nicht durch die immer geschäftige Einbildungskraft, und alle die Ursachen, die auf unser Innerstes so mächtig wirken, gar leicht verändert zu werden; hier mehr Licht, dort mehr Schatten zu bekommen, sich zu erweitern oder zu verengern. Und hätte einer Ruhe genug in sich selbst, um bey seinen einmal gefassten Vorstellungen zu beharren: so finden sich leicht Stöhrer seiner Ruhe, Menschen, die ihr Vergnügen darinn finden, andern ihre Meynungen zu benehmen, und ihnen die ihrigen, oder gar nichts, dafür beizubringen. Moralische Marktschreyer und Wunderthäter, die Träume größerer Glückseligkeiten für Realität verkaufen, und baare Glückseligkeit dafür abnehmen.

Endlich ändern sich freylich auch die Dinge und unsere Verhältnisse zu ihnen so oft, daß unsere vorigen Begriffe von ihnen sich nicht länger behaupten können. Der Wille muß sich verändern, muß streben nach andern

Zu

Zuständen, Dingen und Verhältnissen, wo der Verstand solchen Veränderungen ausgesetzt ist.

Es ist offenbar, daß sowohl mehrere als wenigere Erkenntniß der Veränderlichkeit des Willens würde Gränzen setzen können. Mehrere Erkenntniß würde die falschen Einbildungen, wodurch neue Begierden erzeugt werden, nicht aufkommen lassen; würde in dem, was man besitzt, noch immer mehr Realität, Stoff zur Beschäftigung und zum Genusse entdecken. Bey noch wenigeren Ideen würden der Reize zu neuen Empfindungen und Handlungen weniger seyn; bey gar keinen Vorstellungen sind gar keine Begierden. Wenn auch nur den äußern Empfindungen der Eingang in die Seele verschlossen wäre: so würde der Ruhe, der Gleichmüthigkeit und Beharrlichkeit schon unendlich mehr seyn. Durch eine gewisse Betäubung oder Verschließung derselben bringt es der Schwärmer in der Wüste dahin, daß er unbeweglich, wie eine Bildsäule, Tage und Monate auf einer Stelle ausdauert. Und auch die Weisheit bringt das Gemüth zu einigem Beharrungsstande, sowohl durch Mäßigung der sinnlichen, als durch Befestigung der vernünftigen Vorstellungen. Aber von einem Leben ohne alle Abwechslung wissen wir uns hienieden wenigstens keine Vorstellung zu machen, und der Trieb nach Veränderungen verläßt uns nie ganz.

§. 24.

Trieb, auf die Zukunft zu sehen, Trieb nach dem Unendlichen.

Die ersten Begierden und Verabscheuungen des Menschen werden erregt durch das, was nahe, was ge-

Erster Theil.

§

gen.

genwärtig ist. Aber Weisheit, vernünftiges Leben fassen erst alsdann an, wenn die Triebe über das Gegenwärtige hinausgehen, wenn sie ihre Absichten in der Zukunft haben. Aber wie erkennt der Mensch das Künftige? Natürlicher Weise anders nicht, als mittelst der Kenntniß des Vergangenen, und des dabey sich einfindenden dunkeln oder deutlichen Urtheiles, daß dasselbe unter ähnlichen Umständen wiederkömmt. Nicht jedes Begegniß wird Erfahrung. Ohne vorrätliche Begriffe und einige Uebung im Denken, achtet der Mensch zu wenig auf das, was um und mit ihm vorgeht, begreift zu wenig den Zusammenhang der Wirkungen und Ursachen; um sich Anmerkungen zu machen und nützliche Erinnerungen zu gründen, wo es seyn könnte; wo der es thut, der schon Klugheit besitzt. Ohne eine gewisse Bearbeitung oder Stellung, wird die Erfahrung nicht einmal Erwartung des ähnlichen Erfolges; noch die Vorstellung des zu erwartenden hinlänglicher Beweggrund zur Regierung der ursprünglichen Antriebe gegen das unmittelbar Angenehme und Unangenehme.

Hieraus wird leicht begreiflich, warum es lange währet, ehe die Vorstellungen von der Zukunft auf den jungen Menschen wirken. Der Wilde ist auch hierinn dem Kinde sehr ähnlich *).

Hin.

*) Wenn der Abend anrückt, und das Bedürfniß des Schlafes sich zu regen anfängt, ist der wilde Amerikaner durch nichts zu bewegen, seine Hangematte zu verkaufen: des Morgens ist sie ihm für eine Kleinigkeit feil. Am Ende des Winters, wenn das Andenken dessen, was er von der Kälte ausgestanden hat, noch lebhaft ist, fängt er

Hingegen thut beym Anwachse der Vernunft der Mensch immer mehr um der Zukunft willen; vergißt oft nur zu sehr über der Hinsicht aufs Künftige den Blick aufs Gegenwärtige; und beschreibt auch hier durch die Verknüpfung der Extremen den Kreis der menschlichen Unvollkommenheit. Endlich wird die Zukunft ihm Ewigkeit. Mächtiger Gedanke, wenn der Geist deine Hoffnungen und deine Schrecknisse mit Lebhaftigkeit und Ueberzeugung denkt! Wie schwindet alsdann alle Trägheit,

H 2

er an, Anstalten zu einer Hütte zu machen, die ihn künftig vor der Kälte schützen soll: aber kaum ist die warme Bitterung eingetreten, so ist alles vergessen, und wird nicht eher wieder an die Arbeit gedacht, bis die Kälte wieder da, und zur Arbeit es zu spät ist. *Robertson Hist. of America I. 309. f.* Zu den vielen einzelnen Beyspielen, die dieses bestätigen, gehört auch dasjenige, was von den Eskalmenen in Kamtschatka *Steller* erzählt S. 291. „Sie kaufen niemals etwas in Borrath, wenn sie es auch vor den zehnten Theil des Preises haben könnten; wo einer aber etwas höchst nöthig hat, so bezahlet er, ohne zu dingen, was man von ihm haben will — und zwar niemals vor baare Bezahlung, sondern auf Schulden. — Die künftige Bezahlung wirkt wieder weniger auf ihn. — Hierinn gleichen ihm viele Europäer. — Hat er keine Schulden, so fängt er kein Thier, wenn es ihm auch vor die Thür käme. Es geschah 1740, daß ein Kaufmann einen Eskalmenen klagen hörte, daß zwey Zobel alle Nacht in sein Borrathshaus kämen und Fische stahlen. Der Kaufmann lachte darüber und sagte: warum fängst du sie nicht? Was soll ich mit ihnen machen, antwortete der Eskalmen, ich habe keine Schulden zu bezahlen? Der Kaufmann gab ihm ein halb Pfund Toback und sagte: Nimm es, so hast du Schulden. Nach zwey Stunden brachte ihm der Eskalmen beyde Zobel gefangen, und bezahlte seine Schuld.“

heit, die zur Erde niederdrückte; wie zerfallen alle Fesseln; welche neue Kraft treibt alsdann vorwärts! Mit diesem Gedanken einmal bekannt, findet die Seele nun um so viel weniger unter den sichtbaren und gegenwärtigen Dingen etwas, was ihr völlig Zufriedenheit geben, und allen ihren Wünschen Ziel seyn könnte.

Es soll hieraus ist weder ein Beweisgrund für die Unsterblichkeit der Seele geschlossen, die auch ohne demselben zur vernünftigen Erwartung hinlänglich gegründet ist; noch das Verlangen nach der Ewigkeit irgend zu einem wesentlichen Trieb der menschlichen Seele gemacht werden. Es ist zu bekannt, daß schon viele so unglücklich haben seyn können, das Ende ihres Seyns im Tode des Leibes zu wünschen und zu hoffen. Auch haben Seelen von den erhabensten Empfindungen und Entschliefungen *) gleichgültig und zweifelhaft in Ansehung dieser Untersuchung bleiben können.

Aber so viel ist doch unleugbar, daß die Wünsche und Bestrebungen des menschlichen Geistes hienieden kein festes Ziel haben; daß die Erweiterung der Erkenntnißsphäre immer auch die Zahl der Antriebe und Begierden vermehrt. Nicht alle sind sich gleich im Feuer und in der Schnelligkeit des Fluges; aber in dem Hauptsatz stimmen alle überein. Der Weise zwar lernt sich mäßigen und einschränken und begnügen an dem, was er hat; aber wodurch anders, als dadurch, daß er die Begierden tödtet, mittelst der Vorstellung der Unmöglichkeit, einzeln oder zugleich mit andern sie zu befriedigen; oder

*) Stoiker.

oder daß er sie besänftiget und einschläfert, eben mit der Hoffnung dessen, was künftig ist, und in der Ewigkeit auf ihn wartet?

In so fern also kann Trieb nach dem Unendlichen zu den Haupteigenschaften des menschlichen Willens gezählt werden; und derselbe, nebst dem Triebe zur Beschäftigung und zur Veränderung, begreift ohne Zweifel das in sich, was einige den Erweiterungstrieb nennen.

Abchnitt II.

Beschreibung der vornehmsten Zustände des menschlichen Gemüths, nebst den nächsten Ursachen und Wirkungen.

S. 25.

Eintheilung der Gemüthszustände in ruhige und in Affecten. Ursachen und Wirkungen der letztern, überhaupt betrachtet.

Nachdem im vorhergehenden die offenbarsten Hauptgesetze und Triebe des menschlichen Willens bemerkt worden sind; so folgt nunmehr die Betrachtung der vornehmsten Zustände, die in den menschlichen Gemüthern mit einander abwechseln *).

§ 3

Wenn

*) Dieser Theil der Psychologie ist noch sehr unzulänglich bearbeitet. Die mehresten lassen es bey der bloßen Nomenclatur
flatur

Wenn man diese mancherley Zustände des menschlichen Gemüths in gewisse Klassen ordnen will: so kann solches sowohl in Rücksicht auf die Art, als in Rücksicht auf die Stärke der dabey obwaltenden Empfindungen und Willensäußerungen geschehen. Auf dem letzten Unterschiede beruht die Eintheilung der Gemüthszustände in ruhige und in Affecten.

Wenn gleich bey diesem letztern Namen jedermann sich lebhaftest Vorstellungen und daraus entstehende starke Begierden und Verabscheuungen denkt: so fehlet doch viel daran, daß der gemeine Begriff genau bestimmt, daß die Gränzen zwischen dem, was Affect heißen soll, und nicht heißen soll, festgesetzt seyn. Nämlich viele von den Vorstellungen der Seele, die durch äußere Eindrücke oder innere Regungen erweckt werden, gehn vorüber, ohne irgend ein merkliches Wohlgefallen oder Mißfallen zu verursachen. Von dergleichen Vorstellungen sagt man, daß sie das Gemüth gleichgültig und ungerührt lassen. So gleichgültig und kraftlos für den Gemüthszustand werden leicht leblose Dinge; die man täglich um sich sieht; wenigstens zu der Zeit, wenn man mit etwas anderm beschäftigt ist. — Bey andern Vorstellungen ist man sich einiges Eindrucks, den sie im Gemüthe hervorbringen, bewußt; jedoch ohne daß das Wohlgefallen oder Mißfallen,

flatur bewenden. Andere unterscheiden die eigentlichen Zwecke des Moralisten von den Absichten der Arzneygelehrsamkeit oder der sch. Wiss. nicht. Home ist vorzüglich, Grundf. der Kritik, B. I. K. II. Auch Cartesius in dem Tract. de passionibus animae ist zu gebrauchen.

fallen, welches sie verursachen, das Gemüth beunruhiget, und Bestreben oder Widerstreben nach sich zieht. In einem solchen Zustand findet sich das Gemüth in Ansehung vieler wichtiger Dinge, wenn sie nicht gerade die Aufmerksamkeit besonders an sich ziehen; in Ansehung neuer Dinge, bey denen doch nichts besonders stark auffällt; in Ansehung der mehresten Menschen in den gewöhnlichen Verhältnissen. Vorübergehendes Wohlgefallen oder Mißfallen, aber nicht Begierde oder Verabscheuung entstehn dabey. — Begierden oder Verabscheuungen können entstehn, die Seele kann durch den Gegenstand in merkliche Wirksamkeit gesetzt werden; aber mit so weniger Kraft, daß fast jede neue Vorstellung geschieht ist, augenblicklich dieselben zu vertilgen. Bey Kindern und jedweder Art schwacher, veränderlicher Seelen, sind solche Eindrücke und Rührungen gewöhnlich. — Endlich bey den stärkern Gemüthsbewegungen, welche die Natur mit charakteristischen, einem jeden Menschen verständlichen Veränderungen im Gesichte, oder andern äußern Theilen des Körpers verknüpft hat, behauptet entweder noch die Vernunft die Herrschaft, und die Seele hat es in ihrer Gewalt, den Aeußerungen ihrer Empfindungen Einhalt zu thun, wenigstens aller Entschließungen und Handlungen, nach dem Antrieb jener Empfindungen, sich zu enthalten; oder diese werden die herrschenden Triebe ihres ganzen Verhaltens. — Bey welchem Unterschied soll nun der Name des Affects und der Leidenschaft anfangen gebraucht zu werden?

Dies ist an sich gleichgültig. Aber es ist nicht gleichgültig bey der Untersuchung des Verhältnisses der Affecten zur Tugend, Weisheit und Glückseligkeit; nicht

gleichgültig bey der uns obliegenden Untersuchung der nächsten Ursachen und Wirkungen des Affects.

Wenn jener zuletzt beschriebene Zustand, wo die Leidenschaft in ihrem vollen Ausbruch ist, nur Affect heißen sollte: so würde die Erfahrung wohl ohne Ausnahme beweisen, daß der Affect mit einer Verdunkelung und Verwirrung der Ideen, nicht bloß als Ursache, sondern auch als Wirkung verknüpft ist. Aber der vor diesem letztern bemerkte Grad der Stärke der Gemüths- bewegung kann mit Klarheit und Deutlichkeit der Vorstellung noch wohl bestehen. So sieht der Held in der Schlacht den Tod in hundert schrecklichen Gestalten vor sich; kennt die Gefahr, in der er ist, und den Werth seines Lebens; sieht seine Getreuen fallen, und fühlt als Menschenfreund; sieht den drohenden Feind, und fühle Ehre und Rache. Dennoch eben so weit von der wüthenden Verzweiflung, als von der unthätigen Zufriedenheit entfernt, faßt er alles im hellen Blick; urtheilt nach den wahren Verhältnissen, und beschließt, nach der Uebereinstimmung der wichtigsten Absichten, mit hellem Verstand und mächtigem Antrieb. So sieht der Patriot alle herrliche Folgen weiser Rathschläge und Anstalten, das Glück ganzer Völker, in tiefsinnigen Schlüssen vor sich. Innigstes Vergnügen durchströmt ihn, himmlische Heiterkeit leuchtet aus seinem Gesicht. Dennoch verdunkelt sich nicht sein überschauender Blick. Einleuchtende Wahrheit ist die Quelle seines starken Gefühls, und weitere Aufschlüsse sind die Folgen seines lebhaften Andringens. So endlich kann der Weise, mitten im Gefühl seines aus deutlicher Einsicht groß geachteten Verlustes, seiner Pflichten eingedenk bleiben; und der Stoiker bey-

bef.

heftigen körperlichen Schmerz den Beweis führen, daß dieser Schmerz den Menschen nicht nothwendig unglücklich mache. Aber wir dürfen die Wirkungen der Kunst und Weisheit nicht mit den Wirkungen der Natur verwechseln. Wiewohl auch schon die Natur Unterschiede hiebey macht: so ist doch die gewöhnliche Wirkung der Affecten, wenn sie auch nicht aus dunkeln und verworrenen Vorstellungen entstanden sind, daß sie solche hervorbringen. Denn es mag entweder eine Vorstellung sehr lebhaft, oder es mögen viele Vorstellungen zusammenwirken: so werden dadurch vielerley andere Vorstellungen erregt und zugesellt. Und bey einem solchen Zusammenfluß und Gedränge der Vorstellungen, alles deutlich gewahr zu werden und zu unterscheiden, ist dem menschlichen Verstande nicht leicht gegeben. Leicht entstehen da verfälschte Vorstellungen durch die Vermischung ähnlicher oder sonst verknüpfter, aber hier doch nicht vorhandener Dinge und Umstände; und daraus dann weiter irrige Urtheile und unschickliche Handlungen. Noch mehr wird der Irrthum bey dem Affect dadurch befördert, daß man, um so viel vollständiger eine Sache einzusehen, leicht sich überredet, je lebhafter man von einigem gerührt wird: obgleich aus der Vernunftlehre und Erfahrung gewiß ist, daß man um so viel weniger geschickt ist, auf alles Acht zu geben, was an einer Sache zu merken ist, je lebhafter man von einem Eindruck gerührt ist. Endlich kömmt noch hinzu, daß die Begierde, das, was man bereits gethan hat, zu rechtfertigen, geneigt macht, die Sache immer von der Seite anzusehen, die den Affect erregt hat; wenn sie auch noch so viel falsches Licht enthält, oder noch so wenig zureichend ist, das Ganze richtig zu beurtheilen.

Aus allem diesem erhellet auch leicht, woher es kömmt, daß die triftigsten Beweggründe und die gründlichsten Gegenvorstellungen während des Affects so wenig fruchten. Sie können entweder nicht durchdringen durch die Wellen der regen Empfindungen, durch die Ströme der verworrenen Vorstellungen; oder sie nehmen von der Vermengung mit denselben einen falschen Schein, und oft eine ganz andere Gestalt an. Oder sie sind schon darum verhasst, daß der andre uns widerlegen und belehren will; da wir doch — so glaubt man im Affect — wohl wissen, was wir thun und was wir empfinden; weit besser, als der andre, der nicht alles weiß, oder nicht Antheil genug nimmt, die Sache zu beurtheilen, im Stande sind. So erbittert man und bringt das Gemüth nur immer mehr auf, indem man besänftigen und beruhigen will. Einem Zornigen mit Gründen Einhalt thun wollen, sagte Pythagoras, ist so viel, als gegen das Feuer mit dem Schwert streiten.

Uebrigens kann und soll hiemit nicht geleugnet werden, daß man nicht einiges im Affect schärfer sieht, und manches bemerkt, was man bey ruhigem Gemüth nicht würde bemerkt haben. Die Lebhaftigkeit des Affects bringet mehreres zum Vorschein, und giebt vielleicht auch mittelst des stärkern Zustusses von Lebensgeistern den Organen eine mehrere Empfindlichkeit. Manches sieht man ist auch, weil man es nun sehen will; indem es dem schon gefaßten Eindruck und Entschlusse gemäß ist. Sieht nun, durch Beleidigungen aufgebracht, die kleinsten Fehler einer Person, da man vorher die größern nicht einsah; oder sieht alles, was sie entschuldigen und bedecken kann, wenn man erst zu entschuldigen und zu bedecken

bedecken geneigt ist. Aber alles dieses Sehen im Affect hat insgemein den Fehler, daß es einseitig ist, und nicht leicht ohne falschen Zusatz bleibt.

Daß auch der Affect die Seele thätiger und größerer Entschliessungen fähig mache; beweiset die Erfahrung, und ist aus dem Bemerkten begreiflich. Die regen Vorstellungen sind außerordentlich lebhaft; die andern, die Zweifel und Bedenken erwecken würden, kommen gar nicht zum Vorschein; jene wirken alle auf einmal, oder Schlag auf Schlag. Aber wenn man behaupten wollte, daß der Affect allein zur Entschlossenheit und Thätigkeit bringe: so müßte man die letztern Begriffe ungewöhnlich erhöhen, oder den ersten ungemein herabstimmen.

Bei genauerer Beleuchtung der Wirkungen der Affecten, findet sich hier vielmehr noch ein Grund zu einer allgemeinen Eintheilung derselben. Einige wirken auswärts, lassen sich gleichsam im Sturm aus. Andere wirken im Innern, drücken, nagen und verzehren. Jene gehen insgemein eher vorüber; indem theils die äußern Kräfte in einem so gewaltsamen Zustand nicht lange aushalten, theils diese Offenbarung des Affects der Seele zur richtigen Beurtheilung eher behülfflich ist. Denn was den äußern Sinnen vorkommt, läßt sich leichter erkennen und unterscheiden, als was im Innern vorgeht. Insbesondere kann es zur Legung des Affects viel beytragen, wenn er sich in Worten ausläßt. Denn dadurch werden nicht nur die Vorstellungen deutlicher, sondern der Seele wird auch leichter, als wenn sie der natürlichen Bestrebung der gereizten Werkzeuge Widerstand thun muß. Unterdessen kommt es freylich darauf an, wie viel wahren Grund der Affect hatte, oder wie tiefe Wurzel die Leidenschaft schon geschla-

geschlagen, und wie sehr der Verstand schon an die irri- gen Vorstellungen sich gewöhnt hat. Wo alles dieses im großen Maaße beisammen ist: da geht wohl der Sturm vorüber, aber die Triebe und Reizungen dazu werden bey jedem neuen Anfall eher vermehrt, als vermindert. Unter entgegengesetzten Umständen aber kann der Geist, wenn er, aus seinen Vergehungen zu lernen und weiser zu werden, einigermaßen geschickt ist, durch den Affect gebessert werden. Er lernt sich kennen, schämen, vorsichtig seyn, vorbeugen, ausweichen. Er lernt auch andere billiger und richtiger beurtheilen.

Von den Wirkungen der Affecten auf den Körper belehren uns die Aerzte, daß solche bisweilen heilsam, öfter aber nachtheilig, ja bisweilen tödtlich seyn *).

§. 26.

Eintheilung der Gemüthszustände in Ansehung der Art der Empfindungen. Etwas über die vermischten Empfindungen überhaupt.

In Ansehung der Art der Empfindungen können die Gemüthsbewegungen, sowohl die gelindern als die stärkern, manchfaltig eingetheilt werden; wenn man auf alle Unterschiede achten will. Natürliche und unnatürliche, ursprüngliche und abstammende, edle und unedle, gesellige und ungesellige, selbstsüchtige und sympathetische, thierische und geistliche, und noch mehrere können unterschieden werden. Aber diese Unterschiede

*) Zückert von den Leidenschaften. Des Marées de animi adfectuum in corpus potentia.

schiede haben entweder eine besondere Ausführung gar nicht nöthig, oder sie können sie hier noch nicht erhalten. Nur der Unterschied, daß die Gemüthsbewegung entweder aus angenehmen oder unangenehmen, oder vermischten Empfindungen entsteht, giebt hier gleich noch zu weitem Bemerkungen Anlaß.

Man hat oft gesagt, daß dem Menschen kein reines Vergnügen zu theil werde; und man kann mit wissenschaftlichen Gründen es unterstützen, daß er, wegen der nie völlig bequemen Lage eines jedweden Theiles seines Körpers, immer einigen Schmerz empfinden müsse. Aber wenn die Empfindung für nichts zu rechnen ist, in so fern man sich ihrer gar nicht bewußt wird: so können einige Empfindungen, und die aus ihnen entstehenden Gemüthsbewegungen, eben sowohl für ganz angenehme gehalten werden, als andere für unangenehm, weil in ihrem Eigenthümlichen nichts als Schmerz oder Verdruß sich offenbaret.

Aber wahr ist es, daß die beyden Arten ungemischter Empfindungen nicht so häufig vorkommen, als die gemischten, und nicht lange dauern. Wenn auch aus körperlichem Gefühl reine einartige Eindrücke entstehen: so leitet der Gedanke oder die Phantasie bald andere Einflüsse darunter. Die Vorstellung einer größern Lust, als die gegenwärtige ist, der Gedanke ihrer kurzen Dauer, das Bewußtseyn des Unerlaubten, oder irgend eine Furcht vor unangenehmen Folgen und andere Ursachen mischen gar leicht bittere Tropfen in die angenehmsten Empfindungen. Nicht weniger aber sind zur Versüßung der Leiden unzählige Zuflüsse durch die Anstalten der Natur und der Kunst bereitet. Es ist in der Welt kein Ding
schlecht.

schlechterdings böß; und nichts so gut, daß es nicht an sich, oder im Verhältniß zum Menschen, eine unangenehme, so wie jenes eine angenehme Seite zeigen könnte *).

Besonders sind bey den Wirkungen der Sympathie die vermischten Gefühle am gewöhnlichsten. Wenige Menschen vergessen sich so sehr bey dem Eindruck, den der Zustand anderer auf sie macht, daß nicht die Vorstellung von ihnen selbst und ihrem eigenem Zustande dabey auf sie mitwirkte. Beym Mitleiden, welches das Unglück anderer ihnen erregt, können sie ihres eigenen bessern Zustandes mit Wohlgefallen sich bewußt werden; und bey der Theilnehmung an den Freuden anderer entstehen leicht selbstfüchtige Wünsche. Es kann aber auch aus einer edlern Quelle, aus dem Bewußtseyn, daß die sympathetische Empfindsamkeit gut ist, und noch mehr, aus

*) S. Mendelssohns Philos. Schriften, Th. II. S. 32. Malebranche behauptet, daß bey allen Affecten ein angenehmes Gefühl sich einmische, welches aus dem Bewußtseyn entstehe, daß man sich (er meynet hauptsächlich den Körper) in einem den Umständen angemessenen, schicklichen Zustande befinde, de la R. de la V. liv. V. ch. III. Aber allgemein scheint es die Erfahrung nicht zu bestätigen. Zwar sobald die Vorstellung entsteht, daß man in einem unschicklichen Zustande sey, so ist eine Ursache des Mißfallens da; und bey jedweder Art von Affecten kann der Gedanke, daß der Affect da schicklich sey, entstehen, und Ursache seyn, daß man sich nicht bemüht, aus demselben herauszukommen. Aber nicht in jedem Falle geschieht es wirklich. Z. E. bey dem Schmerz, bey der Furcht, gewissen aus dem Körper entstehenden heftigen Begierden. Auch nicht wegen des vermehrten Gefühls der Kräfte hat jeder Affect immer etwas angenehmes.

aus dem Bewußtseyn des Verlangens und der Fähigkeit, dem andern zu helfen, dem Mitleiden angenehme Empfindung sich zugesellen. Wenn insbesondre durch dichterische Vorstellungen unser Gemüth in sympathetische Bewegungen gesetzt wird: so kann der Gedanke, daß es nur Erdichtung ist, in dem einen Falle angenehme, in dem andern unangenehme Empfindungen dem Haupteindrucke zugesellen.

Warum dem höhern Alter nicht mehr so reine Empfindungen der Lust zu Theil werden, als der muntern Jugend; davon lassen sich die Ursachen leicht finden. Die Organen sind nicht mehr so lebhafter Eindrücke fähig; und durch die Vergleichen mit den ehemaligen verlieren sie in der Vorstellung gleich noch mehr. Die zu allerhand Besorgnissen gewohnte Vernunft, die mit unangenehmen Vorstellungen erfüllte Imagination, der allerhand beschwerliche Gefühle erzeuende Körper, sind so viele Quellen, angenehme Empfindungen zu verbittern. Aber dafür werden auch die unangenehmen Empfindungen, theils wegen der mindern Reizbarkeit der Werkzeuge, theils wegen der Uebungen der Vernunft, oft schwächer und gemilderter.

S. 27.

Von den angenehmen Gemüthszuständen, der Zufriedenheit und Freude.

Angenehme Gemüthszustände heißen uns also diejenigen, wo die angenehme Empfindung entweder rein, oder doch dermaßen überwiegend ist, daß, nach der gewöhnlichen Weise, der Zustand von ihr den Namen bekommt.

Unsere

Unsere Sprache hat verschiedene Namen für diesen Gemüthszustand; Zufriedenheit, Behaglichkeit, Heiterkeit, Frölichkeit, Freude, Entzückung. Die Unterschiede scheinen, nach den mehresten Anwendungen, so angegeben werden zu können, daß Zufriedenheit die Ruhe des Gemüths in der Abwesenheit aller merklich unangenehmen Eindrücke bedeutet; Behaglichkeit den Zustand, wo die angenehmen, besonders körperlichen Gefühle die Seele schon aufmerksam machen; Heiterkeit aber, wenn durch die Leichtigkeit der innern Bewegungen die Seele sich zu ihren Verrichtungen geschickter fühlt. In allen diesen Fällen braucht keine besondere Ursache des Vergnügens der Seele bekannt zu seyn. Freude aber und Frölichkeit, bey denen der Affect sichtbarer wird, erfordern dieselbe *). Entzückung bedeutet den höchsten Grad dieses Affects.

Von dem Ursprung dieser angenehmen Gemüthszustände läßt uns die Beobachtung bald und sicher so viel bemerken, daß eben sowohl aus der Befreyung von unangenehmen Eindrücken, als aus solchen, die an sich unangenehm sind, dieselben entstehen können. Wenn wir von einer Krankheit, oder von einem kurzen, aber heftigen Schmerz, oder von verdrießlichen Gegenständen befrehet worden sind: so ist der darauf folgende schmerzlose Zustand nicht so gleichgültig und unwerth, als er gewesen seyn würde, wenn kein unangenehmerer vorhergegangen wäre.

Wenn

*) Frölichkeit unterscheidet Wolf von der Freude dadurch, daß jene über das Ende einer Unlust entsteht. *Metaphys. S. 447.*

Wenn ein Mensch aus einem finstern, engen Gefängnisse in die freye Luft kömmt, oder in seinem Zimmer sich selbst wieder überlassen ist; was braucht er, mehr, um erfreuet, um entzückt zu seyn? Das Zimmer, in welchem er so oft lange Weile hatte, die Luft, die ohne Echnellkraft für ihn zu seyn schien, die Gegenstände alle, die mit ihrem gewöhnlichen Eindruck ihn nicht mehr rührten; alles lacht ihn ist an, und überschüttet ihn mit Wonnegesühl.

Wenn, nach einem alten Grundsätze, die angenehme Empfindung aus einer gelinden Bewegung entsteht, und der Schmerz aus heftiger, allzustarker Bewegung oder Spannung: so läßt sich von jenem Uebergang, von dem unangenehmen Gefühl zum angenehmen, ohne besondere äußerliche Veranlassung, eine Ursache darinn gedenken, daß, wie in der Natur alles nach dem Gesetze der Thätigkeit entsteht und vergeht, auch die heftigen, Schmerz verursachenden Spannungen oder Erschütterungen der Empfindungswerkzeuge, wenn sie sich endigen, allmählig in solche gelinde Bewegungen sich verlieren, aus denen die angenehmen Gefühle entstehen. Noch eine andere Ursache liegt aber auch in den Wirkungen des Contrastes (§. 4.), wenn die Vorstellung des verhaßten Zustandes noch lebhaft in Erinnerung ist; so leuchtet das Gute des schmerzlosen Zustandes stärker ein. Was bey der Vorstellung größerer Vergnügungen bey dem hochfliegenden Wunsche für nichts geachtet wird, nicht befriediget; das zieht die aus der Tiefe emporstrebende Seele leicht an sich. Als noch unter den unangenehmen Eindrücken die Seele litte, und der vorige bessere Zustand so wünschenswerth dagegen sich zeigte; da gefellten sich vielleicht auch,

Erster Theil. J nach

nach dem gewöhnlichen Gesetze der Ideenverknüpfung, noch mehrere angenehme Vorstellungen, als diejenigen, die ihm wesentlich sind, hinzu; und auch diese vermehren, wenigstens in den ersten Augenblicken, das Wohlgefallen an ihm. In manchen Fällen des körperlichen Schmerzes werden durch die Erschütterungen selbst, oder durch andere Mittel der Genesung, die Werkzeuge gereinigt und entfaltet, und also zu so viel lebhafterer Empfindung des Angenehmen geschickt gemacht. Und von der Seele, oder der Imagination, läßt sich nicht weniger sagen, daß durch ernstliche Leiden, durch schwere Unglücksfälle, sie bisweilen von selbstgeschaffenen Plagen, von träumerischen Vorstellungen und unnatürlichen Begierden gesäubert, und ein natürlicherer Zustand in ihr wieder hergestellt werde *).

Aber

*) Diesen Satz, von dem Ursprung der angenehmen Empfindung aus dem geendigten Schmerz, haben einige Philosophen allgemein zu machen, und zu behaupten gesucht, daß alle physische und moralische Vergnügungen aus der Endigung irgend eines klar oder dunkel empfundenen unangenehmen Eindruckes entstehen. Am ausführlichsten thut es der Verf. der Idee sull indole del piacere, Milano 1774. deutsch mit Anmerk. vom Hrn. Prof. Meiners 1777. Es thut es auch der gelehrte und scharfsinnige *Antonio Genovesi*, Scienze Metafisiche p. 350. seq. So wenig auch der Satz allgemein erwiesen werden kann: so viel Scharfsinniges findet sich in dem Versuche dieser Philosophen. Wie die Vermischung und Abwechslung des Angenehmen mit dem Unangenehmen Ursache sey, warum die vermischten Empfindungen dauerhaftere Reize haben, als die ganz angenehmen, zeigen Mendelsohn l. c. und Campe von den Empfind. und Erkenntnißkräften S. 53.

Aber wie der Schmerz eine mittelbare Ursache der Lust werden kann: also kann auch Freude auf vielerley Weise Ursache des Verdrusses und Schmerzes werden. Alle Arten angenehmer äußerer Empfindungen sind nur bis zu einem gewissen Grade der Stärke des Eindruckes angenehm; zunehmend werden sie schmerzhaft.

Und auch bey den innern lebhaften Rührungen haben Menschen oft bekant, daß ihr Vergnügen zu groß sey, daß sie es nicht aushalten, nicht ertragen können. Auch in dieser Rücksicht gehn die Begierden des Menschen oft weiter, als seine Kräfte. — Die Aerzte erzählen uns, daß von plöthlicher, übermäßiger Freude, Leute auf der Stelle getödtet oder unsinnig wurden *).

Ferner aber hindert die Lebhaftigkeit des Vergnügens nicht nur, wie alle Affecten, die Ueberlegungen und vollständigen Beurtheilungen der Vernunft; und befördert den Ausbruch sonst unterdrückter Triebe; sondern ihr ist es besonders eigen, den Eindruck unangenehmer Vorstellungen, und die Aufmerksamkeit auf dieselben zu verhindern. Denn was den herrschenden Vorstellungen und stärkern gegenwärtigen Eindrücken entgegen ist, findet nicht leicht Eingang. Daher macht die Freude so leicht nachlässig in Beobachtung des Wohlstandes, überhaupt aber sorglos gegen die Zukunft. Daher hat es die Klugheit zur Regel gemacht, bey sehr erfreulichen

J 2

Nach-

* Leo X soll durch die Freude über die Nachricht, von der Vertreibung der Franzosen aus dem Mayländischen, das Fieber sich zugezogen haben, an welchem er gestorben. *Roberson Hist. Charles V. II. 144.* Mehrere Bepispiele hat auch *Des Marees l. c. p. 23.*

Nachrichten die kleinsten widrigen Umstände in Erwägung zu ziehen, und seine Aufmerksamkeit zu verdoppeln. Der so oft angeklagte Wechsel des Glücks hat vielleicht öfter, als man gern glaubt, seinen Grund in uns selbst.

Aber das Vergnügen ist nicht dazu bestimmt, uns bloß auf Augenblicke zu beglücken, und Schmerz auf die Zukunft zu bereiten. Die Freude in gehörigen Schranken und unter der Aufsicht der Vernunft, ist die Quelle vieler der heilsamsten Veränderungen für Leib und Seele. Sie befördert, nach dem Berichte der Aerzte, die für die Gesundheit und Heiterkeit so wichtige unmerkliche Ausdünnung, sie befördert die Verdauung, sie erleichtert die Muskelbewegung; sie trägt nicht nur zur Heilung der Krankheiten allemal sehr viel bey, sondern sie hat in vielen Fällen dieselbe fast, oder ganz allein bewirkt. Peirescius ist von der Sprachlosigkeit und Lähmung durch das Vergnügen geheilet worden, so ihm ein Schreiben des Thuanus verursachte. In gutartigen Gemüthern erweckt die Freude Liebe zu Gott, und Liebe zu den Menschen aus Dankbarkeit gegen Gott. Allemal ist sie der Gütigkeit und Freundlichkeit dadurch beförderlich, daß sie die Unzufriedenheit wegnimmt, die sich so leicht an unschuldigen Gegenständen ausläßt; und die Vorstellung von Uebeln zerstreut, deren Einmischung bey jedweder halben Veranlassung so leicht Mißtrauen, Zorn und Haß im Gemüthe erzeugt. Alles färbt sich im Lichte des Selbstgefühls. Bisweilen ist der Mensch auch darum gütiger, wenn er vergnügt ist, weil die Sympathie mit fremden Schmerze sein Vergnügen zu unterbrechen droht. Selbst unzufrieden, konnte er im Glücke anderer Anlaß zum Neide,

Neide, in ihrem Unglücke eine beruhigende Vergleichung finden.

Die Hauptsache kommt immer auf die Ausbildung des ganzen Charakters an, und wie weit die Vernunft in demselben die Herrschaft ausübt. Nicht nur sind nicht alle Ausbrüche des Wohlwollens wahre Güte. Es giebt auch Gemüther, die durch die Freude, die ihnen widerfährt, ungestüm und beleidigend werden; indem sie alles auf ihre Verdienste rechnen, und das Vertrauen auf ihre Kräfte oder ihr Glück durch günstige Eräugnisse zu sehr wachsen lassen *).

§. 28.

Von den unangenehmen Gemüthszuständen überhaupt.

Die mancherley unangenehmen Gemüthsbewegungen vermischen sich zu häufig mit einander, als daß in den gemeinen Benennungen derselben lauter rein abge sonderte, und genau bestimmte Begriffe sich finden sollten. Unterdessen lassen sich einige Unterschiede deutlich genug bemerken und angeben. Die Unzufriedenheit über seinen Zustand entsteht bisweilen aus deutlichen, wenigstens klaren Vorstellungen der Ursachen dieser Unzufriedenheit, bisweilen aus dunkeln Vorstellungen und unentwickelten

3 3

Ge

*) Auch müssen die Wirkungen der Verstellungskunst von den Wirkungen der Natur unterschieden werden; wenn man Beobachtungen hierüber anstellen will. Carl V bescheidenes und sanftes Betragen bey der Nachricht von seines großen Nebenbuhlers Niederlage und Gefangenschaft (*Robertson II. 230.*) muß wohl zu den erstern vielmehr, als zu den letztern gezählet werden.

Gefühlen. Diese Ursache denkt man sich bisweilen als ein unvermeidliches Schicksal, nicht durch jemandes Schuld hervorgebracht; dann entsteht Traurigkeit. Denkt man sich aber die Ursache seines unangenehmen Zustandes, als durch jemandes Schuld oder Versehen entstanden: so ist die Empfindung Verdruß. Wo man sich ein Uebel, als an sich vermeidlich, durch jemandes Schuld entstanden, vorstellt; da erwachen natürlicher Weise die Triebfedern der Thätigkeit. Hingegen sinken die Kräfte zusammen bey der Vorstellung des unveränderlichen, eisernen Schicksals. Traurigkeit, Betrübniß, machen daher unthätig, niedergeschlagen; Verdruß äußert sich durch Thätigkeit. Zorn ist ein hoher Grad von Verdruß; insbesondre aber heißt so der Verdruß über Versehen oder Vergehungen eines andern. Bey der Unzufriedenheit über seine eigenen Vergehungen entstehen Reue, mittelst der Erkenntniß der Falschheit und Schädlichkeit der Beweggründe, denen man gefolgt ist; und Schaam, mittelst der Erkenntniß der Kleinheit, der Schwäche, die ein solches Betragen beweiset. Beyde können bald mehr vom Zorne, bald mehr von der Traurigkeit an sich nehmen; je nachdem der Gedanke von Vermeidlichkeit der fehlerhaften Handlungen, wenn man nur gewollt hätte, oder der Gedanke, daß das Geschehene nun nicht mehr zum Ungeschehenen gemacht werden kann, der Seele obschwebet.

Aus der Vorstellung eines künftigen Uebels entsteht die Furcht. Aus der plötzlich erregten Vorstellung eines nahen äußerlichen Uebels Schrecken: bey großen und ungewöhnlichen Dingen Entsetzen. Furcht aus innern Empfindungen ohne klare Vorstellung des Uebels ist

ist Angst. Furcht ohne alle Hoffnung ist Verzweiflung; also entweder Furcht der endlosen Dauer des gegenwärtigen unerträglichen Zustandes, oder Furcht vor gewiß bevorstehend und unausstehlich scheinenden Uebeln.

Auch die Vorstellung eines Gutes kann Unzufriedenheit hervorbringen. Die Begierde darnach, oder das Verlangen, kann zwar ein gemischter Zustand seyn, mittelst der Hoffnung, dazu zu gelangen, und des Vorschmack's, den die Einbildungskraft davon verschafft. Aber es kann auch ein sehr unangenehmer, schmerzhafter Gemüthszustand daraus entstehen; wenn entweder die Begierde zu stark ist, als daß sie sich durch diesen unvollkommenen Genuß befriedigen läßt, oder allerhand andere unangenehme Vorstellungen sich dazu gesellen. Dergleichen sind die Vorstellungen, daß wir desselben vielleicht nie theilhaftig werden, daß ein anderer es uns entziehen, daß es sonst Schaden leiden könne. Das Verlangen nach einem sonst genossenen Gute heißt Sehnsucht; bey welcher das Mißvergnügen gleichfalls sehr verschiedene Grade haben kann.

Das Mißvergnügen über das Gute, das ein anderer besitzt, heißt Mißgunst; und Neid, wenn es mit dem Wunsche verknüpft ist, es selbst zu besitzen. Die unangenehmen Gemüthszustände bekommen noch bisweilen bey der längern Dauer derselben, oder einiger Vermischung mit andern, besondere Namen. So wird anhaltende Betrübniß, mit Verdruß über sich selbst vermischt, Gram; mit Verdruß über andre vermischt, Kummer; innerlich fortdaurender, zum gelegentlichlichen Ausbruch bereiter Zorn wird Groll genannt.

Vielleicht könnte jemand aus den mehreren Namen für unangenehme Gemüthszustände, als für die angenehmen nicht angemerkt worden sind, die Folge ziehen wollen, daß mehr Böses als Gutes im menschlichen Leben vorkomme. Allein die Folge würde sehr übereilt seyn. Bey unserer flüchtigen, eingeschränkten und durch so vielerley Zufälle bestimmten Erkenntniß, läßt sich nicht von der Menge der Namen, die wir haben, auf die Menge der Dinge, die da sind, schließen. Und bey wenigem Nachdenken findet man bald, daß noch viel mehr Arten angenehmer Gemüthszustände, Arten von Vergnügen, sich unterscheiden lassen, als in dem gerade dazu vorhandenen Namenverzeichnisse nicht geschehen ist. Aber daß es hier nicht eben so wohl geschehen ist, als bey der andern Klasse; davon läßt sich vielleicht als Ursache angeben, daß bey den angenehmen Empfindungen die Erweckung zum Nachdenken, Unterscheiden und Anmerken, nicht so natürlich, und daher bey den meisten Menschen nicht so gemein ist, als bey den unangenehmen. Jene kann man leichtsinnig und gedankenlos hinnehmen; von diesen sucht man sich zu befreien; und so lernt man sie genauer kennen. Auch ist dem Menschen insgemein mehr daran gelegen, von diesen andere zu benachrichtigen, als von jenen. Ein neuer Grund, von den einen eher als von den andern bestimmte Begriffe sich zu machen.

§. 29.

Genauere Untersuchungen über die Natur einiger dieser Gemüthszustände. Von der Traurigkeit.

Der Ursachen der Traurigkeit kann es so viele geben, so viele Arten von Uebeln es giebt, zu denen die

Vor.

Vorstellung unseres Unvermögens, ihnen abzuhelpfen, sich gefallen kann. Wer will diese abzählen? Wir wollen nur dem Gange dieses Gemüthszustandes, seinen Wirkungen und Abfällen, genauer nachspühren.

Bei allen Arten unangenehmer Gemüthsbewegungen, entsteht leicht Vergrößerung des Uebels; indem sich die Imagination bei der Erweckung und Zulassung der Ideen immer nach dem Haupteindruck richtet. Bei der Traurigkeit geschieht dies um so viel mehr, da die Empfindung oder Vorstellung unserer Schwäche, der Unmöglichkeit, dem Uebel abzuhelpfen, alle Reize der Thätigkeit unterdrückt, und die Gewißheit des Uebels den Lauf der unangenehmen Vorstellungen durch keine Hoffnung leicht unterbrechen läßt. Freylich schwächt auch umgekehrt die starke Empfindung des erlittenen Uebels das Bewußtseyn unserer noch übrigen Kräfte und Vollkommenheiten.

Wenn denn die traurigen Vorstellungen so völlig die Oberhand gewinnen: so entsteht auch wohl der Glaube, daß es für einen gar keine Freude mehr gebe, daß man derselben nicht mehr fähig sey; zur Gesellschaft der Fröhlichen sich nicht mehr schicke. Selbst die Freuden, die man vorher genossen hat, kommen einem ißt unschmackhaft vor; weil man das Organ dazu, die enthüllte Seele, nicht hat. Oder als verderblich, seelengefährlich; wegen der Verwandtschaft der Traurigkeit mit der Furcht.

Der Traurige flieht daher vor den Gelegenheiten der Aufheiterung und Zerstreuung, liebt die Einsamkeit; sucht sich Gegenstände aus, die, wie er denkt, zu seinem

Gemüthszustande sich am besten schicken, finstere Gegenden und melancholische Lektüre.

Dadurch häuft und vertieft er nicht nur die unangenehmen Eindrücke in seiner Imagination; sondern er erzeugt auch neue Nahrung durch die Dispositionen des Körpers, die aus diesem Stillestehn der Lebensgeister entstehen. Es läßt sich daher wohl begreifen, wie durch lange Unterhaltung mit den betrübten Vorstellungen die Traurigkeit so tiefe Wurzel schlagen könne, daß sie sich nicht verliert, wenn auch die erste Ursache derselben gehoben wird. Ja es können die düstern Vorstellungen so sehr erhöht werden und die Seele einnehmen, daß die wichtigsten Eräugnisse gar keinen Eindruck mehr machen, und das Licht der Vernunft ganz verlöscht.

Außer der allmählichen Zerstreuung der traurigen Bilder durch jedwede neue Eindrücke, giebt es insbesondere zwey Gemüthsbewegungen, durch welche die Traurigkeit oft überwältiget wird. Dies sind plötzlich erregte Furcht und Liebe. Jene, indem sie Triebe der Thätigkeit erweckt, und den Geist aus den gewohnten Vorstellungen herausreißt, in die er eingeferkert war, kann zu ermunternden, muthmachenden Gefühlen verhelfen; wenigstens doch neue, die alten zerstreuende Vorstellungen aufbringen. Dies kann sich in das Gemüth des Traurigen unter der Gestalt des Mitleidens einschleichen, welches er theils für sich zu erwecken, theils auch andern zu erweisen geneigt ist. Es ist ihm auch dazu der Hang zur Betrachtung und Ausschmückung der Eindrücke, die einmal die Phantasie empfangen hat, behülflich.

Indem die Traurigkeit für die meisten äußerlichen Gegenstände, besonders die lebhaftesten, am meisten zerstreuen.

streuenden Vergnügungen unempfindlich; indem sie den Gang der Lebensgeister langsamer; indem sie furchtsam und mißtrauisch macht; ist sie dem tiefen Nachdenken vortheilhaft *).

Eben dadurch macht sie auch gewisser feinerer, angenehmer Empfindungen fähig, welche die Lebhaftigkeit des Fröhlichen, oder die Stärke äußerlicher angenehmer Eindrücke nicht aufkommen läßt. Ueberhaupt sind Vergnügen und Traurigkeit nicht so entfernt von einander, daß sie sich nicht manchfaltig zusammengesellen und auseinander entstehen könnten.

Mehrere der nachfolgenden Untersuchungen werden dies bestätigen und aufklären. Es sind auch Thränen kein Beweis überwiegend unangenehmer Empfindungen. Man weint bey unerwarteten oder übermäßigen Freuden; bey einem Glück, das zu groß ist, um stolz seiner Kraft es zuschreiben zu können, oder das sich hebt durch die Erinnerung des dadurch geendigten Leidens. In der äußersten Betrübniß, bey dem starrmachenden, oder alle Triebfedern lähmenden Schmerz, weint man nicht, läßt keinen Seufzer von sich hören **).

§. 30.

Vom Zorn und einigen verwandten Leidenschaften.

Wenn nach allen Affecten sich behaupten läßt, daß sie den Menschen seiner Vernunft berauben; sollst doch

*) In einigen Gegenden werden melancholische Leute tief sinnig genannt.

***) S. Robertson Hist. of Charl V. II. 14. C.

doch gewiß, daß solches vornehmlich vom Zorn gesagt werden könne: *Ira furor brevis est*. In keinem Affecte pflegen die Menschen gewöhnlich so sehr sich zu vergessen, so sehr sich selbst unähnlich zu werden, in der Seele wie in der körperlichen Gestalt, als im Zorn; in keinem von den vernünftigen Absichten, die den ersten Antrieb bisweilen hervorbringen, so weit sich zu entfernen.

Eben dies macht die Beschreibung dieser Leidenschaft und ihrer Ursachen schwerer. Die Gesetze der Vernunft und Ordnung sind einfach und übereinstimmend, und daher auch leichter zu erkennen. Aber die Gesetze der Thorheit und Unordnung, an denen der Zufall so viel Antheil hat, unzählig und unter einander widersprechend.

Wir wollen, um desto leichter eine Erfahrung durch die andre aufzuklären, zuerst diejenige Art von Zorn betrachten, die aus den Trieben der Natur am unmittelbarsten entstehen kann, und von welcher die andern immer die Gestalt annehmen müssen, um vor der Vernunft, wenn nur noch einige Strahlen derselben auf sie fallen, sich behaupten zu können. Dies ist der heftige Verdruß über wahre Beleidigungen, d. h. unangenehme und unerlaubte, mit Schuld verknüpfte, d. h. aus Vorsatz oder Nachlässigkeit entstandene Handlungen oder Unterlassungen. Vorwürfe, Drohungen, Verwünschungen, in Mienen oder Worten ausgedrückt, oder auch gewaltsame Angriffe geben ihn zu erkennen.

Kräften sich zu widersetzen, die auf unser Verderben abzielen, oder doch unser Wohl stören; ist Trieb der Natur, und unter gehörigen Bestimmungen, Gesetz der Vernunft. Der Zorn ist also in einigen Fällen natur-

türlich und schicklich. Er gründet sich aber nicht immer auf das, was gegenwärtig geschieht, oder eben geschehen ist, allein; sondern oft auf die wiedererweckten Vorstellungen ehemaliger Beleidigungen eben desselben Menschen, oder anderer, die aber auf eben die Weise anfiengen, eben die Gesinnungen äußerten, wie dieser ist. Diese Ideenverknüpfung, die bey einem heftigen Eindruck, oder geläufigen und mit einander genau verketteten Ideen schnell entsteht, thut insgemein das meiste beym Zorn. Sie macht nicht nur, daß er bey den geringsten Veranlassungen entsteht, und augenblicklich zunimmt; sondern eben dieselbe ist die Ursache, daß er so bald die Gränzen der Vernunft übersteiget. Insgemein wird zuerst das Uebel der That oder Unterlassung vergrößert; dann verschlimmert sich das Ansehn der Absicht; allerhand, oft sehr wenig mit einander bestehende Absichten werden erst als möglich gedacht, dann zusammen verwirrt als wahrscheinlich oder gewiß angenommen; alle übrigen Fehler und Vergehungen des Beleidigers werden aufgesucht und eingemengt; alle gute Eigenschaften und Verdienste desselben verdunkeln sich, werden verdächtig. Oft verschlimmert auch in umgekehrter Ordnung die üble Meynung, die man schon von der Person hat, das Ansehn der That.

Das Bewußtseyn, im Zorn schon zu weit gegangen zu seyn, oder selbst beleidigt zu haben, trägt nicht immer zur Einschränkung dieser ausschweifenden Ideenverknüpfung und zur Mäßigung des Zorns etwas bey. Wenn es zu schwach ist gegen die Eigenliebe: so wird es vielmehr ein Antrieb, jene Veränderungen der Vorstellungen zu befördern, um einige Rechtfertigung seines Ver-

Verhaltens zu Stande zu bringen. Ja, es giebt Menschen, welche, wenn sie sich gegen andere vergangen haben, statt über sich selbst böse zu werden, über den ergrimmen, den sie beleidiget haben; weil er, als der Gegenstand oder die Veranlassung ihres Uebelverhaltens, ihnen verhaßt ist. *Proprium humani ingenii est, odisse, quem laeseris*, sagt Tacitus. Und nun sind wir schon bey der andern Art des Zorns, die mit eingebildeten Beleidigungen anfängt, aber doch bey Gegenständen, die ihrer Art nach zu beleidigen fähig sind. Es ist leicht zu begreifen, wie Unwissenheit oder selbstsüchtige Forderungen machen können, daß man ein gerechtes, aber freylich einem nachtheiliges Verhalten des andern, oder auch eine nicht nur gut gemeinte, sondern einem wirklich vortheilhafte Handlung für eine Beleidigung ansieht.

Endlich geschieht es nicht selten, daß Menschen in Zorn gerathen über solche ihnen unangenehme Eräugnisse, deren Ursachen entweder ohne alle Erkenntniß, oder doch ohne diejenige Willkühr und Freyheit handeln, die bey vernünftigen Urtheile von Schuld und Beleidigung vorausgesetzt werden. Wie ein unvernünftiges Thier gegen den Stein in Wuth geräth, der, von einer fremden Kraft getrieben, ihm Schmerz verursacht hat: so handelt auch der Mensch im vernunftlosen Affect. Das Kind schlägt das Brett, an welchem es sich gestoßen hat. Oft zwar durch das Beispiel thörichter Alten dazu angeführt. Aber auch wohl von selbst durch den blinden Naturtrieb gereizt, welcher nicht bloß zum Ausweichen, sondern auch zum Gegenstreben bestimmt, und das Willkührliche und Unwillkührliche für sich nicht unterscheiden kann. Der Wilde reißt den Pfeil, der ihn verwundet hat, aus der Wunde,
und

und zerbricht oder zerbeißt ihn mit den Zeichen der grim-
migsten Wuth *).

Mehr aus thörichtem Stolz eines Despoten, der
sich für den Herrn der ganzen Natur hält, und vom
dummen Aberglauben seiner Sklaven dafür gehalten wird,
als aus blindem Naturtriebe, ließ Xerxes dem Hellespont
Ketten anlegen, und das Meer peitschen, weil der
Sturm seine Schiffe zurückgetrieben hatte. Dies Bey-
spiel ist nicht das einzige in seiner Art.

Hestig sich auszulassen im Zorn, durch Schelt-
worte oder Gewaltthätigkeiten; dazu scheint der Natur-
trieb schon mechanisch gegründet zu seyn, in den starken
Bewegungen der Lebensgeister bey körperlichem Schmerz,
oder auch in den Vorstellungen von Gewaltthätigkeit und
Verachtung. Dieser Gewalt sich zu widersetzen, dieser
Verachtung oder Gleichgültigkeit seine Stärke zu zeigen,
sind Triebe, die nicht gut im Innern verschlossen bleiben
können. Wenn sie dennoch, mit Gewalt zurückgehalten,
innerlich wüthen: so heißt der Zorn Inngrimm; und
Groll, wenn sie sich ruhig verhalten, in der Erwartung
einer bequemern Gelegenheit sich auszulassen.

Es können bey Beleidigungen verschiedene Ge-
müthsbewegungen entstehen; wovon nach Beschaffenheit
der Umstände, bald die eine, bald die andere, stärker
wird, und die Gestalt und Bewegungen des Zorns abän-
dert. Bisweilen gefällt sich Furcht vor dem, der so be-
leidigen kann, und solche Gesinnungen gegen uns hat,
oder Furcht vor der Schande, die die erduldete Beleidigung

*) Robertson Hist. of America I. 351. f.

gung einem zuziehet, zum Zorn; bisweilen Verachtung gegen den, der so niederträchtig uns beleidigen konnte; bisweilen Mitleiden wegen der Schande und dem Schaden, den er selbst davon hat.

Die gewöhnlichste Gefährtinn des Zorns ist die Rachbegierde; das Verlangen, die unangenehmen Empfindungen, die der andere einem verursacht hat, auf ihn zurückzutreiben; bisweilen gedoppelt und dreysach ihm wiederzugeben. Die ersten Anwandlungen dazu kommen vom Instincte zur Vertheidigung und Abtreibung des Unangenehmen. Aber es gesellen sich insgemein mehrere Triebfedern hinzu; wovon in einem andern Abschnitte weiter soll gehandelt werden.

Gründe, die dem Zorn und der Rachbegierde sich widersetzen, können alle diejenigen Vorstellungen seyn, mittelst welcher Beleidigungen entweder einem nicht zu schaden, oder aus solchen Gründen herzukommen scheinen, die nicht Haß, vielmehr Mitleiden erregen; oder bey denen doch der Antrieb zur Entrüstung und Vergeltung Hindernisse findet. So erzörnt sich der Stoische Weise nicht; weil er nicht beleidiget werden kann, indem, was er allein für gut und zur Glückseligkeit — nöthig hält, die Rechtschaffenheit, er ganz in seiner Gewalt und vor allen Anfällen gesichert hat; weil er weiß, daß die Menschen, die Böses unternehmen, als elende, bedauernswürdige Sklaven ihrer Leidenschaften handeln; weil er alle Menschen als Mitbürger im großen Staate der Welt, als Theile des Ganzen lieben muß. Anstalten gegen die Ungerechtigkeit machen, wenn nicht um sein selbst, so doch um anderer willen, mißbilligen und bestrafen, mit Worten und Handlungen, die den Zwecken angemessen sind,

sind, bey ruhigem Gemüthe; dies kann auch der, der vom Affecte des Zorns frey ist. Mittelst der Vorstellung, sich rächen, dem andern seine Ueberlegenheit zeigen zu können, kann der Zorn ein gemischter, ja überwiegend angenehmer Gemüthszustand werden *).

• §. 31.

Furcht und Schrecken, Furchtlosigkeit und Muth.

Der Mensch fürchtet sich vor künftigen Uebeln, weil er sie mittelst der Erfahrung und analogischer Schlüsse vorherseht, und mittelst der Einbildungskraft einige Vorempfindung davon bekommt. Da sich andere Arten der Vorhersehung nicht beweisen lassen: so darf man auch eine auf analogische Kenntniß nicht gegründete Furcht nicht behaupten. Wo die Erfahrung Beweise solcher Vorhersehungen oder Ahnungen zu geben scheint: wird man zur Erklärung genug haben, wenn man unmittelbar unangenehme Eindrücke dessen, was freylich wohl auf andere Weise noch mehr schädlich werden kann; aber als so etwas ist noch nicht erkannt wird, sich gedenket, von der Natur vielleicht zu dem Ende veranstaltet, daß das empfindende Wesen durch diese unangenehme Eindrücke angetrieben wird, der ihm noch unbekanntem Gefahr auszuweichen. (§. 8.) Oder die auf Ahnungen gedeuteten Beängstigungen sind Beschwerden des Körpers, oder Anfälle einer Schwermüthigkeit aus andern Gründen; die

*) S. Mendelssohns verm. Schr. II. S. 34. L

die ja wohl bisweilen vor unangenehmen Eräugnissen oder Nachrichten zufälliger Weise vorhergehen können.

Durch unzählige Beyspiele lehret hingegen die Erfahrung zur Gnüge, wie sich Menschen nicht fürchten, wenn sie entweder gar nicht wissen, was bevorsteht; oder nicht vermuthen, daß es ein Uebel ist; oder wissen, daß es kein Uebel für sie ist; oder glauben, daß es sie nicht treffen werde; oder sich es als so entfernt und ungewiß vorstellen, daß es zu wenig Eindruck auf sie macht. Es können also auch hier die Extreme ähnliche Wirkungen hervorbringen, viele Einsicht und auch gänzliche Unwissenheit furchtlos machen.

Wie alles verschiedene Seiten hat, und die Art der Vorstellungen und Ideenverknüpfung bey den Affecten gewöhnlich das Meiste thut: also kommt es auf die Denkart und Gewohnheit auch bey der Furcht insgemein weit mehr an, als auf die wahre Beschaffenheit der Sache. Es läßt sich daher von der Furcht oder Furchtlosigkeit eines Menschen in einem Falle auf ähnliche Gemüthsbeschaffenheiten, in andern Fällen, aus bloßen objectiven Gründen gar selten sicher schließen.

Es giebt Krieger, die den ihnen hundertmal gefährlichen Donner der Canonen, oder den Blitz der feindlichen Schwerter nicht so fürchten, als ein anrückendes Gewitter; und der Matrose, der ohne Scheu zur See geht, und gelassen den heftigsten Sturm abwartet, zittert vor einem muthigen Rosse *).

Man hat oft gesagt, daß, wer den Tod nicht fürchte, sich vor nichts zu fürchten habe. Allein außer dem,

*) Helvetius de l'Esprit disc. III. ch. XXVIII.

dem, daß dieses nicht wahr ist in Rücksicht auf dasjenige, was als vorhergehend oder nachfolgend mit Grund gefürchtet werden kann, wenn einer auch den Verlust des Lebens nicht achtet: so sind die Gemüthsbewegungen der Menschen den wahren Verhältnissen der Dinge nicht immer so gemäß, daß sie nur kämen, wie sie nach jenen kommen müßten. Es lassen sich noch mehrere Gründe angeben, warum ein Mensch, der, wenigstens in gewissen Fällen, den Tod nicht fürchtet, zaghaft und unentschlossen seyn kann, bey Unternehmungen, die andern sehr wenig Bedenken verursachen. Kann nicht Sympathie für andere bisweilen stärker wirken, als die Liebe zu seinem eigenen Leben? kann nicht die Pflichterkenntniß die natürlichen Antriebe abändern? Mancher ist bedenklich und eben daher zaghaft, wenn er Zeit zum Besinnen hat; da ihn ein starker Eindruck übereilen, hinreißen und allen Vorstellungen der Furcht entziehen kann *).

Die Begriffe von Gefahren sind, wie alle unsere Begriffe vom Großen und Kleinen, relativ; und der stärkere Eindruck kann den schwächern abhalten; die eine Gefahr machen, daß man die andere ist nicht achtet **).

R 2

Die

*) Die Zaghaftigkeit des Herzogs von York Richard, mit dem sich der Streit der beyden Häuser um die Englische Krone anfieng, bey politischen Angelegenheiten, die Lume bemerkt, indem er ihm eine hervorleuchtende persönliche Tapferkeit zuerkennt, scheint aus mehreren dieser angezeigten Gründe gekommen zu seyn.

**); In dieser meiner Flucht durch die Wälder (schreibt Knox am Ende der Erzählung von seiner Flucht von den

Die Furcht schwächt, nach dem Urtheil des Card. von Neß (Mem. II. 255.) unter allen Leidenschaften den Verstand am meisten. Das ungeschickte Betragen sonst verständiger Leute in Gegenwart vornehmer Personen, auch in solchen Dingen, die an sich ihnen nicht ungewohnt sind, das Unvermögen der Kinder, in einem solchem Falle sich auf dasjenige zu besinnen, was sie noch so gut wußten, geben Beweise. Eben daher kann es auch kommen, daß einer in wirkliche Gefahr geräth, indem er derenjenigen ausweichen will, die seine beunrubigte Einbildungskraft ihm vorstellt *). Unterdessen gilt dies alles eigentlich nur von heftiger Furcht. Mäßige Furcht, indem sie die Aufmerksamkeit verdoppelt, kann scharfsichtig, vorsichtig und wirksam machen. Aber wie es vielerley

den Chingulaen, unter welchen er von seinem 19ten bis zum 38sten Jahr in einer Art von Gefangenschaft gewesen) war es wenig oder gar nicht schreckhaft für mich, durch die verlassensten Wildnisse bey Nacht zu reisen, wovon ehemals die bloße Vorstellung mich erschrecken konnte. Wenn ich mich des Nachts schlafen legte, von wilden Thieren umrungen, schlief ich so gesund und sorgenlos, als je in meinem Hause.“ Es verdient freylich dabey angemerkt zu werden, was er dankbar hinzusetzt, daß es eine Wohlthat Gottes gewesen sey, die er ihm auf sein brünstiges Gebet wiederfahren ließ. Dies war es, wenn man auch nur die natürlichste Wirkungsart des Gebetes annimmt. S. dessen Historical Relation of Ceilon part. IV. ch. II.

*) Es scheint, daß, um der Gefahr zu entfliehen, die Seele sich allen Vorstellungen zu entziehen suche; wie Kinder auch die Augen sich zuhalten, wenn sie sich vor Erscheinungen fürchten. Desto mehr aber kann die Imagination thun, wenn die Seele nicht ihre thätige Aufmerksamkeit anwendet.

terley Mittel giebt, sein Glück und seine Sicherheit zu suchen, und auch von den Arten des Guten und Bösen die Begriffe verschieden sind: so bestimmt auch die Furchtsamkeit an sich den Character noch wenig; sondern es kömmt dabey auf die Einsichten, auf die übrigen Gemüthseigenschaften und äußerliche Situation an. Die Furcht kann den einen gefällig, den andern arglistig und grausam, den dritten geizig machen. Sie kann auch in einer gewissen Mischung alle diese Wirkungen, oder viele derselben zusammen hervorbringen. So wird es vom Character des Card. Mazarin bezeuget *).

Plötzlich erregte Vorstellungen der Furcht setzen in Schrecken. Je plötzlicher und unvermutheter diese Vorstellungen entstehen, desto undeutlicher ist die Erkenntniß, desto mehrere können sich vermischen, aus einem gedoppelten Grunde, desto heftiger kann der Schrecken und das Entsetzen werden. Wenn einer in tiefen Gedanken ist, kann er durch die unbedeutendste Kleinigkeit erschreckt wer-

R 3

den.

*) Mit folgenden Zügen wird er geschilbert in dem *Esprit de la Fronde* p. 184. seq. *Richelieu* avoit été ferme jusqu' à l'inflexibilité. *Mazarin* fut d'une douceur & d'une affabilité, qui tint trop souvent de la mollesse. C'étoit une suite de son caractère foible & timide, qui lui faisoit craindre de se perdre en voulant perdre les autres. — Ses ennemis avoient un grand avantage sur ses propres amis; la peur tenoit chés lui la place de la bienfaisance, & quiconque savoit s'en faire craindre, étoit sur de tout obtenir. — Son insatiable avidité de l'or, qui le deshonoroit comme particulier, le degradoit encore plus comme ministre. — Il étoit fourbe, dissimulé, souple, adroit, mesiant.

den. So auch, wenn man schlummert. Die Disposition des Körpers hat auch auf diese Leidenschaft großen Einfluß. Schwache Nerven machen schreckhaft *). Eben so sehr aber auch die Beschaffenheit der Bilder, womit die Imagination erfüllt ist, wegen ehemaliger Eindrücke, vorhergehender Unterredung oder Lectüre, oder wegen des Zustandes des Gewissens. Der Schrecken macht bisweilen ganz unthätig und starr; bisweilen auf die sinnloseste und zweckwidrigste Art wirksam.

Bei bevorstehenden Uebeln ohne Furcht und Schrecken seyn, ist nicht schlechterdings einerley mit dem Muth **). Jenes kann daher kommen, daß man von der Gefahr nichts weiß. Dieser aber entsteht aus der Vorstellung, daß man Kräfte genug habe, das drohende Uebel zu entfernen oder doch auszuhalten.

Kein Gemüthszustand theilet sich in so viele, nach den Gründen, Wirkungen und Gegenständen, verschiedene Arten als der Muth. Der vornehmste Unterschied ist ohne Zweifel dieser, daß die Vorstellungen, die einem Muth machen, entweder auf Einsicht und Ueberzeugung, oder auf undeutliche Erkenntniß und Ueberredung sich gründen. Von jener Gattung ist der Muth des Weisen, der aus der richtigen Schätzung der gegen einander gerichteten Kräfte, aus der Vergleichung der nothwendigsten Absichten, und der besten Mittel, aus der durch Übung bewirkten gehörigen Unterordnung der natürlichen Triebe entstehet. Nach der Beschaffenheit der Umstände, wartet derselbe bald ruhig ab; bald bringt

*) Rückert von den Leidenschaften, § 25.

***) Abbt vom Verdienste. R. II. Art. II.

bringt er eilig entgegen; bald wagt er das äußerste, weil es nicht zu wagen, ein noch gewisserer Untergang seyn würde; bald weicht er, bessern Gelegenheiten sich aufzubewahren, seines Werthes sich bewußt. Kurz, er ist so verschieden, als die Umstände, und nur darin sich selbst immer gleich, daß er nach diesen sich richtet. Der Muth, der auf undeutliche Erkenntniß sich gründet, kann doch auf richtige Vergleichung, auf ein undeutliches, aber richtiges Gefühl seiner Kräfte sich gründen. Dann kann er dem Muth, der Einsicht in den Wirkungen gleichen, und mehr thun, als jener; wenn dort die Vernunft noch nicht die völlige Herrschaft über die Triebe erlangt hätte. Wenn aber aus bloßer Einbildung und Irrthum, daß etwa die Gefahr zu gering, oder die Kraft dagegen zu groß vorgestellt wurde, der Muth entsprungen ist: so wird er der Veränderung und dem Abfalle auch desto mehr ausgesetzt seyn. Es kann zwar bisweilen der Irrthum tief eindringen, und die Ueberredung hartnäckig werden; so wie hingegen durch Verdunkelung der Vorstellung die gegründeteste Ueberzeugung sich verlieren kann. Unterdessen darf doch überhaupt auf die Dauer der erstern weniger gerechnet werden; zumal wenn sie gegen unangenehme Erfahrungen aushalten soll.

Eben dies gilt daher auch von dem Muth, der auf das Gefühl seiner Kräfte, aber ein durch außerordentliche Reize erhöhtes und eben daher nicht dauerhaftes Gefühl sich gründet; wie dieses zum Theil der Fall des Betrunknen ist.

Es macht ferner einen großen Unterschied, ob der Muth vom Vertrauen auf äußerliche Hülfe, oder dem

Vertrauen auf innere Kräfte herkommt. Jener wird durch nachtheilige Erfolge leicht geschwächt; dieser kann darunter wachsen, indem sie den Antrieb, seine Kräfte zu gebrauchen, nur vermehren. So wuchs der Muth Peters des Großen beim Verlust der ersten Schlachten gegen Karln; indem er einsah, daß er an den Siegen seines Feindes seine Kräfte zu gebrauchen lernen würde, um ihm endlich sieghaften Widerstand zu thun.

Wenn der Muth aus allzugroßer Einbildung von sich selbst entsteht: so macht er verwegen, beleidigend, rachgierig, und bey der Rache unbesonnen. Carl der XII ist ein bekanntes Beispiel. Und so schildert auch die Geschichte den zu lange trostigen Günstling der älternden Elisabeth, den Grafen Effer.

Die Eigenliebe und der aus vielerley Gründen den Menschen gewöhnliche Glaube eines unbedingten Schicksals machen, daß sie bisweilen ihr gutes Glück als ihnen zugehörig, oder nothwendig mit ihnen verknüpft, ansehen. Die Geschichte hat es mehrmalen bemerkt, wie diese Denkart außerordentlichen Muth einflößete. Er kann um so viel größer werden; je mehr sich vom Glück und Schicksal, nach solchen undeutlichen Begriffen, als hieben zum Grunde liegen, erwarten lässet. Wo aber nicht Gefühl der innern Kraft sich damit verbindet; da kann diese Art von Muth schwerlich lange aushalten *).

Gleich-

*) Wenn ein älternder Eroberer, wie Karl V, wenn ihm seine Unternehmungen nicht mehr gelingen wollen, alles dem veränderlichen Glücke zuschreibt, welches, wie ein

Gleichwie die Furcht die Kräfte zu benehmen scheint; also scheint der Muth sie zu verdoppeln. Eigentlich aber hindert nur jene das Gefühl und den Gebrauch derselben; und dieser befördert ihn. Man unternimmt nichts, was man für unmöglich hält, oder wovon man sich einen schlimmen Ausgang vorstellt; da hingegen die lebhafteste Vorstellung des gewissen Vortheils macht, daß man die Hindernisse nicht achtet. Gewiß ist es, daß bloß die Furcht Ursache ist, daß die Menschen vieles nicht zu thun geschickt sind, was außerdem ihre Kräfte gar nicht übertrifft, oft ganz leicht ist. Auf einem schmalen Brette zu gehen, wenn es auf einem sichern Boden liegt, fällt niemanden schwer. Aber wie wenige vermögen es, wenn es über einen tiefen Stroh, oder über Häuser weggehhet? Der Nachtwandler unternimmt dergleichen ohne Schaden, wahrscheinlich darum, weil er keine Idee von der Gefahr hat, die seine Organe erschüttern und wanken machte, und seine Aufmerksamkeit theilte. Er ist unglücklich, so bald er erwacht, und die Idee der nahen Gefahr bekommt. So kann also die Gewohnheit auch dadurch etwas leicht machen, daß sie die Furcht benimmt; und es ist natürlich, daß, wenn nicht alles, doch viel mehr möglich ist dem, der da gläubet. So ist die Unwissenheit den ersten Versuchen des Genies

R 5

öfters

ein flatterhaftes Weib, dem jüngern Lieblinge den Vorzug giebt: so ist es sehr merklich, daß er seiner Eigensliebe ein Kompliment macht. Er würde eine solche Betrachtung in der Periode seiner glücklichsten Unternehmungen, wenn sie auch damals mehr Grund gehabt hätte, gewiß übel genommen haben.

öfters vortheilhaft, indem sie zuversichtlicher macht. Mehrere Einsicht in die Größe des Unternehmens, mehrere Kenntniß dessen, was andere schon geleistet haben, und was gefordert werden kann, würden abgeschreckt haben.

Ein guter Theil der erfochtenen Siege der Griechen und Römer gründet sich auf den Glauben an die Prodigia und Verheißungen der Priester, welche die Feldherren zu veranstalten wußten. Themistokles war auch in dieser Kunst Meister. Furcht und Schrecken können Muth geben, oder wenigstens in gewissen Fällen eine außerordentliche Anstrengung der Kräfte bewirken, und machen, daß man glücklich verrichtet, was man bey ruhiger Vergleichung nicht wagen würde; in so fern sie nämlich machen, daß man über einer Gefahr die andre vergißt, bey dem Eindruck des größern Uebels oder des lebhafter sich vorstellenden, das geringere oder schwächer vorgestellte nicht fühlt. So tragen öfters bey Feuersgefahr Leute schwere Lasten, die sie sonst nie zu tragen vermochten; und vom Feinde verfolgt, springt einer über Gräben, Zäune hinweg, von Höhen herab, vor welchen er sonst kraftlos zurück gesunken wäre.

Aus allen diesen Bemerkungen erhellet zur Gnüge, daß Furchtsamkeit und Muth sehr relative Eigenschaften, und mehr Zustände, die aus dem Verhältnisse äußerlicher Umstände und innerlicher Beschaffenheiten, als bleibende Eigenschaften sind *). Aber doch geht Helvetius

*) Die Geschichte eines Soldaten des K. Antigonus, der einer der unerschrockensten in den Schlachten war, so lang

tius gewiß zu weit, wenn er behaupten will, daß alle Menschen eines gleichen Grades von Muth fähig seyn; so wie er zu kühn weiter schließt, daß, weil alle eines gleichen Grades von Leidenschaft fähig sind, sie auch zu gleicher Vollkommenheit des Verstandes geschickt seyn. So künstlich er auch die gegen ihn gerichteten Beispiele aus der Völkergeschichte zu bestreiten weiß; so müßte man doch die gemeinsten Erfahrungssätze ableugnen, nach welchen, sowohl in Ansehung der Kraft als der Reizbarkeit, einige Menschen die andern weit hinter sich zurück lassen; wenn man jener Behauptung beypflichten wollte; oder müßte nur die starken und dabey reizbaren, folglich den kleinsten Haufen der Menschen gut organisiert nennen, (ch. XXVI. not. 8.) um den allgemeinen Satz durch einschränkende Bedingungen zu retten. So viel bleibt zufolge der Erfahrung und der Gründe immer übrig, und ist merkwürdig genug; daß Menschen, die bey einer Art der Gefahr äußerst zaghaft sind, bey einer andern ganz Muth zu seyn scheinen. Auch bey deutlicher Einsicht und richtiger Schätzung kann dies Statt finden. Es kommt nur darauf an, wozu einer hinlängliche Kräfte zu haben fühlet, und was für Arten von Uebeln er an sich, oder in der Vergleichung am wenigsten, oder am meisten achtet.

Man kann sich daher nicht leicht bey allgemeinen Urtheilen so sehr irren, als in Ansehung des Muthes und
der

lang er einen Leibesshaden an sich hatte, der ihm das Leben verhaßt machte; aber als ihn der König hatte heilen lassen, seine Tapferkeit verlor, ist aus dem Plutarch bekannt in Pelopidas, R. I.

der Furchtsamkeit. Auch wegen der verschiedenen Art, wie sich beyde äußern können, muß dies gelten. Die Furcht kann machen, daß einer ungestüm tobt, um Muth zu zeigen, oder um die ihm groß scheinende Gefahr geschwind abzuwenden; und der Muth kann machen, daß sich einer stille verhält, weil keines von beyden ihm — nöthig scheint *).

§. 32.

Von der Reue und Schaam.

Reue ist nach dem allgemeinsten Begriffe Mißbilligung dessen, was man gethan hat. Die Ursache des geänderten Urtheils von der Sache sind die unangenehmen Folgen, die man ist empfindet oder befürchtet, oder als daher entstanden einsieht. Diese Folgen können allen nächst wegen der Selbstliebe unangenehm seyn, oder wegen der Sympathie, Achtung und Liebe für andre.

Bei einer solchen Beschaffenheit der Vorstellungen entsteht natürlich der Wunsch, daß das Geschehene nicht mögte geschehen seyn; der Wunsch, daß es möglich wäre, dasselbe vernichten zu können.

Wer wenig Sympathie hat, und von dem natürlichen Zusammenhang der Dinge weniger gerührt wird, kann den Wunsch der Reue dahin einschränken, daß das

An.

*) Stille seyn, ist nicht immer Blödigkeit. — Ich weiß einen trefflichen General, den selbst der Held hochschätzt, dem er den Sieg aus den Händen riß. Wenn selbiger bey Hofe ist: so verbirgt er sich in allen Winkeln; bey dem Angriff aber und an der Spitze seines Heeres glühete sein Auge, und er ist ganz Thätigkeit. 17. Leipz. Miscell. B. I. S. 84.

Andenken der That in ihm vertilget seyn mögte. Wer von Sympathien und Einsichten mehr gerührt wird, findet dabey noch keine Beruhigung, und wünschet wenigstens eben so stark, daß die That auch in dem Andenken anderer ausgelöscht seyn mögte. Bey lebhaften Eindrücken und einiger Verdunkelung der Einsicht geschiehet es, daß die Seele gegen die verhaßten Vorstellungen ihren Abscheu auslässet, als ob die ehemals vorhandenen, nun verabscheuten Umstände noch gegenwärtig wären. Bisweilen artet dieses in eine völlige Berrückung des Verstandes aus. Allemal bringt es die Wirkung hervor, daß die verdrüßlichen Vorstellungen tiefer eingedrückt werden. So nähret und vergrößert der Mensch seinen Verdruß, indem er ihn von sich schaffen will.

Alles, was einigermaßen als Ursache des Begangenen sich darstelllet, wird ein Gegenstand des Abscheues und Hasses. So oft es angeht, den Vorwurf von sich selbst abzulehnen, und auf andere Dinge ihn zu laden, säumt die Eigenliebe nicht, es zu thun.

Es bleibt aber die Reue so wenig als andere Affecten in ihren natürlichen Gränzen. Wenn die ängstlichen und verdammenden Vorstellungen einmal das Gemüth eingenommen haben: so macht man sich auch Vorwürfe wegen solcher Dinge, die es nicht verdienen; und der Haß, den man gegen sich selbst empfindet, verbreitet sich über unschuldige Gegenstände. Wer erst sich selbst nicht mehr gefällt, der findet nicht leicht mehr etwas gutes und liebenswürdiges in der Welt. Was soll ihn interessiren, wenn er sich selbst verhaßt ist? Oder wie soll die Sympathie Eindruck machen bey so starken, auf das Selbst sich beziehenden Gemüthsbewegungen? Doch wenn die Reue nicht
sowohl

sowohl in Verdruß über sich, als in Betrübniß und Niedergeschlagenheit sich kehret: so kann sie demüthig, billig gegen andere und mitleidig machen.

Die vernünftigste Wirkung, die die Reue hervorbringen kann, und für welche sie der weise Urheber der Natur ohne Zweifel eigentlich bestimmt hat, ist der Vorsatz, künftig dergleichen nicht wieder zu thun; unter ähnlichen Umständen klüger, rechtschaffener, sanfter, mäßiger sich zu verhalten.

Wenn üble Handlungen keine Reue verursachen sollen, was muß geschehen? Man muß sie entweder nicht für übel halten, oder sie sich nicht zuschreiben *); kürzer, man muß sie nicht mehr für Fehler und Vergehungen halten.

Könnte denn also bey der Ueberzeugung oder dem festen Glauben, daß alle unsere Handlungen durch äußerliche Ursachen genau bestimmt seyn, noch Reue Statt finden? Oder, damit die Untersuchung nicht in eine, die Sache selbst verdunkelnde Wortstreitigkeit ausarte, wollen wir lieber fragen, welche von den bisher entwickelten Bestandtheilen und Wirkungen der Reue unter jener Voraussetzung Statt finden würden; mag man sie Reue, oder mit dem allgemeinen Namen Verdruß nennen? Mißfallen an den Wirkungen einer Sache wird
immer

*) Ein Neger von Amnia, der ehemals ein Kaufmann gewesen war, sagte zu einem Missionar: die Negern machten sich über nichts einen Vorwurf. Wenn sie um eines Verbrechens willen gestraft würden: so suchten sie die Schuld nicht bey sich, sondern alles Böse schrieben sie dem Teufel zu. Oldend. Geschichte der Mission. S. 299.

immer Mißfallen an der Sache selbst erzeugen, und dies wird sich auf die Ursachen derselben weiter ausdehnen. Und der Wunsch, daß das Geschehene nicht geschehen seyn möchte; der Wunsch, es vernichten zu können, wird entstehen, was auch für Vorstellungen von dem entferntesten Ursprunge der in einander verflochtenen Ursachen und Wirkungen eintreten; so lange das Resultat noch als übel verabscheut wird. Wenn uns um der Folgen willen unsre Handlungen verhaßt werden; so müssen es auch die Neigungen und Denkart, woraus jene Handlungen entsprungen sind. Die Ueberzeugung, daß wir unsere Handlungen nach unsern Entschliefungen einrichten können, und daß diese sich nach unsern Urtheilen richten, gründet sich aufs Gefühl, und hat mit jener metaphysischen Untersuchung über die Freyheit, oder die ersten Ursachen unsers ganzen Verhaltens nichts zu thun. Also kann auch der Vorsatz der Besserung aus dem Mißfallen am Geschehenen noch immer vernünftiger Weise entstehen.

Aber sich selbst wird man doch nicht völlig aus eben dem Gesichtspunkte betrachten, als wenn man seine Vergehungen für Folgen einer gemißbrauchten Freyheit, einer wahren Selbstthätigkeit hält? Die Empfindung bey dieser Selbstbeschauung wird nicht so leicht in Haß gegen sich selbst, eher in Trägigkeit oder Mitleiden, übergehen? Kann es nicht auch kommen, daß man die Uebelthat selbst, bey allen den unangenehmen Folgen, die allernächst daraus entstehen, nicht mehr für so schlimm ansieht; eben darum, weil sie eine Folge aus der Anlage des Ganzen ist? — Es ist hier nicht die Absicht, zu untersuchen, wie sich diese Vorstellung zu den schärfsten Unter-

Untersuchungen der Vernunft verhalten würde; sondern nur die natürlichen Folgen zu beschreiben. Allemal heißt uns die Vernunft unser Verhalten nach den uns sichtbaren Folgen der Handlungen einrichten. Und wenn also auch auf die Empfindungen der Reue die angezeigte Streitfrage Einfluß hätte: so könnte sie doch auf die daraus entstehenden Entschließungen nicht anders, als bey offenbar thörigten, oder doch höchst verwegenen Zusätzen Einfluß haben.

Wie dem auch ist: so wissen wir so viel, daß wir das Vergangene nicht in unserer Gewalt haben; das Zukünftige aber in vielen Stücken. Die Reue wird also um so mehr in den Vorsatz der Besserung sich verwandeln, je mehr die Vernunft dabey wirkt. Dem kurzsichtigen Beobachter kann aber eben daher der Schein der Unempfindlichkeit und Reulosigkeit entstehen.

Je weniger hingegen die Empfindung der Reue diese Wendung nimmt; je mehr durch die Verabscheuung des Begangenen, das Bestreben, das Andenken davon zu vernichten, entsteht: desto mehr ist zu befürchten, daß durch die Unterdrückung der aus der richtigen Beurtheilung entstehenden Empfindnisse, das moralische Gefühl geschwächt, und Fertigkeit, ohne Achtung auf die Vorstellungen der Vernunft und des Gewissens Böses zu begehen, erzeugt werde. Zur Reue gesellt sich oft, als eine der natürlichsten Wirkungen, die Schaam. Sie besteht in der Beunruhigung, die der Gedanke verursacht, daß an uns oder unsern Handlungen etwas Verächtliches oder lächerliches, Kleinheit oder Ungeheimtheit ist, oder zu seyn scheint. Wie überhaupt unsere Urtheile, besonders die von Größe und Vollkom-

men-

menheit, nicht leicht ohne Vergleichung entstehen: also entspringet auch die Schaam insgemein mittelst solcher Vergleichungen. Wir können uns aber entweder mit andern Menschen, oder mit Idealen; die wir im Kopfe haben, mit dem vollkommensten Wesen, ja mit uns selbst vergleichen, um gedemüthiget und beschämt zu werden. Die gemelne Sprache hat schon Redensarten, in denen die Beobachtung ausgedrückt ist; daß wir uns vor Gott und Menschen und vor uns selbst schämen. Am leichtesten aber entstehet die beschämende Vorstellung unserer Unvollkommenheit durch die Urtheile anderer; wenn diese ihren Tadel oder Verachtung durch Worte, Mienen oder Handlungen zu erkennen geben. Je kleiner und unvollkommener wir uns alsdann gegen den andern vorkommen; desto größer wird unsere Schaam. Beym hohen Grad dieses Gefühls, kann der Mensch die Gegenwart oder den Anblick des andern nicht vertragen. Der dabey entstehende unbestimmte Antrieb, sich geschwind mehrere Vollkommenheit zu geben, und seine Unvollkommenheit, oder wenigstens das eigene Gefühl derselben zu verbergen, bringt die Verwirrung, die Verlegenheit, die sich in dem Blick und in der Stellung offenbaren, und ohne Zweifel auch das Erröthen hervor.

Keinesweges aber setz die Schaam, und noch weniger das angegebene gewöhnliche äußerliche Zeichen derselben, Ueberzeugung, unrecht gehandelt zu haben, oder sonst die befürchtete Mißbilligung verdient zu haben, voraus. Die bloße Besorgniß des Mißfallens anderer an uns, bey der gewissen Einsicht und festen Ueberzeugung, es nicht verdient zu haben, bringt zwar das eigentliche Gefühl der Schaam nicht hervor; ob es gleich beunruhiget

und wegen unangenehmer Folgen besorgt machen kann. Aber beym Mangel einer solchen Gewißheit und Festigkeit, kann doch das Urtheil anderer und die Vorstellung der Möglichkeit, dasselbe zu verdienen, schaamroth und verwirrt machen. Ja, die Furcht eines bloßen Verdachtes, dem zu folge wir uns auf einen Augenblick so denken, wie der andere sich uns vorstellt, kann, vermöge der Verknüpfung unserer Ideen und Organen unter einander, dasselbe bewirken. Auch die Sympathie kann Schaam und Erröthen bewirken. Die Folgen, die für das gemeine Leben und für die richterliche Gerechtigkeit und Klugheit daraus entstehen, entdecken sich leicht.

Beym Bewußtseyn tadelnswürdiger Handlungen oder Eigenschaften, unter der Voraussetzung, daß andere sie beurtheilen, sich nicht schämen; erfordert entweder überhaupt Gleichgültigkeit gegen andere und ihren Tadel; oder eine solche Vorstellung von sich, in Vergleichung mit den Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten anderer, vermöge deren man sich noch immer auf alle Fälle groß genug gegen sie vorkömmt. Besonders schämt man sich nicht, oder weniger vor andern, in Ansehung derjenigen Unvollkommenheiten, die man mit ihnen gemein hat. Denn überhaupt nur einer mehreren Vollkommenheit sich bewußt zu seyn, sichert nicht immer vor der Schaam. Es kann um so viel empfindlicher seyn, dem andern einen Fehler entdeckt zu haben; je unangenehmer die Vorstellung ist, bis zur Vergleichung mit ihm herab zu sinken. Eine von mehreren Ursachen, warum die Vorstellung, daß der Feind unsere Fehler weiß, die Schaam vermehret. Doch alsdann mischt sie sich auch leicht mit Regungen des Zorns. Am eigent-

lichsten

lichsten entsteht sie in Beziehung auf diejenigen, für die wir Ehrfurcht hegen.

So wie, nach den bisherigen Bemerkungen, die Ursachen des Entstehens und der Verminderung der Schaam von mancherley Art sind: so können auch die Folgen derselben auf den moralischen Character sehr verschieden ausfallen. Bey richtiger Beurtheilung des Werthes der Ehre und dem Gefühl eigener Kraft, wird es Verdoppelung des Bestrebens nach Vollkommenheit seyn; um den Fehler auf das eheste zu verbessern, und durch vortheilhaftere Eindrücke das Andenken desselben zu vertilgen. Bey allzu vielem Mißtrauen in seine Besserungskräfte, kann schwermüthige Niedergeschlagenheit, oder schreckhafte Aengstlichkeit, oder verzweiflungsvolle Verbannung aller Ansprüche auf Achtung und Ansehn daraus entstehen. Unter der Herrschaft allzustarker Eigenliebe kann der Verstand sich verführen lassen, um die unangenehmen Vorstellungen und Besorgnisse wegzuschaffen, den Fehler zu vertheidigen, wohl gar zum Vorzuge machen zu wollen, und dasjenige zu verachten, was ihn beschämen sollte.

Um von so vielen unangenehmen, quälenden Vorstellungen, als Schaam und Reue mit sich führen, befreit zu seyn, übernehme der Mensch oft gern ein schweres Leiden, litte gern eine Strafe, wenn er nur hoffen könnte, dadurch wieder zur Ruhe zu gelangen. Wer Gemüthsruhe durch Buße ihm zu verschaffen verspricht, gießt Del in seine brennende Wunden. — Es würde ihm eine Wohlthat seyn, wenn nur der Freund, dessen Vorwürfe er in seinem Gewissen so unablässig sieht und hört, einmal seinen Unwillen an ihm ausließe, recht hart

hart mit ihm redete, und dann ihm zusicherte, daß nun wieder alles gut, daß es vergessen seyn sollte. — Er kann es nicht erwarten, er muß seinen Fehler entdecken, seine Schande gestehn. Nun tobt's doch nicht mehr so in ihm. — Ist dies alles bloß ein gekünsteltes Spiel der Imagination, oder natürliches Gefühl eines Rechts der Vergeltung?

S. 33.

Von der Verdrüßlichkeit und Schwermüthigkeit.

Sowohl Traurigkeit als Verdruß gründen sich bisweilen auf Ursachen, die sich der Seele nicht deutlich offenbaren. Um so viel mehr kann allerley, was sonst nicht dazu geschickt seyn würde, Anlaß zum Verdruß und zur Betrübniß werden. Wenn man die eigentliche Ursache seiner Unzufriedenheit kennt: so hütet man sich eher davor, die im Gemüthe regen, unangenehmen Eindrücke mit unschuldigen Gegenständen sich verknüpfen zu lassen, und diese für Ursachen jener Unzufriedenheit anzusehen. Wo aber diese Einsicht fehlet: da kann die Imagination mit der Ideenverknüpfung freyes Spiel treiben. Einem Verdrüßlichen kann man kaum etwas sagen, was nicht wenigstens eine unangenehme Seite ihm zu haben scheint, und oft beleidigt man ihn, indem man auf's redlichste bemüht ist, sich ihm gefällig zu machen. Der Schwermüthige weint bey den natürlichsten Quellen der Freude; es mischt sich wenigstens immer etwas Aengstliches in sein Vergnügen. Der Grund jener Verdrüßlichkeit lieget bisweilen im Körper; in einer Indigestion, hypochondrischer Schwäche und andern von den
 Herz-

Herzten weiter zu erforschenden Ursachen. In der Seele entsteht der Grund dazu am öftersten mittelst einer Menge kleiner unangenehmer Eräugnisse, die entweder einzeln nicht stark genug Eindruck machten, um als Ursachen einer solchen Wirkung gewahr genommen zu werden; oder zum Theil auch von eigener Schuld herkamen, und zu demüthigende Vorstellungen erregten, um gern angemerkte zu werden. Auch ein einziger Eindruck dieser Art kann die Wirkung hervorbringen. Die meisten Menschen verbergen sich ihre Fehler, und suchen die Ursachen ihrer Unzufriedenheit lieber außer ihnen.

Die Schwermüthigkeit hat mehrentheils ihren Grund im Körper; in der Vollblütigkeit, Verstopfung der Absonderungsfäße und andern übeln Beschaffenheiten. Und es läßt sich begreifen, wie dieselben körperlichen Ursachen den einen verdrüßlich, und den andern schwermüthig machen können; je nachdem einer von sanfter oder heftiger Gemüthsart, mehr zur Traurigkeit oder mehr zum Zorn geneigt ist.

Die Traurigkeit verwandelt sich bisweilen in Schwermüthigkeit, dergestalten, daß die Impressio- nen, aus denen die Gefühle der Traurigkeit entspringen, fortdauern, obschon das Bewußtseyn der Ursache sich verloren hat *).

Wenn der Schwermüthige keine Ursachen seines Zustandes anzugeben weiß, in dem Gegenwärtigen und Vergangenen: so berebt er sich bisweilen, daß Ahndungen des Künftigen, bevorstehende Unglücksfälle ihn dazu bringen.

*) S. Sulzers vermischte Schriften, S. 214. f.

bringen. Was glaubt der Mensch nicht, um sich Rechenschaft geben zu können, von seinem Zustande? Und Vorhersehungen oder Vorempfindungen der Zukunft zu glauben, sind wir ohnedem aus mehreren Gründen geneigt.

Es ist von mehreren scharfsinnigen Beobachtern angemerkt worden, daß beim Anfang der reisenden Jugend, sonderlich das weibliche Geschlecht, zu einer gewissen Schwermuth aufgelegt ist, die nichts schmerzhaftes, aber etwas drückendes, beklemmendes hat, und den Namen einer süßen Melancholie zu verdienen scheint. In diesem Zustande erweichen die Eindrücke des neuen Frühlings mehr, als sie ermuntern; mehr eine sanfte Auflösung; als neue Lebenskraft scheinen sie zu prophezeihen. Die Lieder der Nachtigall rühren bis in das Innerste; aber zu voll des Wonnegefühls schmachtet das Herz nach Erleichterung, und sympathisirt mehr mit den ziehenden Klagentönen, als den hellen Schlägen der Sängerin. Der Körper, in welchem Alter und Jahreszeit zur gleichen Wirkung zusammenstimmen, ist die vornehmste Ursache dieses Gemüthszustandes. Dadurch aber, daß Empfindungen und Erwartungen erregt werden, mit denen Ahndungen der Furcht sowohl als des Vergnügens sich verknüpfen können, und die durch ihre Dunkelheit und Fremdheit allein schon beunruhigend seyn müssen, nimmt die Seele Antheil, und wird Mitursache dessen, was sie empfindet.

Der philosophische Redner Thomas *) glaubt, daß in einem solchen Gemüthszustande jene Milesische Mäd.

*) Essai sur les femmes.

Mädchen sich befanden, die, wie von einer Seuche ergriffen, haufenweise sich selbst das Leben nahmen. Die Vermuthung ist um so viel wahrscheinlicher, da die Geschichtschreiber (Plutarch und Gellius *) sagen, daß gar keine äußerliche Veranlassung als Ursache sich angeben ließ, und da das Mittel, wodurch dieser Sucht des Selbstmordes Einhalt geschah, die Reinigkeit der Sitten dieser Mädchen gnugsam beweiset.

Dies ist auch die Epoche, in welcher Romanen mit der stärksten Empfindung gelesen werden. Die Sympathie gewährt der Imagination einige Erleichterung; aber auch nur der Imagination, und nur auf kurze Zeit. Denn die gleichstimmigen Eindrücke häufen sich eben dadurch. Ernsthaftere Beschäftigungen des Verstandes, die die Lebensgeister theilen, und edle Gefühle der Seele verschaffen, können bisweilen, wenn auch nicht von Grund aus heilen, doch unschädlichere Erleichterungen verschaffen.

§. 34.

Von der Sehnsucht, Leerheit des Herzens und der langen Weile.

Sehnsucht wird eigentlich durch Gegenstände veranlaßt, deren man sich mit Bestimmtheit bewußt ist; und bald mehr durch die Vorstellungen des Uebels, welches man bey der Trennung von denselben sich gedenket; bald mehr durch die Vorstellungen des Vergnügens, welches man von der Vereinigung, vom Besitze sich verspricht;

*) S. Gesneri Chrest. Plin. S. 1049. f.

spricht; bald durch eine gleiche Mischung dieser beyderley Arten von Vorstellungen. Die Vergrößerung der einen und der andern, die gewöhnliche Wirkung der Leidenschaften, pflegt hiebey besonders weit zu gehn. Alle schöne Eigenschaften des geliebten Gegenstandes, die er je gehabt hat, alles Vergnügen, das man je bey ihm empfunden hat, wird zusammengenommen; alle Vergleichen fallen zu seinem Vortheil aus, weil man nur an seine Vollkommenheiten denkt, und lebhaft an sie danket, und von diesen zu sehr eingenommen ist, um anderer Dinge Vollkommenheiten mit gehöriger Aufmerksamkeit zu würdigen. Daher die Bemühungen, dem Sehnsuchtsvollen Ergötzungen zu bereiten, so selten gelingen. Ist es ein belebter Gegenstand; so ist man geneigt, sich vorzustellen, daß derselbe sich eben so sehr nach uns sehne, als wir nach ihm; und so entsteht Mitleiden und neue Zärtlichkeit für ihn; Inbrunst und Verlangen vermehren sich.

Am leichtesten entsteht die Sehnsucht bey Leuten von lebhafter Einbildungskraft, und in solchen Situationen, wo die Empfindung wenig angenehme und füllende Eindrücke zuführt; bey Kranken, in müßiger Einsamkeit, oder solchen Gesellschaften, mit denen man nicht sympathisiren kann. Sie läßt sich daher durch Veränderung des Aufenthaltes und der Gesellschaft und durch ernsthafte Beschäftigungen, so wie durch Veränderung der Vorstellungen von den Eigenschaften und Gesinnungen des Gegenstandes, wenn diese möglich zu machen ist, bisweilen heben. Aber wo sie tiefer eingedrungen ist; da macht man sich gegen alle neue Eindrücke unempfindlich, und verzehrt alle Kräfte, durch die unnütze Bemühung,

mühung, die Vorstellung des gewünschten Gegenstandes zu reallfiren, und durch Hemmung aller Wirksamkeit, mittelst der anziehenden Kraft desselben.

Ähnlich der Sehnsucht, aber doch schwächer und zugleich unbestimmter, ist das Bestreben der Seele bey einem Zustande, den man Leere oder Leerheit des Herzens nennt. Bey genugsamer Beschäftigung des Verstandes und der äußern Sinne, beym Ueberflusse äußerlicher Güter, fühlt alsdann die Seele, daß sie nichts recht interessirt, nichts bis zur erwärmenden, fühlenden Leidenschaft rührt. Dieses Gefühl kann durch die Erinnerung solcher füllenden Einflüsse, die man ehemals empfunden hat, oder auch durch das Andringen irgend eines innern starken Triebes entstehen, dem der Gegenstand fehlet, an dem er sich auslassen kann.

So fühlt das Genie dies Leere bey den Werken des Geistes, wenn sie nichts enthalten, was seine halb entwickelte Ideale durch Gleichartigkeit anziehen und zur Entfaltung reizen kann; der junge Held, in welchem der Plan zur Eroberung einer Welt liegt, bey dem geschäftigen Müßiggange des Hoflebens; und der Patriot, in welchem Kräfte und Anschläge zu Landesverbesserungen sich entwickeln wollen; wenn er unthätig das väterliche Erbtheil verzehren, oder ein Amt verwalten soll, das nur dem Körper, nicht dem Geiste Nahrung verschaffet. Der Jüngling fühlt es, wenn die Natur die gesellschaftlichen Triebe in ihm entwickelt, und er keinen Gegenstand findet, den er nach seiner edlen Denkungsart lieben, den seine schmachtende Seele ganz in sich schließen kann.

Wenn auf solche wahre Gefühle der wirklich vorhandenen Kraft dieser Zustand sich gründet: so kann nichts als die Befriedigung der dunkeln Sehnsucht die Zufriedenheit des Geistes herstellen. Ohne dieselbe wird ein ermüdendes Streben, eine verderbliche Stagnation, Schwermuth und Auszehrung aus den verschlossenen Kräften entstehen. Oder die andringende Stärke derselben wird beim Reize unwürdiger Gegenstände endlich ausbrechen, die, wenn noch edle Regungen übrig sind, bald Ekel und Reue erzeugen.

Wenn aber nur aus der Erinnerung des ehemaligen Genusses diese dunkle Sehnsucht entsteht: da kann noch wohl die Vernunft beruhigen, durch den Gedanken, daß nicht das ganze Leben zur starken Empfindung bestimmt ist, daß stätige Wirksamkeit bey kälterer Empfindung und weiterer Umsicht auch ihre Vortheile habe.

Wo Natur oder Unterricht den feinem Empfindungen eine genugsame Stärke gegen die Antriebe der äußern Eindrücke gewähren: da befördert das Gefühl der Leereheit des Herzens den Entschluß, auf die unsichtbaren, aber vollkommenen und ewigen Güter seine Wünsche und Vorstellungen hinzurichten. Aber nicht alle Menschen sind vermögend, bey diesem Entschlusse sich zu behaupten. Wenn die sinnlichen Triebe nicht überwunden, sondern nur unterdrückt; wenn die Ideen der höheren Güter nicht auf tiefe Einsichten und vernünftige Ueberzeugung gegründet, sondern vielmehr das Werk der erhitzten Imagination und schwärmerischer Ueberredungen waren: so folgt auf die kurze Erfüllung bald wieder Gefühl der Leereheit; und der Rückfall, wenn er plötzlich ist, kann auch hier tiefer stürzen, als der erste Anfall.

Wenn

Wenn das unbestimmte Verlangen der unzufriedenen Seele nicht sowohl auf Füllung des Herzens, auf Beschäftigung der stärkern Triebe, als auf Beschäftigung der Sinne oder der Einbildungskraft geht: so heißt der Zustand lange Weile. Die Zeit währet lange, wenn man unter unangenehmen Eindrücken oder beständigen Wünschen nach lebhaftern sie zubringt. Wie die Leerheit des Herzens mehr der Betrübniß oder Sehnsucht gleicht, wie diese aus den innersten Eindrücken entsteht, und aufs Innerste der Gegenstände eindringt: so gleicht die lange Weile, wenn man sie auf die angezeigte Weise unterscheidet, mehr der Verdrüßlichkeit, hängt mehr von den Umständen und Eigenschaften ab, die auf die Sinne und Einbildungskraft Eindruck machen. Beschäftigung ist dem Menschen nöthig, (S. 22.) und er findet dieselbe nicht unter allen Umständen dem Zustande seiner Kräfte und Antriebe angemessen. Es ist also die lange Weile ein natürliches Uebel, das einen jeden befallen kann. Aber es zeigt sich ein großer Unterschied der Charactere, sowohl in Absicht der Umstände, unter welchen Menschen lange Weile haben, als auch darinn, wie oft einer davon befallen wird. Alle Menschen, schreibt ein scharfsinniger Arzt und Weltweiser, sind der langen Weile unterworfen; ein gemeiner Kopf fühlet dieselbe am meisten im Umgange mit sich selbst; ein aufgeklärter am meisten im Umgange mit andern *).

Der Mensch lebt zwar nicht allein vom Denken. Aber ein gefüllter und lebhafter Kopf findet doch so viele Beschäf.

*) Zimmermann von der Einsamkeit. S. 14. 19.

Beschäftigung in sich selbst; daß sich nicht begreifen läßt, wie er eigentliche lange Weile, sich selbst überlassen, oft fühlen könne. Daß ihm aber auch sonst gute Gesellschaft verdrüßlich seyn und lange Weile machen könne, eben deswegen, weil sie von der Verfolgung seiner eigenen Ideen ihn abhält, und eine Aufmerksamkeit von ihm fordert, zu der er sich zwingen muß; ist begreiflich. Unterdeffen kann es auch Schwäche des Denkers seyn; Mangel der Gewalt über sich selbst und seine gewöhnlichen innern Antriebe, was da macht, daß Gesellschaften und Unterredungen, die mit diesen nicht übereinstimmen, ihn nicht belustigen, ihm lange Weile verursachen. Ob Menschen im Zustande der natürlichen Unwissenheit, oder Wildheit, gleich den Gesitteten, eigentliche lange Weile fühlen; darüber scheint man noch nicht einig zu seyn. Wenn der Schluß von den Kindern auf jene Erwachsene auch hier gelten darf: so muß man schon vermuthen, daß sie wenigstens innere Disposition zur langen Weile genug haben. Denn die Kinder leiden sehr von diesem Uebel. Und wenn auch einige Beobachtungen zur Bestätigung jener Vermuthung *) auf zu feine Schlüsse gebaut seyn sollten; so kann man doch aus ihrer so starken Neigung zu Spielen und andern gesellschaftlichen Zeitvertreiben immer auch schließen, daß sie den Druck der langen Weile fühlen. (S. 22.) Unterdeffen sind allerdings einige Gründe vorhanden, um welcher willen dieses Gefühl beim Wilden nicht so oft entstehen kann, als bey ausgebildeten Menschen. Ihre Lebensart ist mit

man-

*) Helvetius Disc. III, ch. V.

manchen Beschwerden verknüpft, durch welche ihre Kräfte erschöpft werden, und lange Ruhe ihnen angenehm wird. Da nur, wo viele Lebensgeister sind, ohne bestimmte Anwendung, entsteht das unbestimmte Verlangen nach Anwendung derselben, nach Zerstreuung. Sodann sind sie einer einfachen, einförmigen Lebensart gewohnt, haben weniger Ideen zur Vergleichung, und sind also mit der jedesmaligen Situation leichter zufrieden.

Wie es diese Gründe mit sich bringen, so lehret es auch die Erfahrung, daß diejenigen Menschen der langen Weile am meisten ausgesetzt sind, die Kraft und Kenntniß genug haben, um nach abwechselnden Eindrücken zu streben; aber zu wenig, um sie sich selbst zu verschaffen. Und die äußersten Verschiedenheiten kommen also auch hier in ihren Wirkungen überein.

Von den Wirkungen der langen Weile lästet sich sehr vieles sagen, wenn man alles hieher rechnen will, was der Trieb nach Veränderung und Beschäftigung, oder die Unzufriedenheit mit einem Zustande von zu schwachen angenehmen Eindrücken bewirken können. Aber um nicht zu wiederholen, was bey nähern Veranlassungen schon bemerkt worden ist, oder noch vorkommen wird, mag die einzige Bemerkung hier genug seyn, daß die lange Weile, der Mangel an andern Ergötzungen und Beschäftigungen, der Völlerey und Unzucht wohl mehr Menschen zuführet, als die eigentlich darauf abzielenden thierischen Triebe. Die lange Weile ist, nach einer Anmerkung des Herrn Zimmermanns, und den Zeugnissen zuverlässiger Reisebeschreibungen, Ursache, daß, der bestigen Kälte des Klima ungeachtet, die Neigung für

für die körperliche Liebe in Sibirien so äußerst groß ist. Und nach eben demselben fallen einsame Mädchen und auf dem Lande gähnende Damen nur aus langer Weile in die Sünde des Fleisches *).

S. 35.

Von dem Neide, der Mißgunst und der Schadenfreude.

Vermöge der Sympathie, sollte der Mensch bey den Vollkommenheiten und dem Glück des andern Freude fühlen, und bey seinen Fehlern und Leiden sich betrüben oder verdrüsslich werden; oder doch nur die entgegengesetzten Empfindungen haben, wenn er sich die Sache anders, als sie ist, vorstellte. Aber da die selbstsüchtigen Triebe und Empfindungen insgemein stärker sind, als jene sympathetischen Regungen, so kann es kommen, daß ein Mensch des andern Vollkommenheiten mit verwünschendem Verdrusse ansieht, seine Vortheile ihm mißgönnet, und Freude verspührt bey dem, was ihm zum Nachtheil gereicht.

So geradezu entstehen diese, nur bey den schlechtesten Menschen gewöhnlichen Gemüthszustände doch nicht; sondern sie setzen ein Verderbniß verschiedener natürlicher Triebe und Empfindungsarten voraus, um herrschend, um Züge im Character zu werden.

Der Trieb zur Vollkommenheit, das Begehren dessen, was einem gut und nöthig zu seyn scheint, ist freylich einem jeden Menschen natürlich. Aber das Gute,
was

*) S. von der Einsamkeit.

was andere haben, sich wünschen, ist noch nicht Neid und Mißgunst. Man kann es sich wünschen, ohne zu wollen, daß es andere nicht haben. Man kann unzufrieden darüber seyn, andern nachzustehen; aber dies nur sich zum Antrieb werden lassen, sich mittelst seiner Kraft hervorzuthun: solche Racheiferung ist nicht Neid. Aber Neid und Mißgunst und Schadenfreude entstehen, wenn man sich mehr wünscht, als man zu erwerben, vielleicht auch nur zu besitzen, fähig ist, und dabey unempfindsam genug ist, um keinen Antheil zu nehmen an dem Vergnügen und Mißvergnügen anderer; wenn man unvernünftig, ohne die natürlichen Verknüpfungen der Dinge in der Welt zu bedenken, Wirkungen ohne Ursachen, Zwecke ohne Mittel will; wenn man zu schwach oder zu träge ist, um sich empor zu schwingen oder zu erweitern, und daher nur bey der Verkürzung oder Einschränkung anderer sein Maaß leidlich findet; oder wenn man aus einseitiger, flüchtiger Beachtung, alles, was einem fehlt, für besser hält, als was man besitzt, und dabey für billig, vor andern eher begünstigt, als hintangesetzt zu werden; und endlich, wenn man von dem Character anderer eine so schlimme Meynung hat, daß man so gleich Anwendung ihrer Vortheile zu unserm Nachtheil befürchtet.

Daher diese Gemüthsbewegungen am leichtesten entstehen, wo Haß und Feindschaft herrscht.

Die Wirkungen, die diese Leidenschaften zum Nachtheil des Neidischen selbst allernächst hervorbringen, bestehen darinn, daß er der sympathetischen Freuden am Wohlergehn anderer verlustig wird, wofür die Schadenfreude, die doch mit der Natur zu wenig übereinstimmt,

um

um keines Vergnügens zu seyn, kein hinlänglicher Ersatz ist; und daß er sich ermüdet und abzehrt mit der mehrtheils vergeblichen Begierde, andern ihr Gutes zu entziehen, ihre Vollkommenheiten nicht gewahr zu werden, dessen, was andere besitzen, sich zu bemächtigen, ohne es zu verdienen. Weitere Folgen davon sind Haß gegen den andern, als einen Gegenstand des Mißfallens und der Furcht; Geneigtheit, bey den geringsten Anlässen ihn als einen Feind zu behandeln; Bemühung, Haß, Verachtung oder andre nachtheilige Urtheile über ihn bey andern zu erwecken, durch Vergrößerung seiner Fehler, Verkleinerung seiner Verdienste, oder gar durch unverschämte Verläumdung; endlich Leichtgläubigkeit bey dem, was ihm zum Nachtheil gereicht.

§. 36.

Von der Hoffnung und einigen andern mittlern Gemüths-
zuständen.

Unter den mittlern Gemüthszuständen, bey denen angenehme und unangenehme Empfindungen fast in gleichem Grade sich mischen, oder beständig mit einander abwechseln, nimmt die Hoffnung billig die vornehmste Stelle ein; in so fern sie nämlich nicht gewisse Zuversicht ist, sondern zwischen dieser und der Verzweiflung und Muthlosigkeit in der Mitte steht. Auch so noch ist sie eine der mächtigsten Stützen der menschlichen Schwachheit, eine der beständigsten Quellen des Trostes und der Erquickung. Wie viele Stunden des Lebens würden nicht freudenleer hinfließen, wenn sie nicht mit ihren wohlthätigen Einflüssen sie erfüllte? Nur alsdenn ist der
Mensch

Mensch ganz verlassen, nur alsdann ist es ganz aus mit ihm, wenn ihn die Hoffnung verläßt.

Freylich gehört sie zu den veränderlichsten der menschlichen Eräugnisse. Den sie ist bis zu dem lebhaftesten Vorschmack seiner kühnsten Wünsche erhoben, und mit Strömen von Seligkeiten aus ihrem Füllhorn überschüttet hat; den stürzt sie oft einen Augenblick darnach in die finstern Abgründe der Verzweiflung, oder die düstern Labyrinth der Ungewißheit herab. Dester noch schwebt sie zwischen den beyden Aeuffersten in einer beständigen Ebbe und Fluth.

Auch dies vermindert ihren Werth; daß sie gegen vorhandene Vortheile oder bevorstehende Gefahren leicht zu unachtsam und gleichgültig macht; macht, daß man sich vor den letztern nicht hütet, in der Erwartung einer eingebildeten Hilfe, und jene ausschlägt, weil man mit größern Erwartungen sich schmeichelt; oder gar, indem man an den Lustschlössern der idealischen Glückseligkeiten baut, wie die Frau mit dem Milchtopfe, den vorhandenen Grund derselben gewahrlos vernichtet.

Endlich wird sie unserer Glückseligkeit, dem Genuß und der Benuehung eines Glückes, auch dadurch hinderlich, daß sie unzufrieden macht, wenn ihre zu großen Erwartungen mehr vernichtet als erfüllt werden; so wie hingegen angenehme Eräugnisse um so mehr erfreuen, je furchtsamer die Erwartung, je bescheidener der Wunsch gewesen ist.

Wie zweifelhaft aber! auch ihr Werth für die menschliche Glückseligkeit seyn möchte; so viel ist gewiß'

Erster Theil. M daß

daß sie eine der mächtigsten Triebfedern des menschlichen Lebens ist. Ohne die Hoffnung eines glücklichen Ausgangs würden viele Bubenstücke nicht unternommen werden. Aber wie viele gemeinnützige Handlungen würden auch nicht unterbleiben; wenn nur das gegenwärtige Vergnügen, oder nur die nahen und gewissen Vortheile allein Triebwerk seyn sollten; wenn nicht allen mächtigen Leidenschaften sie mit den süßesten Erwartungen schmeichelte? In Hoffnung, sie noch zu benutzen, fängt der selbstsüchtige Mensch Werke für die Nachkommen an. Zu schwach würde sein Antrieb seyn, wenn er nur auf seine gewissen Vortheile sehen wollte.

Die Wirkungen der Hoffnung werden aus ihren Gründen begreiflich. Ungewisse Erkenntniß der Zukunft ist ihr Grund. Je bestimmter die Einsicht in den Zusammenhang der Dinge und die künftigen Erfolge ist; desto weniger findet die Hoffnung Platz. Bey der Ungewißheit und Unbestimmtheit der Vorstellungen von der Zukunft hingegen, wirket die Imagination nach der Richtung der herrschenden Leidenschaften und vorräthigen Ideen. Je lebhafter und voller diese ist; desto lebhafter und glänzender werden die Gebäude der Hoffnung. Das Kind hat noch keine, oder nur schwache, nicht weit sich erstreckende Hoffnungen; und auch die Hoffnungen des Greises müssen mäßig seyn. Am stärksten sind die Hoffnungen des Jünglings.

Das ist, nach dem Helvetius, die Ursache, warum bey ungewisser Todesgefahr jener am meisten zagt, und dieser, den die Hoffnung unterstützt, am wenigsten; bey gewissem Verlust des Lebens aber die
Stand,

Standhaftigkeit des erstern, weil er weniger zu verlieren hat, weniger Hoffnungen vereitelt sieht, größer ist.

Es giebt eine vernünftige und geprüfte Wahrscheinlichkeit, und eine thörigte, eingebildete, auf Unwissenheit und Irrthümer, die der menschliche Verstand überwinden könnte, gegründet. Eben dieser Unterschied findet bey der Hoffnung Statt.

Alles, was auf die Lebhaftigkeit und die Verbindungen der Ideen Einfluß hat, hat ihn auch auf die Hoffnung. Der Einfluß des Körpers giebt sich bald genug dabey zu erkennen. Auch die Eigenliebe zeigt sich mächtig dabey. Die große Meynung, die ein Mensch von sich hat, macht, daß er sich nicht nur von den Neigungen anderer zu viel verspricht; selbst von den leblosen Kräften erwartet er oft die unwahrscheinlichsten Begünstigungen, Ausnahmen von den Naturgesetzen, ungewöhnliche Hülfe und Errettung. Die Vernunft vermag wenig; wo der Wunsch den Vorstellungen das Leben giebt, und die Leidenschaft ihre Verbindung bestimmt.

Ein Gemüthszustand von mittlerer Natur ist auch bey der Bertwunderung und dem Erstaunen über das Außerordentliche. Das Ungewöhnliche kann der Neugierde eine angenehme Beschäftigung gewähren. Aber das Unbegreifliche, Unübersehbare, Ungewisse, wodurch der Lauf der Ideen aufgehalten, ihre Anordnung und Beurtheilung erschwert, der Geist zum Gefühl seiner Einschränkung gebracht wird, auch wohl gar Besorgnisse entstehen, läßt diese Beschäftigung nicht lange ganz

angenehm seyn. Verschiedene Gemüthsbewegungen können sich dazu gefallen. Furcht und Zaghaftigkeit, wenn der Gegenstand uns gefährlich scheint; wie die Canonen den Wilden, oder das Feuer den Insulanern, zu denen es Ferdinandus Magellanicus zuerst brachte. Bewunderung und Ehrfurcht; wenn es die Vorstellung von vorzüglichen Geisteskräften erweckt. Alsdann ist das Gemüth zu allerhand abergläubischen Uebertreibungen vorzüglich geschick: Wenn außerordentliche Schwäche und Unvollkommenheit in Verwunderung setzen: so entstehen bald Haß und Verabscheuung, oder Mitleiden; bald Selbsterhebung, Stolz und Verachtung.

Ungewißheit ist an sich immer ein unangenehmer Gemüthszustand. Wenn er zu lange dauert, und die Furcht des Unangenehmen dabei sehr überhand nimmt: so kann er die sonderbarsten Entschließungen bewirken. Um nur gewiß zu werden, entsagt der Mensch oft der noch übrigen, aber zu geringen Hoffnung, und bringt von den vielen ihm drohenden Uebeln selbst eines, vielleicht das schlimmste, zur Wirklichkeit. Der Missethäter giebt sich selbst an; und der Geizhals erhängt sich aus Furcht, zu verhungern.

Wenn nur auf dieses Leben zu sehen wäre: so könnte der Entschluß unter solchen Umständen noch wohl bisweilen vernünftig scheinen. Besser ist es doch, den Dolch einmal fühlen, als bey jedem neuen Anfall der Furcht; und ihn dann um so viel lebhafter fühlen, wenn ein Augenblick der Hoffnung vorhergegangen war.

§. 37.

Von dem Uebergange aus einem Gemüthszustande in den andern, und den damit verknüpften Wirkungen.

In so fern bey heftigen Gemüthsbewegungen überhaupt viele Ideen rege sind, oder doch leicht erregt werden können; so ist Grund zu mehrern Affecten, wo einmal einer ist. Ein neuer starker Eindruck kann leicht noch stärker werden, mittelst der Association der vielen schon regen Ideen, oder durch die Vermischung mit den schon vorhandenen Gemüthsbewegungen. Um so viel leichter aber kann dieses geschehen, wenn die zu den beyderley Gemüthszuständen gehörigen Empfindungen und Vorstellungen etwas Aehnliches haben, oder in sonst einem der Vermischung ihrer Wirkungen vortheilhaften Verhältnisse stehen. Eine der gemeinsten Erfahrungen ist, daß beym körperlichen Schmerz, so wie beym Verdruß, ein Mensch viel leichter in Zorn geräth. Daß aus dem Mitleiden leicht Liebe entstehen kann, ist oben (§. 29.) schon bemerkt worden. Außerdem daß Mitleiden die eine Art von Liebe, nämlich Wohlwollen, schon in sich faßt: so ist es auch der Erzeugung des Wohlgefallens und des Verlangens nach Gegenliebe dadurch beförderlich, daß wir unser Wohlwollen lieber an würdige als unwürdige Gegenstände verwendet glauben, und daher an denselben Gutes aufzusuchen und zu erkennen geneigt sind; und daß wir eher Gegenliebe erwarten, wo wir Dankbarkeit gegründet haben.

Wenn im Gemüthe durch irgend einen Eindruck die Ideen vom Großen rege sind: so können durch dieselbe allerhand Antriebe erweckt werden, und aus einan-

der entstehen, wenn sie auch sonst keine Aehnlichkeit mit einander haben. Daher sind die Menschen in den Zeiten des Krieges, großer Staats- oder Religionsveränderungen, zu allerhand starken Leidenschaften und kühnen Entschlüssen mehr als sonst aufgelegt *).

Die Erfahrung lehrt aber auch, daß Menschen bisweilen sehr schnell von einem Gemüthszustande zum entgegengesetzten übergehen; nicht nur von der Furcht zur Hoffnung, und umgekehrt; sondern auch von der Freude zur Traurigkeit, von der Liebe zum Hasse, und umgekehrt. Die Veränderlichkeit der Dinge in der Welt, oder der Vorstellungen von diesen Dingen, bringt es so mit sich. Das merkwürdigste aber bey dieser Abwechslung ist, daß insgemein die Gemüthsbewegung um so viel heftiger wird, wenn sie auf eine entgegengesetzte folgt. Dies wird überhaupt aus den Wirkungen des Contrastes begreiflich. (§. 4.) In manchen Fällen auch daher, daß

*) *Thomas Ess.* sur les femmes p. 164. bemerkt, wie zur Zeit der Fronde verschiedene Prinzessinnen an den politischen Bewegungen, selbst an den kriegerischen Berichtigungen, lebhaft Antheil nahmen; zu gleicher Zeit aber mit eben so großem Eifer Werke der Frömmigkeit verrichteten. On cabaloit le matin, & on visitoit les couvents le soir. Jamais on ne vit plus de femmes de la cour se faire Carmelites. — Il semble, qu'au milieu des troubles les ames se portaient à tout avec plus d'impetuosité. & les imaginations échauffées par tant de mouvements se precipitaient également vers la guerre. vers l'amour, vers la religion & vers les cabales. Diese Erklärung kann Statt finden; wenn auch gleich Gewissenstrieb oder politische Absicht, sich ein ehrwürdigeres Ansehn zu geben, mitwirkten.

daß bey dem ersten Zustande einigen Trieben Gewalt angethan wird; die also um so viel heftiger sich auslassen, wenn sie frey werden, je mehr das innere Bestreben durch den Widerstand wuchs. Wenn der Traurige erfreut wird: so ist vielleicht eine gedoppelte Ursache des Wohl befindens vorhanden, Befreyung vom Uebel und Erlangung eines neuen positiven Gutes. Wenn auf Liebe Haß folgt: so kommen zur erlittenen Beleidigung, oder was sonst die nächste Ursache davon ist, noch die Schaam, sich so in seinem Urtheile von andern betrogen zu haben, und die Reue, so viele Beweise der Liebe an einen Unwürdigen verschwendet zu haben, hinzu. Wenn einer vom Zorn zur Liebe übergeht: so kann die Begierde, das Versäumte einzubringen, das Unrecht gut zu machen, die Antriebe des Wohlwollens vermehren.

Die allersonderbarste Erscheinung hiebey machen die, zufolge sicherer Zeugnisse, nicht seltenen Beispiele vom Uebergang aus der religiösen Schwärmeren in die wollüstige *). Die Sache würde unbegreiflicher seyn, wenn die religiösen Empfindungen und Gemüths-

M 4

bewe-

*) Von der berühmten Elisab. Barton oder dem sogenannten heiligen Mädchen von Kent s. *Hume Hist.* III. p. 191. Unter den Lehren der Wiedertäufer war auch die Vertheidigung der Vielweiberey eine. Und der König von Israel, Joh. von Leiden, nahm, um ein gutes Beyspiel zu geben, deren bis auf 14. Ja, es gieng so weit, daß in ganz Israel keine Jungfer über 14 Jahre alt mehr zu finden war. S. *Robertson Hist. of Charl V.* II. 355. seqq. Vom Jakob Re- dinger und mehreren solchen Charactern s. *Meister über die Schwärmeren.* I. S. 71. ff.

bewegungen der Menschen immer aus den rechten Quellen, aus den erhabenen und gereinigten Begriffen von dem höchsten Wesen herkömen; wenn nicht die sinnlichen und die intellectualen Begriffe in ihrem ersten Ursprunge so nahe mit einander verwandt wären; wenn nicht die Menschen so geneigt und geschickt wären, den schönsten, wenn gleich schwächsten Theil ihres Characters, sich selbst und andern zum Betrage, zum hervorstechendsten, zur Außenseite, zur Maske zu machen.



Zweytes Buch.

Von den Gründen und dem Zusammenhange der vornehmsten Triebe des menschlichen Willens.

Abchnitt I.

Von den Trieben, die sich hauptsächlich und allernächst auf einen jeden selbst beziehen.

Kapitel I.

Vorläufige Anzeige der verschiedenen Gesichtspunkte und Meynungen, die hierbey gewöhnlich sind.

S. 38.

Nothwendigkeit und Schwierigkeiten dieser Untersuchungen.

Das vornehmste Stück der Kenntniß des menschlichen Willens besteht in der richtigen Erkenntniß der Gründe und des Zusammenhangs seiner mannigfaltigen Triebe. Ohne dieselbe ist man nicht im Stande, vorherzusehen, was für eine Stärke in diesem oder jenem Verhältnisse, was für gute und böse Wirkungen,

M 5

gen, unter diesen und jenen Umständen, sich von ihnen erwarten lassen. Man kann also auch ihre Moralität nicht richtig beurtheilen. Ohne dieselbe weiß man nicht, welches die angemessensten und hinlänglichen Mittel seyn, sie zu stärken oder zu schwächen.

Diese Erkenntniß zu erlangen, muß man, wie überall, Nachdenken über die Natur der Dinge und Erfahrungen mit einander vereinigen. Man muß die Begriffe von den Trieben nach möglichst genauer und vollständiger Bestimmung entwickeln; um zu sehen, aus was für Gründen sie begreiflich werden, vermöge der allgemeinsten Gesetze der menschlichen Natur. Aber nothwendig müssen vielbefassende Beobachtungen zu den Schlüssen hinzukommen; weil man außerdem in Gefahr ist, theils nicht alle Beschaffenheiten der Sache in Erwägung zu ziehen, theils auch, durch die Unvollkommenheit jener allgemeinen Grundsätze, zu täuschenden Vorstellungen der Begreiflichkeit oder Unbegreiflichkeit verführt zu werden.

Hieraus müssen einem jeden, der nur etwas davon versteht, was es heiße, das Innerste des Menschen beobachten. die Schwierigkeiten, die mit diesen Untersuchungen verknüpft sind, überhaupt schon einleuchten. Es werden aber diese Schwierigkeiten hier insbesondere noch dadurch vermehrt, daß derselbe Trieb aus mehreren, oft sehr verschiedenen Gründen entstehen kann; daß er nach der Verschiedenheit des Grades und der übrigen Bestimmungen, in denen er da ist, Ursache oder auch Wirkung von einem gewissen andern Trieb seyn kann. So kann die Begierde nach Ruhm und Ansehen eine Folge seyn von dem Verlangen, viel gemeinnütziges thun zu können; aber auch die

Ur.

Ursache des Eifers, gemeinnützige Dinge zu verrichten. Eben diese Verschiedenheit des Verhältnisses findet zwischen der Liebe zum Geld, und dem Bestreben nach Macht und Ansehen Statt. Nichts ist daher gefährlicher, als nach einseitigen Betrachtungen über die Willenstriebe und Neigungen zu urtheilen, und von einem Fall gleich auf den andern zu schließen. Freylich muß jeder Trieb, nach der Verschiedenheit seiner Gründe, deren Art und Verhältnisse unter einander, eine etwas verschiedene Gestalt gewinnen. Aber jene zu erforschen, und diese darnach zu bestimmen; das erfordert viele Beobachtungen, die bey der Mühe, die sich die Menschen geben, ihre schlimme Seite möglichst zu verbergen, nicht leicht gemacht sind. Ohnedem sind viele Gründe zu den Trieben schon gelegt, wenn man anfängt, darüber nachzudenken; und die Gewohnheit kann sie so in einander verflochten haben, daß ihre Vereinzlung fast nicht mehr möglich ist.

§. 39.

Verschiedene Hypothesen von dem Grundtrieb des menschlichen Willens.

Wie man überhaupt in den Wissenschaften auf wenige Grundsätze, als Grundgesetze der Natur, wenn es möglich ist, auf ein einziges, alle besondere Bemerkungen zurückzuführen bemüht ist; und dazu um so viel mehr sich berechtigt hält, je mehrere Beweise sich in der That davon finden, daß das System der Natur, in Ansehung der Grundkräfte und Grundgesetze, sehr einfach ist: so haben dieses auch von jeher viele in Ansehung der Willens.

lenstriebe unternommen, und aus einem einzigen Grundtrieb alle übrigen herzuleiten und völlig begreiflich zu machen gesucht. Dieser Grundtrieb schien ihnen nämlich der Trieb der Selbstliebe zu seyn. Aber dabei zeigt sich bald eine große Verschiedenheit der Begriffe von dieser für den Grundtrieb erklärten Selbstliebe. Einige erklären sich so, daß man sieht, sie verstehen darunter den Eigennuß, das beständige Bestreben nach den Vortheilen und Bequemlichkeiten dieses Lebens. (§. 15.) Andere nehmen den Begriff nach seinem völligen, der Grundbedeutung des Worts angemessenen Umfange; so daß Trieb zu jedweder Art von Gütern und Vergnügungen dieses und jenes Lebens, aus klaren und deutlichen, oder verworrenen und dunkeln Vorstellungen derselben entsprungen, darunter zu verstehen ist.

Wiederum geben einige sogleich zu erkennen, daß sie sich bey der Selbstliebe kein einfaches Princip, also keinen wahren Grundtrieb denken, sondern nur einen Generaltrieb, d. h. eine Menge ursprünglich verschiedener und von einander unabhängiger, nicht aus einander begreiflicher Antriebe, die nur um ihrer Aehnlichkeit oder gemeinschaftlichen Beziehung willen unter einem allgemeinen Begriff zusammengefaßt werden können *).

Anderer aber suchen aus diesen vielen Trieben, bey denen insgesamt der Reiz in der Vorstellung eines Nußens oder Vergnügens für den Wollenden zu liegen scheint, das überall unmittelbar reizende auszulesen, um darnach den Grundtrieb genauer zu bestimmen.

Nach

*) S. Crusius Anweisung vernünftig zu leben, S. 107.

Nach dem Epikur und Helvetius, soll dieser erste und allgemeine Grundreiz aller Beweggründe in körperlichen Gefühlen liegen *). Aus denselben sey er, vermöge der durch Unterricht, Erfahrung und Nachdenken entstandenen Begriffe von dem Zusammenhang und den Verhältnissen der Dinge, übergetragen in alle andere Vorstellungen. Nach der Verbindung, in welche unsere Ideenassociation mit jenen ursprünglich angenehmen körperlichen Gefühlen jedwede Sache allmählig gebracht hat, scheine sie uns gut, oder böse, oder gleichgültig. So Freundschaft, Wissenschaft, Vaterland, Jugend, und alles, wie es Namen haben mag. Alle sogenannte geistliche, feine Vergnügungen seyen nichts anders, als Genuß jener körperlichen Gefühle; aber nur abgezogener und manchfaltiger gemischt.

Dagegen glauben andere, der Grundtrieb des Willens müsse in dem sich finden, was der Seele unabhängig vom Körper eigen ist; und dieses sey nichts anders, als ihre Denkkraft oder Vorstellungskraft. Der Grundtrieb bestehe also im Bestreben nach Vorstellung, nach Erkenntniß; von einem Grade der Vollkommenheit derselben, der Klarheit, Vollständigkeit und Deutlichkeit zum andern, von einer Idee zur andern fortzurücken, und so immer den Erkenntnißkreis zu erweitern. Einigen heißt er daher auch der Erweiterungstrieb. Zufolge dieses Grundsatzes, sind also alle körperliche Zustände, und weiter alle Dinge und Veränderungen, der Seele angenehm
oder

*) S. Brucker Hist. crit. philos. tom. I. 1299. seq. Helvetius de l'Esprit Diss. III. Vergl. Bonnet Essai analyt. chap. X. XVII.

oder unangenehm; je nachdem sie ihr jenen Fortgang zu neuen oder vollkommnern Vorstellungen erleichtern, oder sie dabey aufhalten oder einschränken *).

Einige halten den Trieb zur Vollkommenheit entweder überhaupt, oder zur eigenen Vollkommenheit für den Grundtrieb. Vollkommenheit soll aber hierbey heißen, bald so viel als Realität oder Kraft, bald so viel als Zusammenstimmung oder Uebereinstimmung des Manchfaltigen **).

S. 40.

Fortsetzung dieser Anzeige und Regeln für die folgenden Untersuchungen.

So einfach aber, denken andere, kann der Grund aller Gemüthsbewegungen und Willensneigungen nicht angenommen werden. Einige, die nicht dagegen sind, daß man das Ende aller Triebe in dem Begriff der Selbstliebe zusammenziehen könne; halten doch dafür, daß sowohl in der Seele, als im Körper, eigene, von einander unabhängige, wenigstens aus einander nicht begreifliche Gründe der Lust und Unlust sich finden. Daß die

*) S. Sulzers Untersuchung über den Ursprung der angenehmen und unangenehmen Empfindungen, in den vermisch. Philos. Schriften, Leipz. 1773. Cochius Preischrift über die Neigungen, 1769.

***) S. Cartes. de pass. animi art. 94. 95. Epist. part. I. ep. 6. Kestner Reflex. sur l'origine du plaisir, in der Hist. de l'acad. à Berlin 1749. Wolfs Metaphysik, S. 404. Mendelssohns Philos. Schriften, Berl. 1767. 8.

die Seele gewisse Neigungen allerdings haben würde, gesetzt auch, daß sie ohne allen Körper, oder doch ohne einen solchen Körper wäre, wenn sie nur Vorstellungen und Rührungen hätte. Daß ihr aber auch gewisse Zustände des Körpers, allen Einfluß ihrer eigenthümlichen, nicht auf den Körper sich beziehenden Triebe bey Seite gesetzt, angenehm seyn, und andere unangenehm *).

Die Selbstliebe allein, mit allem, was man aus ihr ohne Zwang machen kann, scheint einigen noch lange nicht der Grund aller Willenstriebe zu seyn. Viele seyn ganz unabhängig von derselben; andere rühren zum Theil von ihr her, haben aber daneben auch noch eine andere Quelle. Der Trieb der Hochachtung, der Ehrbegierde, der Freundschaft und Geselligkeit, besonders die moralischen Triebe, sollen dies beweisen **).

Einige endlich sind der Meinung, daß man wenigstens einen aus der Sympathie entspringenden Trieb des Wohlwollens gegen andere, noch neben den eigentlichen Trieben der Selbstliebe annehmen müsse, wenn man auf eine genugthuende, ungezwungene Weise von allen Gemüthsbewegungen und Handlungen der Menschen Rechenschaft geben wolle †).

Ueber diese verschiedenen Meinungen entscheiden zu wollen, mittelst der metaphysischen Sätze von den Substanzen und Kräften, und dem Wesen eines Geistes; würde nicht nur über die Gränzen hinausgehen, die diesem Buche angemessen sind, sondern unbefangenen Lesern über-

*) Theorie des sentimens agreables, Paris 1749.

***) Shaftesbury, Hutcheson, Hume, 16.

†) Smith, Rousseau, 16.

überhaupt keine Genugthuung gewähren: da jene metaphysische Sätze viel zu schwach gegründet sind, um der Erfahrung vorzugreifen, oder etwas gegen sie beweisen zu können.

An diese wollen wir uns also zuvörderst halten. Was unter allen Verschiedenheiten, in denen die Geschichte den Menschen aufstellt, sich in Ansehung seiner Triebe und deren Abhängigkeit von einander beständig zeigt; kann mit dem zureichendsten Grunde für Natur und Wesen derselben angesehen werden. Was nur unter gewissen Umständen da ist; kann als Varietät, Modification, Ausartung oder Vervollkommnung angemerkt werden.

Uebrigens soll unsere Untersuchung hier noch nicht bis auf die entfernten, außer der Seele sich findenden Ursachen der Neigungen und Triebe fortgehen; sondern nur die nächsten Ursachen des Daseyns und der Wirkungsart eines jedweden Triebes, die in dem Einflusse anderer Willenstriebe liegen, erforschen.

Wie überhaupt in der Natur alles im Zusammenhange ist, und eben so wirkt; nie ein Ding, für sich allein aufs genaueste genommen, die einzige Ursach von etwas heißen kann, wenn es gleich Hauptursache ist; und ferner auch verschiedene Dinge, einzeln oder in einer gewissen Verbindung, wenn auch nicht völlig, so doch einigermaßen, und für unsere unvollkommne Erkenntnißkraft, oft so gut als völlig, dieselbe Wirkung hervorbringen können: also darf es auch zum Grundsatz gemacht werden bey der Untersuchung über die Willenstriebe, daß mehrere, oft sehr verschiedene Ursachen und Arten des Ursprungs, bey einem jedweden derselben allemal zu vermuthen

muthen seyn; und daß nichts so leicht von der Gründlichkeit abführen könne, als wenn man bey den Ursachen und der Entstehungsart stehen bleiben wollte, die man aus der synthetischen Ordnung seiner Begriffe herleiten, und etwa mit einigen Beyspielen, die sich daraus gut erklären lassen, bestätigen kann. Es müßte überhaupt ein sehr sonderbarer Einfall seyn, der sich nicht durch einige Fälle rechtfertigen könnte, in der so unendlich reichen und manchfaltigen Geschichte des menschlichen Geistes. Aber nur die größte Uebereinstimmung aller mit einander vergleichbarer Erscheinungen entscheidet den Vorzug der Hypothesen, und macht unsere Meinungen zu gegründeten Regeln für die Erwartung im künftigen ähnlichen Fall. Die folgenden Betrachtungen werden oft genug Gelegenheit geben, diese Gedanken anzuwenden; und denen, für die sie ist noch nicht ganz deutlich seyn sollten, sie weiter aufklären.

Kapitel II.

Von den Trieben, die sich auf die gröbern sinnlichen Empfindungen und körperlichen Gefühle beziehen.

§. 41.

Unzweifelhafte Endursachen dieser Triebe.

So bald der Mensch geboren ist, thun sich Begierden und Verabscheuungen in ihm hervor; und die Vernunft läßt uns nicht zweifeln, daß sie nicht vorher schon in ihm gewirkt haben sollten. Wenn durch eine beschwerliche

Erster Theil. N 'age

Lage ein Theil seines Körpers unnatürlicher zusammen gedrückt wird; wenn scharfe Säfte an seinen empfindlichen Fibern nagen; wenn durch grobe Materie oder Ueberfüllung die Lebensbewegungen gehemmt; wenn seine verbundenen Theile zu sehr angespannt, oder von einander abgerissen werden: so macht ein unangenehmes Gefühl ihn unruhig, zwingt ihn, sich in Bewegung zu setzen, wenn er auch seinen Kräften keine absichtliche Richtung zu geben versteht. So machen Durst und Hunger, daß das Kind einem Zustande, in welchem diese Empfindungen unangenehm fortdauern, widerstrebt, und einen andern Zustand, in welchem angenehme Gefühle an jener Stelle treten, oder diese doch verschwinden, sich zu verschaffen sucht. Und so erweckt die Natur, so oft neue Gefühle im Körper entstehen, und neue Empfindungen durch die gröbern Sinne der Seele zugeführt werden, immer auch darauf sich beziehende Triebe; das Angenehme gegenwärtig zu erhalten, oder zufolge der zurückgebliebenen Vorstellungen und deren Verknüpfung unter einander wieder zu erneuern; das Unangenehme aber zu entfernen, zu schwächen, zu vertilgen. Wenn man alle Umstände vergleicht, die hierbey entweder in allen Fällen ohne Ausnahme zusammen kommen, oder doch in den meisten statt finden, und dies zwar um so viel mehr, je mehr die Natur, sich selbst überlassen, ihre Werke veranstaltet, oder doch nur durch die Vernunft, das heißt am Ende auch durch sich selbst eingeschränkt: so kann man nicht lange über die Absicht ungewiß bleiben, die unser gütiger Schöpfer bey der Einpflanzung dieser Triebe gehabt hat; nämlich mit der möglichsten Erhaltung des Lebens und der Kräfte des Individuums, und deren Anwendung

dung zum Besten anderer, die möglichste Summe der lebhaftesten Vergnügungen zu verbinden. Oder wenn durchaus in der Naturlehre von Absichten des Schöpfers nichts behauptet werden soll, oder der Ton, in welchem vorhergehender Ausspruch vorgetragen worden ist, zu hoch angestimmt seyn sollte; so muß man doch eingestehen, daß Erhaltung des Lebens, gemeinnützige Kraftverwendung, Abkürzung des Schmerzes und Zufluß von Vergnügen, Folgen jener Triebe sind; Folgen, die auf eine im Ganzen bessere Art hervorzubringen, der weiseste Mensch, der sein Unvermögen hierzu kennt, und der unweise, der es nicht kennet, gleich unfähig sind. Zerstörung der thierischen Maschine, ehe sie noch ganz ausgebildet würde, oder höchstens Pflanzenleben, ohne Gemüß, ohne Glückseligkeit, wäre die Geschichte des Menschen; wenn er nicht jene Triebe hätte, erst als Instincte durch Gehirneindrücke erweckt, hernach als Willenstriebe durch klare Empfindung und Vorstellung gereizt.

Der Gedanke verliert nicht, wenn er durch die einzelnen Arten durchgeführt wird. Aber es würde hier theils zu weitläufig seyn, und in fremde Gebiete der Aerzte führen; theils auch auf vieles, das nicht leicht jemanden unbekannt seyn kann. Nur etwa zur Erläuterung einiger in dem Hauptsatze eingewebter Bestimmungen. Die angenehmen Gerüche beleben und stärken nicht nur die übrigen Sinne und Nervenkräfte, so wie die unangenehmen in die Länge die Lebenskräfte schwächen; sondern sie sind auch die natürliche Anweisung, gesunde und ungesunde Nahrungsmittel von einander zu unterscheiden, und gesunde Nahrungsmittel sind auch

insgemein von angenehmem Geschmack, als die zu unsrer Nahrung undientlichen Dinge *).

Ueberhaupt aber belehren uns die Aerzte, daß angenehme körperliche Gefühle, woher sie auch entstehen, wenn sie nur in der Ordnung der Natur entstehen, die kräftigsten Mittel sind, alle Lebensbewegungen, Absonderungen und Vermischungen zu befördern, und oft mehr als alle Arzeneien kräftig, den Saamen einer Krankheit auszutreiben, und die schon geschwächte Gesundheit wieder herzustellen **). Selbst bis auf die Seele und das Geschäfte ihrer Kräfte erstrecken sich nicht selten die heilsamen Einflüsse der angenehmen Gefühle im Körper.

§. 42.

Ob eine physische Erklärung daraus zu folgern? •

Aber wissen wir nun, wie es damit zugeht, und wo eigentlich der Grund liegt, daß die Empfindung, wenn man sich in den Finger schneidet, so ganz anders ist, als wenn man von einer weichen Hand sanft an der Wange gesträuchelt wird; und wieder so ganz anders angenehm, wenn man Blüthe riecht, und wenn man Früchte isst? Woher das so vielfältige Angenehme auf der einen, und das so vielfältige Unangenehme auf der an-

*) *Haller Prim. Lin. physiolog. p. 207. Neque enim in universum aut insalubris aliquis cibus grato est sapore; neque ingrato, qui alendo homini convenit. Im größern Werke setzt er hinzu: nec tamen nimium haec ornanda sunt.*

***) *Zückert von den Leidenschaften, S. 9.*

andern Seite? Warum dort Wohlgefallen für die Seele und Begierde; hier Mißfallen und Abscheu? Und beydes in jedwedem Falle so und nicht anders beschaffen *)?

Es ist kaum begreiflich, daß diejenigen die Frage sich so recht sollten zergliedert haben, die mit einer oder der andern ganz einfachen allgemeinen Antwort hiebey Auskunft zu geben vermeynen. Im Fall der angenehmen Empfindung, sagt man, habe die Seele die Vorstellung der Vollkommenheit ihres Körpers; vermöge ihres Grundtriebes zur Vollkommenheit befinde sie sich also in einem Zustande des Wohlgefallens. Aber ist wirklich allemal der Körper in einem Zustande der Vollkommenheit, wenn eine angenehme Empfindung erweckt wird; im Zustande der völligsten und zweckmäßigsten Uebereinstimmung seiner verbundenen Kräfte? Ist er es in dem Momente, wo süßes Gift — süßer Wein im Uebermaße ist auch Gift — mit Wohlgeschmack in ihn fließt, vielmehr, als wenn er heilsame Arznei einnimmt, deren heilsame Wirkung man bisweilen empfindet, indem der unangenehme Geschmack noch dauert, u. s. w.? Weiß die Seele etwas von dieser Vollkommenheit des Körpers, braucht sie es zu wissen, um das Angenehme der Rose, des Apfels, der Abkühlung u. s. w. zu empfinden? Das Bewußtseyn wenigstens sagt uns in dem al-

*) Manche Menschen können kein Papier zerreißen hören, andere keine Tröpfen zerschneiden, einige keinen Sammet anfassen. Es soll Leute gegeben haben, die nicht einmal nahe bey einer in Sammet gekleideten Person sitzen konnten, weil ihnen die bloße Vorstellung einer Berührung zu viel Angst verursachte.

Immeisten Falle nichts von dieser Vorstellung vom ganzen Körper und seiner Vollkommenheit. Aber, sagt man, sie kann dunkel da seyn, diese Perception; und es hat alle Vermuthung für sich, daß sie da ist; weil einmal doch der Körper sich wirklich in dem Zustande der Vollkommenheit befindet, und die Seele durch ihren Körper modificirt wird, oder ihn, wie er ist, dunkel oder klar empfindet; und dann in so vielen andern Fällen dieser Grund des Vergnügens, das Anschauen der Vollkommenheit, im hellesten Lichte des Bewußtseyns erscheint, nämlich bey den feinern sinnlichen und den geistlichen Vergnügungen. —

Wenn man alle diese Voraussetzungen gelten läßt, bey denen noch manches ungewiß ist: was hat man gewonnen? Ist eine Erklärung zu gebrauchen, die bey den unzähligen Arten von Erscheinungen, die eine Gattung mit einander ausmachen, immer nur dieselbe allgemeine Antwort giebt, ohne vom Eigenen einer jedweden Art im geringsten Grund anzugeben? Weiß man denn nun besser, warum die unzähligen angenehmen Gerüche unter einander, und von den übrigen Empfindungen so und nicht anders sich unterscheiden? —

Soll aber jener Satz von der Vollkommenheit keine Erklärung seyn; sondern nur eine Bemerkung einiger Analogie zwischen dieser Art angenehmer Empfindungen und der übrigen: so kann er, wenigstens als halb erwiesen, angenommen werden.

Giebt die Hypothese von dem Bestreben nach Vorstellung, oder dem Erweiterungstrieb vielleicht mehrere Aufklärung hiebey? Einigen scheint es. Sie glauben, daß die schmerzhaften Empfindungen ein aus unzähligen
dunkeln

dunkeln und verworrenen Perceptionen zusammengesetztes Gefühl sey, und daß also die Seele sich eingeschränkt dabey fühle in ihren wesentlichen Bestrebungen. — Aber die angenehmen Gefühle sind nicht weniger zusammen gesetzt, aus einzeln dunkeln und unter einander verworrenen Perceptionen; und was würden sie bisweilen noch für einen Reiz übrig behalten, wenn sie dies nicht, wenn sie deutlicher wären? Wenn es nur um Wachsthum der Erkenntniß der Seele zu thun wäre: der Zustand des körperlichen Leidens ist oft die beste Gelegenheit dazu. Und ja, er wird auch dadurch dem Naturforscher angenehm; aber in einer ganz andern Art angenehmer Empfindungen, und bleibt im sinnlichen Gefühl immer unangenehm. Endlich erkläret wiederum diese Hypothese, so wie alle andere Versuche, das Eigene der so vielen Arten im geringsten nicht.

§. 43.

Einfluß anderweitig gegründeter Neigungen auf die ~~ist~~ bemerkten.

So wenig aus den sonst sich offenbarenden Trieben der Seele diese von den körperlichen Gefühlen und gröbern sinnlichen Empfindungen abhängige Neigungen völlig begreiflich werden: so gewiß ist es, daß jene einigen, bisweilen beträchtlichen, Einfluß dabey haben. Es giebt in der That Leute, deren Imagination so stark auf ihre Empfindungen wirkt, daß bey der Vorstellung der Schädlichkeit ihnen etwas kaum halb so gut schmeckt, als wenn sie es ihrer Gesundheit für zuträglich halten. Das Vorurtheil des Gemeinen und des Vornehmen

hat bey andern diese Gewalt über ihren sinnlichen Geschmack. Sie ziehen das vor, was theuer ist, und auf großer Herren Tafeln kommt. Am allergewissesten aber ist, daß die Neigung zu hitzigen Getränken vielmehr von ihrer Wirkung im Gemüth, aus dem sie Sorgen und andere verdrüßliche Vorstellungen verjagen, und dafür Gefühle von Kraft und Leichtigkeit erwecken können, und in der Imagination, in welcher die Bilder lebhafter aufsteigen, als von der bloßen Wirkung auf das körperliche Organ herrühren. Der Morgenländer glaubt sich durch die Kraft des Opiums in himmlische Wohnungen versetzt *), und der Wilde fühlt sich in eben dem Zustande der erhöhten Lebenskraft, wenn er betrunken ist, den er sucht, wenn er dem Spiel und dem Tanze nachgeht **).

Kapitel III.

Von den Vergnügungen des Auges und des Ohres, und dem Wohlgefallen an sinnlicher Schönheit überhaupt.

§. 44.

Ob das Wesen der Schönheit sich auf einen allgemeinen Begriff bringen lasse. Untersuchung in Ansehung der einfachsten Gegenstände.

Wenn sich von den Gegenständen und Veränderungen, die durch Auge und Ohr die Seele ergözen, und

*) Zückert von den Leidenschaften. Die Perser lieben die Arten von Wein am meisten, die am geschwindesten berauschen. *Chardin*.

***) *Robertson Hist. of America I. 398. sqq.*

und die deswegen schön heißen, weiter nichts sagen ließe, als daß sie ergözen; wenn nicht etwas, ihnen allen gemeinschaftliches und von andern angenehmen Eindrücken sie unterscheidendes bey ihnen sich fände: so würde keiner weitem Untersuchung der besondern Gründe, aus denen Neigungen und Abneigungen entstehen, hierbey gedacht werden dürfen.

Und so scheint es denn auch einigen in der That zu seyn. Sie halten es für unmöglich, einen allgemein ausreichenden Begriff von der Schönheit anzugeben, und einen Grund ausfindig zu machen, aus dem allemal das vorzügliche Wohlgefallen an dem, was schön genannt wird, entspringe. Sie glauben, daß dasselbe theils von gewissen nicht weiter erklärbaren Grundgesetzen der Empfindung, theils von der bey jedwedem Menschen, noch mehr bey jedwedem Volke, anders beschaffenen Ideen-association herrühre. Daher die so unzähligen, so unerklärlichen Unterschiede in den Begriffen von Schönheit und den davon abhängigen Neigungen.

Man muß hiebey zuörderst einen Unterschied machen, zwischen den einfachen und zusammengesetzten Gegenständen dieser Arten von Empfindung. So wie bey einzelnen Farben oder Tönen sich das, was in der eigentlichsten voltesten Bedeutung Schönheit genannt wird, noch nicht findet: also wird auch die Untersuchung der Ursachen, warum eine Farbe doch schon vor der andern, ein Ton vor dem andern gefällt, nicht viel weiter führen, als auf ein eigenes Naturgesetz und auf Ideen-association.

Von den Farben kann man sagen, daß einige dem Auge zu viel Licht auf einmal zuschicken, blenden, zu

stark angreifen; andere dies angenehme Element ihm zu sehr entziehen, nichts zu sehen geben; einige hingegen Licht und Schatten so gemischt enthalten, daß sie weder zu starke, noch zu schwache Eindrücke verursachen. Und dies fiel denn wohl in den allgemeinen Satz ein, daß das angenehme Gefühl aus der mäßigen, das unangenehme aus der zu starken oder zu schwachen Rührung entspringe; welcher Satz aber freylich eben darum, weil er so ganz allgemein ist, und den besondern Grund der Arten des Angenehmen und Unangenehmen nicht angiebt, nur wenig befriediget. Und das ist auch hier noch immer der Mangel jener Hypothese von dem Triebe nach Erkenntniß, als dem Grundtrieb. Denn wenn gleich der Umstand, daß man nichts, oder nichts deutlich gewahr wird, bey zu vielem, wie bey zu wenigem Lichte, anpaßt: so ist doch dieser Grund viel zu einfach für die Manchfaltigkeit und Verschiedenheit der Gemüthsbewegungen, die durchs Auge verursacht werden, schon bey den einfachen Gegenständen.

Wenigstens muß man die Ideenassociation mit dazu nehmen. Die Farben afficiren anders, als sie an sich nicht thun würden, wegen der übrigen Eigenschaften der Dinge, an denen man sie am häufigsten, oder doch bey sonst starken Eindrücken wahrgenommen hat. Manchmal ist dies so offenbar, daß es ein Mensch von sich selbst bemerkt, ausdrücklich anzeigt, wie er eine Farbe nicht wohl dulden könne, weil sie ihn an eine verhaßte Person und Begebenheit erinnere; oder in andern Fällen an Dinge, die wir um ihres Geruchs oder anderer Eigenschaften willen nicht lieben. Im einzelnen Fall aber kann es sehr schwer auszumachen seyn, wie vieles davon,

davon, oder von jenem erstern Grunde, herkomme. Die grüne Farbe wirkt mit mittlerer Stärke; aber sie ist auch die Farbe des Frühlings und der so vielerley Vergnügen schaffenden Gewächse. Eben so kann die schon durch ihre Milde angenehme Farbe der Rose, durch die übrigen Vorzüge dieser Blume, an Form und Geruch, der Imagination noch reizender werden; das blässere Blau, als Farbe des Himmels; das Weiße, als Zeichen der Reinlichkeit. Das Schwarze ist gewiß für manche Menschen durch Ideenassociation eine schöne Farbe; ohne Ideenassociation scheint sie die unangenehmste zu seyn, am geschicktesten Kindern Furcht einzujagen *).

Eben dergleichen Bemerkungen lassen sich in Ansehung der Töne machen. So wie man Gläser zerschreyen kann; so ist kein Zweifel, daß nicht einige Töne die Gehörnerven zu stark angreifen, und wie man auch sagt, dem Ohre wehe thun **). — Aber der Ton der Nachtigall, und der Schall der Trompeten, haben jeder sein eignes Angenehmes, was dabey noch ganz unerklärt bleibt. Mit dem zureichendsten Grunde kann vieles wieder auf
die

*) Man will auch bemerkt haben, daß sie Blindgeborenen, denen eben erst das Gesicht gegeben worden war, gleich bey dem ersten Ansehn unangenehm gewesen. *S. Burke's Enquiry into the Origin of our ideas of beautiful, part. 4. Sect. XV.* Die Negern sollen bey fröhlichen Veranlassungen weiße Thiere opfern, bey traurigen schwarze; und sind doch selbst schwarz? — *Oldendorps Geschichte der Mission, S. 329.* Die einzelnen von diesem Geschichtschreiber bengebrachtene Facta stimmen doch aber mit diesem Hauptsatz nicht alle überein.

***) *Haller Prim. lin. physiolog. §. 495. sqq.*

die Ideenassociation gegeben werden. Ton und Stimmänderung gehören zu den vornehmsten Wirkungen und Merkmalen der Leidenschaften, der angenehmen und unangenehmen Gemüthsbewegungen. Zorn und Liebe und lachender Muth sind ganz allein dadurch so leicht und völlig erkennbar, daß es leicht zu begreifen ist, warum verschiedene musicalische Instrumente, Trommel und Flöte und Trompete, und ihre verschiedenen Töne so unterschiedene Gemüthsbewegungen so allgemein bewirken können. Aber man hat sich bey diesen einfachen Eindrücken auch in Acht zu nehmen, daß man sie nicht für einfacher halte, als sie wirklich sind. Jedweder Klang besteht aus einer Menge schnell auf einander folgender Schläge. Und in den Zeiträumen, in welchen diese auf einander folgen, desgleichen in dem Verhältnisse der mit einander sich vermischenden Töne, haben einige die Unterschiede reiner und unreiner Töne, und den im folgenden gleich näher anzugebenden Grund des Wohlgefallens an den erstern, und Mißfallens an den letztern gefunden *).

§. 45.

Vom allgemeinen Wesen der Schönheit bey zusammengesetzten Gegenständen, der Einheit in der Mannfaltigkeit oder Regelmäßigkeit.

Ben der so großen Menge und Verschiedenheit der von Menschen für schön gehaltenen Dinge, und zwar derjenigen, die am meisten dafür gelten, der zusammengesetzten, scheint doch etwas durchgängig sich zu finden,
und

*) S. Sulzers Theorie der schön. K. und Wiss. Art. Klang.

und daher zum allgemeinen Wesen der Schönheit, und zwar nicht nur der sinnlichen, sondern auch der idealen, intellectualen und moralischen Schönheit angenommen werden zu müssen; wenn es gleich in diesen einzelnen Arten besondere Bestimmungen bekömmt, und in einzelnen Fällen nicht immer den einzigen, oder auch nur den vornehmsten Grund des ganzen Wohlgefallens ausmacht; nämlich die Regelmäßigkeit, oder, wie es einige lieber nennen, die Uebereinstimmung oder Einheit in oder bey der Mannigfaltigkeit. Der erste Ausdruck ist gemeiner, und wird daher leichter verstanden; der letztere dringt etwas tiefer ein, und paßt vielleicht auch mehr auf den ganzen Umfang des Begriffs.

Man versteht aber unter der Einheit in dem Mannigfaltigen bald Einartigkeit oder Aehnlichkeit; wie z. B. in den Theilen einer Musik, wo, unter allen Veränderungen der Ausführung, Einheit des Hauptsatzes bleiben muß. Bald versteht man darunter Gleichheit, oder doch Proportion in der Größe und dem Abstände der Theile; wie z. E. bey den regelmäßigen Figuren, in den Werken der Baukunst, in den Buchstaben der Schrift. Oft sind beyde Arten von Einheit im Mannigfaltigen, Aehnlichkeit und Gleichheit oder Proportionen, beyammen. So z. B. in den Blättern einer Blume oder eines Baums, den Bäumen einer Allee oder eines Waldes; in einer in Absicht auf Schönheit bestmöglichst geordneten Armee oder Bibliothek. So in den Werken der Dichtkunst, vermöge des ganzen Baues der Verse, und besonders der Endsyllen, wenn es Reime sind; dann der Character, Handlung, u. s. w.; so in der Tanzkunst und in der Musik auf mannigfaltige Weise.

Wenn

Wenn diese Begriffe auf die schon mehr idealische Schönheit des guten Anstandes angewendet werden: so hat man darunter die Einartigkeit und Ebenmäßigkeit, oder kurz, die Uebereinstimmung der mancherley innerlichen und äußerlichen, nothwendigen und willkührlichen Bestimmungen, des Alters, Amtes u. s. w. und des Ganges, der Kleidung, u. s. w. zu verstehn. Wenn in den wissenschaftlichen Werken Schönheit anerkannt, und durch die Einheit im Manchfaltigen erklärt wird: so meynt man die Einheit der Ideen bey der mehrmaligen Anwendung eines Wortes, die Einheit der Grundideen und Theilungsgründe bey der Anordnung und Verbindung der mehrern Begriffe und Lehrstücke, die Einheit des Mittelbegriffes in Schlüssen, und die Einheit der Grundsätze im ganzen System. Und die Tugend endlich soll, nach diesem Grundbegriffe von der Schönheit, darum nicht bloß gut und nützlich, sondern auch schön seyn; weil bey allen ihren Aeußerungen ein und dieselbe letzte Absicht sich offenbaret, und gerade diejenige, bey welcher allein alle Naturtriebe am meisten übereinstimmen.

Und in Ansehung dieses Begriffes von der Schönheit lästet sich zweyerley doch gewiß nicht leugnen. Einmal, daß bey allen Dingen, die am übereinstimmendsten für schön gehalten werden, die Schönheit vermindert werden würde; wenn entweder die Einheit, oder die Manchfaltigkeit ganz weggenommen würde. Sodann auch, daß Einheit in der Manchfaltigkeit, an sich betrachtet, allemal Wohlgefallen erwecke, und angenehmer sey als das Gegentheil.

Jenes lehret die Untersuchung aller vorher namhaft gemachter Beyspiele, und aller ähnlichen Fälle. Dieses lehret

lehret die Erfahrung in Ansehung aller Gattungen von Menschen.

Diese Regelmäßigkeit liebt der Wilde, und zieht sie, unter übrigens gleichen Umständen, dem Gegentheile vor. Er bringt sie in seiner Musik, seinen Tänzen, in dem seinen Fähigkeiten entsprechenden Maaße an *); und selbst bey den sonderbaren Einschnitten, womit er seinen Leib zu zieren glaubt. Kinder geben sehr früh und beständig ihr Wohlgefallen an regelmäßigen Tönen und Verbindungen, an Reimen, an einförmig abwechselnden Bewegungen u. s. w. zu erkennen.

Daß nicht alles, was diese Einheit bey der Mannfaltigkeit in irgend einem Grade an sich hat, schlechthin, oder in jedweder Rücksicht, gefällt; daß die Größe des Vergnügens der Größe der Uebereinstimmung nicht durchaus gleich ist; dies hebt den Hauptsatz nicht auf. Denn erstlich wurde nicht behauptet, daß die Einheit im Mannfaltigen das ganze Wesen jedweder Art von Schönheit ausmache. Es kömmt ohne Zweifel auf die Beschaffenheit der einfachen Eindrücke, und deren Verhältniß zu den bekannten und unbekanntem Grundgesetzen der Empfindung und des Willens auch an. Die einzelnen Töne, die einzelnen Farben, und so Ideen, Sätze, Handlungen, haben schon ihre Reize, die eine vor der andern;
und

*) Wenn auch wenig Harmonie und Melodie in der Musik der Wilden sich findet: so ist doch Tact und Cadence darinne. Und diejenigen, die uns berichten, daß Europäische Opernmusik wenig Glück unter ihnen machen würde, sagen doch auch, daß unsere militärische Musik Wunder wirken könnte. S. Histoire de Loango, p. 113.

und können daher nicht, bey gleich viel Einheit und Manchfaltigkeit, eine gleiche Wirkung thun. Sodann halten ja oft die mehrern Triebe einander zurück; die Idee des Schädlichen oder nur des Bessern, das man haben könnte, kann einer Sache schon gar viel von ihrem Reize benehmen. Und endlich lehrt die genauere Untersuchung, daß die Einheit des Manchfaltigen bisweilen nur darum nicht gefällt, weil sie noch zu wenig da ist, so wie in andern Fällen das Vergnügen mehr Manchfaltigkeit erforderte.

Wenn man z. B. zufolge dieser Bemerkungen untersucht, warum uns eine, dem Vorsatze genau angemessene, anhaltend übereinstimmende Unternehmung einer Räuberbande, der Einheit des Manchfaltigen, die sich dabey findet, ungeachtet, nicht gefällt; oder doch lange so sehr nicht, als eine ganz einfache Handlung eines Menschen, z. E. der ein armes Kind aus dem Wasser errettet: so ist die Antwort, daß wir nicht vom bloßen Sehn und Denken leben; an den feinem sinnlichen und idealen Vergnügungen nicht genug haben zu unserm Daseyn und Wohlfeyn. Eine Unternehmung also, die den andern angenehmen Empfindungen, die dem Leben und den Erhaltungsmitteln den Untergang droht, kann uns nicht sehr ergößen; um der Selbstliebe willen nicht, wenn sie uns betrifft, um der Sympathie willen, wenn andere. Immer bleibt jedoch dieses an einer solchen, um des Endzwecks und Ausgangs willen verhaßten Reihe von Handlungen, Schönheit, daß Einheit dabey sich findet. Daß dieses allgemeine Wesen der Schönheit hierbey nicht ganz seine Kraft verliere; beweiset genugsam das Vergnügen, so viele, nicht bösertige Menschen, just an solchen
Ge.

Geschichten unerlaubter Unternehmungen finden. Sie verabscheuen die That, aber der Gang der Begebenheiten ergötzt sie; und er würde ihnen weniger gefallen, wenn weniger Uebereinstimmung der Handlungen mit den Absichten da wäre. Aber ganz kann das Laster eben darum auch nicht gefallen, weil es keine vollständige Uebereinstimmung hat und geben kann, in das System der nothwendigen Zwecke und Wahrheiten nie ganz einpaßt. Eben so gefällt die Einfachheit eines Raisonnements oder eines Lehrgebäudes auch nicht mehr; wenn sie größere Vollkommenheiten vertreibt, Vollständigkeit der Einsichten, oder ächte dauerhafte Ueberzeugung.

§. 46.

Warum die Regelmäßigkeit oder Einheit in der Mannfaltigkeit gefällt, ohne den Einfluß associirter Ideen?

Die bisherigen Grundsätze werden genauere Bestimmung und Bestätigung erhalten, durch die Untersuchung, warum die Einheit bey der Mannfaltigkeit, in sinnlichen Gegenständen, und überhaupt, gefällt. Es lassen sich mehrere Ursachen mit Gewißheit angeben, ob sie gleich nicht allemal zusammen wirken.

1) Gleichwie die Mannfaltigkeit macht, daß der an sich angenehmen Eindrücke mehr werden, die Rührung stärker wird: also macht die Einheit, die dabey ist, daß das Mannfaltige zusammen empfindbarer und gedenkbarer wird. Das letztere hat wenig Schwierigkeit. Es ist bekannt und begreiflich, daß wir uns leichter die Vorstellung von einem Ganzen machen können, wenn es aus ähnlichen und regelmäßig geordne-

ten Theilen besteht, stätig und gleichmäßig seine Veränderungen auf einander folgen, als beym Gegentheile. Und der Erkenntnistrieb, das Wohlgefallen an vollständigen und deutlichen Vorstellungen, wird also mit Recht zu den Gründen, aus denen das Wohlgefallen an der Regelmäßigkeit, und folglich an der Schönheit entspringt, gezählt werden dürfen. Was aber die Empfindung anbelangt; so ist man freylich in die Natur derselben noch nicht so weit eingedrungen, daß sich die Gründe des Angenehmen und Unangenehmen aus dem Verhältniß der Eindrücke zu der Beschaffenheit der Organen deutlich und genau angeben ließen. Unterdessen scheint doch als ein Grundsatz angenommen werden zu können, daß Eindrücke unangenehm seyn müssen, wenn sie dem Bestreben der Kräfte des Organs entgegen sind, das ihnen entweder ursprünglich natürlich, oder durch einen andern gleichzeitigen oder vorhergehenden Eindruck bereits hervorgebracht, und noch fortdauernd ist. Dem zufolge müßten also mehrere gleichzeitige oder unmittelbar aufeinander folgende Eindrücke durch Gleichförmigkeit und allmähliche Abänderung zusammen angenehm; durch gänzliche oder sehr große Unähnlichkeit oder plötzlich starke Abänderungen hingegen unangenehm werden. Wenn man z. B. — um die Sache nur unter bekannten Vorstellungen deutlicher zu machen, und nach einer, wenn nicht erwiesenen, doch auch nicht widerlegten Hypothese — annähme, daß die Empfindungen durch gewisse Bewegungen in den Organen, seyen es Bewegungen der kleinsten Nervenfasern, oder der noch einfachern Elemente und Grundkräfte, erzeugt würden; so würde der Grundsatz also heißen: Wenn zu Bewegungen von verschiedener Richtung oder

Ge.

Geschwindigkeit zu gleicher Zeit, oder unmittelbar auf einander, die Werkzeuge der Empfindungen gereizt werden: so entsteht ein unangenehmes Gefühl. Nämlich was die gleichzeitigen Eindrücke anbelangt: so wird in der Physiologie für ausgemacht angenommen, daß die Empfindungswerkzeuge, die Nerven und ihre Anfänge im Gehirn, nicht nur wie alles in der Welt, sondern vielmehr noch in Gemeinschaft mit einander stehen; dergestalt, daß die Veränderung in einem Theil des Nervensystems eine ähnliche, wenn gleich schwächere, in mehreren andern Theilen nach sich zieht. Daraus ist begreiflich, wie gleichzeitige Eindrücke von sehr verschiedener Art, in einem und demselben Theile der zur Empfindung dienenden Organisation entgegen gesetzte Reize bewirken können. Diese Vermuthungen erhalten noch eine besondere Bestätigung, und bey einigen fast den Anschein der Gewißheit daher, daß man in dem Werkzeuge des Gehörs einige Aehnlichkeit mit einem musicalischen Instrumente, das aus längern und kürzern Saiten besteht, wahrgenommen hat; daß man also scheint annehmen zu können, daß in den Nerven in eben dem Verhältnisse die Eindrücke einander erwecken, wie die Töne in den Saiten *).

D 2

Unter.

*) In fibris nerveis homotonas otiri vibrationes, uti tremores sympathici chordarum se mutuo excitant. *Haller Elem. phys. L. XV. Sect. III. §. 15.* Und in *dest Prim. lin. p. 495.* Elegans conjectura est, cum lamina spiralis verum triangulum sit, cui peracutus in vertice angulus est, innumeros in ea lamina cogitari posse chordas, continuo breviores, quae adeo ad sonos varie acutos & graves harmonice consonent. *Vergl. Mendelssohns Philos. Schriften, I. S. 156. sqq.*

Unterdessen erklären alle diese Muthmaßungen, wenn man sie auch gelten läſſet, immer nur, warum die Nerven bey solchen Eindrücken ſo afficirt werden, nicht, warum der Seele gerade eine ſolche Empfindung zu Theil wird *).

2) Ein anderer Grund des Wohlgefallens der Regelmäßigkeit und Einheit bey der Manchfaltigkeit iſt, daß der Seele Anlaß zu mehrerer Beſchäftigung, zur Vergleichung nämlich, und Bemerkung der Aehnlichkeit und Gleichheit, dabey entſteht. Man könnte vielleicht einwenden, daß, wo nicht Aehnlichkeit und Gleichheit iſt, die Seele Verhältniſſe der Verſchiedenheit zu bemerken, und alſo eben ſo viele Beſchäftigung finde. Allein es iſt nicht genug, daß Gegenſtände Beſchäftigung geben können; derjenige, dem ſie dadurch angenehm werden ſollen, muß dieſe Beſchäftigung dabey zu finden wiſſen, und ſie muß dem Zuſtande ſeiner Kräfte angemessen ſeyn. So gewiß es nun auch iſt, daß manche Aehnlichkeit ſchwerer zu finden iſt, als manche Verſchiedenheit; und daß einige Menſchen an Auffuchung der Verſchiedenheiten eben ſowohl Vergnügen haben können, als andere an Vergleichen: ſo iſt hingegen auch un-
leugbar, daß letzteres, das Bemerken der Einerleiheit, überhaupt leichter, und dem Menſchen natürlicher iſt.

Dies

*) Daher ſchreibt Haller ſelbſt an einem andern Orte: *Cur colores iridis nobis pulchri videantur, cur sonorum certae ſucceſſiones gratae ſint, cur roſae potius quam urticae odor, cur vini magis ſapor placeat, quam ſicerae; de eo quidem non definiat. Element. phyſ. L. XVII. Sect. II. §. 2.*

Dies lehrt nicht nur die Erfahrung *): sondern es folgt auch aus der Natur der Sache. Aehnliche Ideen erwecken einander von selbst, und geben dadurch Anlaß zu ihrer Vergleichung. Verschiedene Ideen aber stellen sich nicht so von selbst zu einander, sondern nur durch Vorsätze oder vorhergegangene Uebungen. Aehnlichkeit unter mehreren Dingen zu bemerken, braucht man nur die eine, aus dem Aehnlichen der mehreren Eindrücke von selbst sich hervorhebende und aufklärende Idee.

§. 47.

Reize der Regelmäßigkeit und Schönheit, die aus absociirten Ideen entspringen.

Die bisherigen Gründe enthalten die eigenthümlichsten und unmittelbarsten Reize der Schönheit. Aber freylich nicht die mächtigsten in den allermeisten Fällen; geschweige denn die einzigen. Die verknüpften, erweckbaren Nebenideen, die überall, auch schon bey einzelnen Farben und Tönen, mitwirken, kommen hier vorzüglich in Betrachtung, und zwar

1) die Idee des Nutzens. Für die allermeisten, allergewöhnlichsten Absichten, ist die Regelmäßigkeit vortheilhaft; eben die Regelmäßigkeit, die mit unter den Begriff der Einheit in dem Manchfaltigen gehört. Von der regelmäßigen Figur hängt bald die Beweglichkeit,

D 3

bald

*) Man wird von Kindern und allen denen, die sich der natürlichen Ideenknüpfung überlassen, viel häufiger ein niges Nachdenken verrathende Bemerkungen der Aehnlichkeit, als der Verschiedenheit hören.

bald die Standfestigkeit eines Körpers; von der regelmäßigen Eintheilung die beste Benützung des Raumes und der Zeit, oder die schnellste und ungehindertste Zusammenwirkung ab. Auch dies kann schon seine Beziehung auf den Nutzen mit haben, wenn die Regelmäßigkeit darum gefällt, weil sie die Vorstellung von dem Zusammenhange und übrigen Verhältnissen des Manchfaltigen erleichtert; und also eher in den Stand setzt, sich in die Dinge zu finden, und schon durch Schlüsse vor Irrthum sich zu bewahren *).

2) Es ist auch wohl möglich, daß die Idee von verständigen Kräften, die mit dem Anblick regelmäßiger Einrichtungen sich natürlich verknüpft, eine von den Ursachen des Wohlgefallens an denselben wird.

3) Hauptsächlich aber entstehen durch die Ähnlichkeit, oder eine dem Ideensystem eingeprägte Verknüpfung mit andern Dingen, die um eben dieser, oder um anderer gröberer, oder auch noch feinerer Reize willen, angenehm sind, die fremden, aber davon so schwer zu trennenden, oder nur zu unterscheidenden Reize der Dinge, die durch das Auge oder Ohr der Seele sich bemächtigen. Hier ist es vergebens, an vollständige Ausföhrung zu gedenken. Wer zur Untersuchung aufgelegt ist, wird auch bald durch eigene Beobachtungen auf Entdeckungen geführt werden. Schon bey bloßen Linien und halben Umrissen kann eine lebhaftere Imagination erstaunliche

*) Hogarth, Analysis of Beauty cap. 3. will behaupten, daß bloß wegen der Idee der Nützlichkeit die Regelmäßigkeit gefalle,

che Wirkungen hervorbringen. Wer zählt alle die Reize, die sie in den Schall etlicher Worte bisweilen hineinzaubert? Wenn dann nur erst der ganze Mensch da steht; und jede, auf diesen allerwichtigsten der sinnlichen Gegenstände zielende Leidenschaft angeregt wird!

Daß Regelmäßigkeit bey der menschlichen Gesichtsbildung und ganzen Gestalt gar nicht Schönheit sey; nicht von denjenigen, die den natürlichen sinnlichen Eindruck von der Wirkung der angewöhnten und sonst nebenher entstehenden Ideen zu unterscheiden wissen, dafür gehalten werden müsse: dies läßt sich nicht mit hinlänglichen Gründen behaupten *). Wenn übrigens alles gleich ist; wird die regelmäßige Bildung gewiß das meiste Wohlgefallen erwecken. Dies zu behaupten, hat man in der Erfahrung Beweise genug. Hingegen ist auch eben so gewiß, daß in den meisten, oder wohl in allen Fällen, der angenehme Eindruck, den ein Gesicht auf einen Menschen macht, noch von andern Gründen, und von diesen oft weit mehr, als von der Regelmäßigkeit herühre. Die vornehmsten derselben sind die Vorstellungen von den Gemüthseigenschaften und Zuständen, die doch gewöhnlich alle Menschen gleich aus dem ersten Anblick einigermaßen zu schließen gewohnt sind; die Vorstellungen von Gefühlen und Neigungen, die mit den unsrigen übereinstimmen. Sodann die Vorstellungen von Verstandeskraften und Einsichten; auf welche die so gewöhnlichen Namen eines einfältigen und verständigen Gesichts sich beziehen. Zu diesen bis zu einem gewissen

*) Dahin treibt doch seine Behauptung Burke in dem oben angeführten Enquiry.

Grade natürlich-nothwendigen Schlüssen und Ideenabso-
 ciationen, kommen oft noch diejenigen, die auf eines
 jedweden besondere Erfahrungen oder Meinungen
 sich gründen. Die auf solche Weise entstehenden Vor-
 stellungen erwecken die mit ihnen verknüpften Gefühle;
 mächtige, bey empfindsamen Gemüthern die sinnlichen
 Eindrücke leicht überwältigende Gefühle. Noch mehrere
 angenehme Eindrücke kann ein Gegenstand vermöge der
 Sympathie hervorbringen, in denen, die zu ähnlichen
 Empfindungen und Strebungen gestimmt sind. Und
 was einige von Ausdünstungen und elektrischen Wir-
 kungssphären liebreizender Personen, vom Einathmen
 der Liebe und andern mechanischen Wirkungsarten, vor-
 geben; scheint auf nicht ganz verwerflichen Gründen zu
 beruhen *).

§. 48.

Von den Ursachen des Unterschiedes bey dem Wohlgefallen an
 sinnlicher Schönheit.

Je manchsaltiger und veränderlicher die Gründe
 einer Neigung sind; desto begreiflicher ist es, wenn die
 Menschen dabey einander sehr unähnlich sind. So ist es
 in Ansehung des Wohlgefallens an den Dingen, die
 durch Auge und Ohr reizen, und der daher entstehenden
 Begriffe von der Schönheit.

1) Schon in der Organisation, wie solche ent-
 weder von Natur, oder durch Uebung geworden ist, muß
 oft

*) S. Scienze metafisiche dell. abbate *Antonio Genovesi*,
 p 372. sqq.

oft der Grund davon gesucht werden. Auf's Ohr des geübten Tonkünstlers macht empfindlichen Eindruck, was dem ungeübten Hörer nicht im geringsten merklich ist. Eben so auf's Auge des Malers oder geübten Kunstrichters. Empörende Mistöne und entzückender Wohlklang, sprechende Züge, und die ganze Täuschung aufhebende Fehlstriche, wird auf diese Weise einer gewahr, der andere nicht. Warum sollte man nicht annehmen dürfen, daß solche Unterschiede der Organisation auch ursprünglich da seyn und machen können, daß der eine gleichgültig bleibt, wo der andere Lustgefühl, und der dritte beynahe Schmerz empfindet? warum nicht annehmen dürfen, daß nach dem Grade der Empfindlichkeit das Wohlgefallen an stärkern oder schwächern Eindrücken sich richte; und daß darum der Bauer und der Wilde laut tönende, rauschende Musik lieben, weil sie nicht so empfindliche und schwache Nerven haben, sondern nur so eben recht sich dabey ange-regt fühlen und aufleben?

2) Der Antheil, den die Verstandeskkräfte dabey nehmen, zieht gleichfalls Veränderungen in der Neigung nach sich. Wer, vermöge ursprünglicher Anlage oder erworbener Ideen, Eindrücke geschwinder faßt, unter sich vergleicht und ordnet; dem kann leicht zu viel Einheit, zu wenig Mannfaltigkeit da seyn; wo doch vielleicht ein anderer sich nicht aus der Verwirrung heraus finden, und Zusammenhang und Einheit entdecken kann. Ein Bachisches Concert, Begeisterung für den Kenner, ist Chaos für den Bauer. Einem Kinde wird der Anblick des prächtigsten Gebäudes so viel Vergnügen nicht geben, als einige Spielmarken parallel gelegt, oder eine einzige Blume. Es hat nicht das Vermögen, die Theile

des erstern mit unterscheidendem Bewußtseyn zu bemerken; geschweige denn ihre Verbindung zu einem Ganzen sich zu denken.

3) Die Absicht auf den Nutzen hat mehrere Besonderheiten in den Dingen, die fürs Auge und Ohr Schönheit haben sollen, hervorgebracht, als man nicht immer vermuthet. So hat man in dem, was mit ihrem Körper die Wilden vornehmen, zu vieles auf ihren sonderbaren Geschmack gegeben, und für Verzierungen angesehen, was ursprünglich wenigstens andere Absichten hatte, zum Theil noch immer hat. Um sich ein fürchterliches Ansehen vor dem Feinde zu geben, bemahlen sie sich nicht nur, sondern machen sich auch zu diesem Ende allerhand Einschnitte ins Gesicht, und bestecken es sich mit allerhand Dingen *). — Die Schnurbärte der
Sol.

*) Ausdrücklich bemerkt dieses von den Negern in Loango der Verf. der *Hist. de Loango*. Plusieurs, pour se donner un air terrible, & par une sottise ostentation de fermeté & de courage, se font faire des incisions au visage, sur les epaules & sur les bras. Auch beneiden sie denjenigen deswegen, der von den Blattern stark gezeichnet worden ist. Chacun porte envie à celui, que la petite Verole a le plus maltraité. — Das Beyspiel soll auch Europäer zur Nachahmung gebracht haben, die lange unter den Wilden lebten. Und mehr als bloße Bequemung muß das scheinen, was von einem Französischen Officier, der unter den Wilden in Louisiana einheimisch wurde, erzählt wird. Outre une image de la vierge avec l'enfant Jesus, une grande croix sur l'estomac, avec les paroles miraculeuses, qui apparurent à Constantin, & une infinité de figures dans le gout sauvage; il avait un serpent qui lui faisait le tour du corps, dont la langue pointue & prete

Soldaten und Kutscher hatten ehemals diese Absicht. — Vor den in unbebauten, waldigten, sumpfigen Ländern so beschwerlichen Insecten sich zu bewahren, ist es ganz natürlich, daß sie sich mit einer künstlichen Haut, von Fett und Farben, deren Geruch auch bisweilen diesen Thieren zuwider ist, ihre Blöße bedecken *). Die Gewohnheit, sich die Haare abzuschneiden, entstand wahrscheinlich aus der Sorgfalt für die Reinigkeit; oder auch aus der Absicht, vom Feinde im Kampf nicht durch die langen Haare zu Boden gerissen werden zu können **).

Und so können, wer weiß wie viele, Gewohnheiten, den Nutzen ursprünglich zur Absicht gehabt haben; aber durch die Nachahmung und Begierde, sich auszuzeichnen, immer weiter ins Sonderbare hineingetrieben, und zuletzt ganz zweckwidrig, oder doch zwecklos geworden seyn †).

4) Daß

prete à se darder venoit aboutir sur une extrémité, que vous devinerés, si vous pouvés. Vermuthlich zum Beweis seiner Verachtung gegen die alte Schlange. *S. Voyages au Nord V. 15.* Gelehrte Freunde haben mir bezeugt, daß selbst in Europa die Beyspiele solcher Einfälle nicht ganz selten seyn.

*) *Robertson Hist. of America Vol. I. p. 371.* setzt noch die Absicht hinzu, sich vor der gar zu starken, entkräftenden Ausdünstung bey der Hitze, und der unangenehmen Empfindung der Nässe in der Regenzeit, zu bewahren.

***) *Plutarch. Theseus Cap. 5. Forster's Voyage round the World I. 475.*

†) Bey den Giagbern, einem äußerst wilden Volke in Africa, sollen die Weiber sich vier Vorderzähne, zwey oben und zwey unten, ausbrechen müssen, um ihren Männern zu gefallen. *Geschichte von Loango, S. 296.* Sind sie vielleicht mit diesen Waffen einmal zu gefährlich gewesen?

4) Daß viele und große Verschiedenheiten des Geschmacks aus der Ideenassociation, die auf Aehnlichkeit oder sonstige Verknüpfung sich gründet, entspringen, lehret die Erfahrung, und ist zum Theil schon oben (§. 10.) ausgeführt worden. Nur einiges noch zu merken: so ist dies der Grund, warum die natürliche Beschaffenheit der Dinge in jedwedem Lande den Einwohnern gewöhnlich am meisten gefällt. Einmal schreiben sich die ersten Eindrücke, die insgemein die lebhaftesten sind, davon her, und überhaupt alle bisher wirklich empfundene Vergnügungen. Sodann leidet auch die Eigenliebe darunter, wenn man dem Fremden den Vorzug vor sich und den Seinigen einräumen soll. Kein Wunder also, wenn dem Neger sein schwarzes glänzendes Gesicht und aufgeschwollener Mund schöner dünken, als die europäische Bildung und Farbe; und Kalmücken das Gesicht für das schönste halten, welches die ihnen eigene Bildung, platte Nase und große Ohren, im hohen Grade besitzt *). Es kommen oft noch mancherley Ursachen des Nationalhasses oder der Verachtung hinzu; um welcher willen alles, was einen von dem verhaßten oder verachteten Menschen unterscheidet, verschönert, und Aehnlichkeit mit denselben, die nicht national ist, schändet. Eine andere weit um sich greifende Wirkung der Ideenassociation in dieser Sache ist, daß an großen, oder aus irgend einem Grunde sehr geachteten oder geliebten Personen alles leicht gefällt und nachgeahmt wird, auch oft die größten Fehler. So kann ja noch immer der partikuläre,

*) Pallas Nachrichten von den Mongolischen Völkerschaften, I. 99.

läre, wenn auch noch so zufällig entstandene, Geschmack einiger Personen am Hofe, bisweilen einer einzigen, die verworfensten Moden wieder aufbringen, und die allerschicklichsten vertreiben. So ist der Zufall, daß ein angesehenener, durch große Thaten unter seinem Volke ehrwürdig gewordener Mann, einmal ein ungewöhnlich langes Gesicht hatte, vielleicht die Ursache, daß einige Wilde ihren Kindern mit vieler Mühe und vielen Schmerzen den Kopf länglicht zu drücken suchen. Es kann auch die Ursache etwas anders gewesen seyn, vielleicht Nachahmung der Form eines in Affection genommenen Thieres; vielleicht auch Vorstellung eines Nutzens. Vielen Einfluß können insbesondere auch die religiösen, und überhaupt moralischen Begriffe in die Anwendung und Wirksamkeit des Begriffs vom Schönen haben *).

Da alles so viele Seiten hat, und die Menschen so leicht auf einer Seite mit ihren Begriffen und Urtheilen stehen bleiben: so wird der Ideenassociation ihre Wirkung um so viel leichter; ein einziger Umstand, eine einzige auffallende Vergleichung, kann den Geschmack entscheiden. Weiße Zähne, sagen die Indianer, die sich die ihrigen färben, schicken sich nur für Hunde und Affen **).

5) Endlich aber kann selbst der gemeinschaftliche wahre Grundbegriff von der Schönheit, nach welcher Einheit und Mannfaltigkeit beyammen dazu erfordert wird,
sehr

*) S. die Abhandlung Ueber das Gefühl vom Schönen, im deutschen Museum 1777.

***) Joes Reisen, Th. I. S. 61.

sehr von einander abstehende Sitten veranlassen. Nach der Verschiedenheit der äußerlichen Dinge, die zum Muster oder Hülfsmittel dienen, muß die Absicht, in seinen Aufzug, seine Figur, mehrere Manchsaltigkeit zu bringen, oft auf sehr verschiedene Wege führen. Der Wilde, der wenig oder gar keine Kleider trägt, kann nicht seine Kleider zieren; er muß seinen Körper unmittelbar auszieren, behängen, bemahlen, durchnähen, Figuren ihm einstecken; wenn er den Eindruck, den seine Person machen kann, durch Manchsaltigkeit verstärken will.

Kapitel IV.

Von den Vergnügungen der Einbildungskraft.

§. 49.

Hauptgattungen dieser Classe und deren Gründe.

Alle Arten von Vergnügungen können einigermaßen in der Einbildungskraft genossen werden; und ohne sie würden alle, oder doch die meisten, von ihren Reizen sehr viel verlieren. Von ihr kommt insbesondere alles Vergnügen, das Erinnerung und Hoffnung gewähren. Hauptsächlich aber heißen Vergnügungen der Einbildungskraft diejenigen, die die Dichtungsgabe hervorbringt. Wenn nun die Geschöpfe der Einbildungskraft eben die Beschaffenheiten an sich haben, die bey der wirklichen Gegenwart und Empfindung angenehm sind: so ist keine weitere Untersuchung nöthig, warum sie es auch hier seyn. Sie können es bisweilen weniger seyn, wenn Sehnsucht
nach

nach lebhafterer Empfindung, nach völligem Genusse entsteht. Es kann aber auch das Vergnügen des idealen Genusses größer seyn, als die Lust der wirklichen Empfindung; indem die Imagination, ein Koch, sagt der Landpriester von Wackefeld, der sich vollkommen nach eines jeden Geschmack zu richten weiß, alles Unangenehme der Sache wegläßt; oder die der Zeit oder dem Raume nach zerstreuten Schönheiten und Annehmlichkeiten zusammenrückt; vielleicht auch, weil die Seele hierbey mehr ihre eigene Kraft wirksam zeigt, als bey der Empfindung äußerlicher Eindrücke.

Aber wie kömmt es, daß so vieles bey der bloßen Vorstellung und Beschreibung Vergnügen schafft, was man verabscheut und flieht, wenn es einem wirklich begegnet; schreckliche Gespenster und Mordgeschichten, Erzählungen von Reisen voller Gefahren und Plagen? Mehrere Ursachen müssen zusammengenommen werden, um die Sache unter allen Umständen zu begreifen, unter denen sie sich zeigt. Erstlich afficirt die bloße Vorstellung nicht, wie wirkliche Gegenwart und Empfindung; es leidet niemand Hunger und stirbt niemand, wenn Hungersnoth und Mordthaten beschrieben werden; die Vorstellungen sind unschädlich. Da es aber doch Vorstellungen sind, die stark angreifen; so erwecken sie ein lebhafteres Gefühl unserer Kräfte, einen schnellern Umlauf des Geblüts, und können also zum Theil auf eben die Weise angenehm werden, durch die hitzige Getränke, und Bewegung gebende Zeitvertreiber es werden *).

Noch

*) Für den Körper ist die Wirkung nicht immer ganz wohlthätig.

Noch mehr aber werden sie es dadurch, daß allerhand angenehme Vorstellungen so sehr dabey gehoben und lebhafter empfunden werden. Insgemein kommen in diesen Geschichten selbst angenehme Scenen mit vor; die, wie bey den wirklichen Eräugnissen, so auch in der Erzählung, wenn sie mit rechter Theilnehmung gehört oder gelesen wird, durch den Contrast des vorhergehenden Traurigen sehr gewinnen. Oder der Ausgang ist doch erfreulich, den man schon vorher weiß, oder vermuthet. Ohne einigen erfreulichen Ausgang gefallen tragische Dichtungen den wenigsten Menschen recht. Ferner aber wird oft unser eigener Zustand, von dem wir das Bewußtseyn oder Gefühl nicht völlig verlieren, unter diesen Vorstellungen von so vielen Uebeln, von denen allen wir frey sind, uns angenehmer. Wenn bey Erzählung von anderer Glück und Freuden, Sehnsucht und Unzufriedenheit mit seinem Zustande entstehen; wenn bey der Anzeige der Vergehungen anderer, das Gewissen an eigene Fehler erinnern kann: so bleibt bey jenen tragischen Geschichten der Mensch in seinem eigenen Werth und Wohlsenn ganz ungestört, das Gefühl davon wächst vielmehr.

Ferner aber erfüllen solche tragische Geschichten auch oft den Verstand mit allerhand neuen, ungewöhnlichen, wunderbaren Vorstellungen, bey denen es etwas zu denken und zu lernen giebt *). Oft kommen auch moralische

thätig. Es giebt Personen, die bey recht fürchterlichen lebhaften Schilderungen ein kalter Schauer überläuft; von dem sie, wie von einer äußerlichen Erkältung, rauh im Halse werden.

*) S. Mendelssohns Philos. Schriften, Th. I. S. 132. f. n. Ausg.

lische Bergnügungen hinzu; das Vergnügen an den Beweisen von Heldenmuth und Standhaftigkeit unter Gefahren, am endlichen Siege der Unschuld über die Bosheit. Das Mitleiden selbst, in welches man dabey versetzt wird, hat sein Angenehmes auch von der Seite; wie an einem andern Orte schon bemerkt worden ist (S. 26.).

Wenn vollends die tragische Muse, von der Tonkunst unterstützt, auf der Bühne, unter so manchen andern Anlockungen, auftritt: ist es da Wunder, wenn schreckliche und traurige Begebenheiten zu einer der angenehmsten Unterhaltungen werden *)? Ueberhaupt darf bey diesem Artikel die Macht der Dichtkunst über die menschlichen Gemüther nicht unangemerkt bleiben. Alles abgerechnet, was die fabelhafte Geschichte des Alterthums, wer weiß unter welchen Vergrößerungen, davon sagt! darf man nur bedenken, wie viel kräftiger die Wahrheit alsdann wirkt, aber auch, wie viel gefährlicher der Irrthum wird, wenn die Dichtkunst ihre Reize herleiht; wie wenige Menschen, sonderlich in einem gewissen Alter, wenn die Tugend in simpler philosophischer Prosa aufgeführt wird, und das Laster im Dichterschmucke, stark genug

*) Verschiedene Philosophen haben zu einseitig oder ganz von der falschen Seite diese Neigung angesehen. Besonders Home in den Untersuchungen über die ersten Gründe der Sittlichkeit. Desto gründlicher ist die Erklärung seines Uebersetzers des sel. Kautenbergs, S. 30.

genug am Geiste sind, um jener ihren Beyfall zu geben *).

In gewissen Ländern soll ein Lied oft mächtiger gewirkt haben, als Armeen und Richterstühle. Der Cardinal von Rich hatte zur Zeit der Fronde seine eigene Satyrenmacher gegen den Mazarin an der Seite **). Und König Edward I, ein großer und einsichtsvoller Herr für seine Zeiten, ließ, nachdem er die Provinz Wales völlig unterjocht hatte, alle Bardes dieses Landes umbringen, weil er sie für zu mächtig hielt, Freyheitsliebe und den kriegerischen Geist immer wieder von neuem anzufachen †).

Die Einbildungskraft ist endlich auch noch die Quelle eines eigenen Bedürfnisses, das Folgen hat; nämlich des Bedürfnisses, seine lebhaftern Vorstellungen und innern Empfindungen andern mitzutheilen, oder doch irgend auszulassen. Unter andern entstehen daher die Neigungen zum Singen und zum Tanzen.

§. 50.

Ursachen der Verschiedenheit der Neigungen, in Beziehung auf die Vergnügungen der Einbildungskraft.

Auch bey dieser Classe der Vergnügungen finden sich große Verschiedenheiten der Characteres. Die vornehmsten Gründe davon sind:

1) Der

*) Voltaire selbst versichert: *Le charme de la Poësie fait pardonner toutes les erreurs, & l'esprit, pénétré de la beauté du stile, ne songe pas seulement, si on le trompe: S. les singularités de la Nature, p. 69.*

**) S. Memoires Tom. I. und II.

†) S. Hume Hist. of Engl. II. 67.

1) Der Unterschied der Neigungen gegen die Vergnügungen der äußern Sinne. Wer keine Lust hat an gröbern sinnlichen Ergötzungen, wird sich auch an den Beschreibungen davon schwerlich vergnügen können. Dem Liebhaber der Jagd, nicht dem Liebhaber der Lektüre, wacht das Herz auf, wenn von Jagden die Rede ist.

2) Der verschiedene Grad der Lebhaftigkeit der Einbildungskraft, und der innern Empfindlichkeit, oder Empfindsamkeit. Wo der eine vor Mitleiden oder Entsetzen es kaum mehr aushalten kann; da wird der andere so eben mäßig gerührt. Und hingegen hat dieser lange Weile, wo die Empfindsamkeit des erstern hinlängliche Beschäftigung findet.

3) Darinn auch, daß der eine das Wahre mehr liebt, oder andere Begriffe von der Wahrheit hat. Eine Ursache wenigstens von mehreren, warum man gemeinlich im männlichen Alter nicht mehr so viel Vergnügen an Romanen findet. Es giebt wahre Geschichte, die eben so viel Unterhaltung und mehr brauchbare Kenntnisse verschaffet.

4) Endlich in der Verschiedenheit des moralischen Geschmacks. Zu seiner Belehrung vielleicht, was es für Thorheiten unter den Menschen oder unter den Schriftstellern gebe, kann der Tugendfreund ungesittete Schriften lesen; zur Belustigung seiner Einbildungskraft gewiß nicht.

Kapitel V.

Von dem Vergnügen des Verstandes und der
Liebe zur Wahrheit.

§. 51.

Ob der Erkenntnistrieb Grundtrieb, oder woher
er entstehe?

Es ist oben (§. 39.) bemerkt worden, daß der Erkenntnistrieb von einigen für den einigen wahren und absoluten Grundtrieb gehalten wird. Andern scheint er wenigstens einer der ursprünglichen unmittelbar gegründeten Triebe zu seyn. Diese berufen sich auf die Erfahrung; und ihre Gründe sind, daß er so früh wirke; so oft, wo kein Vortheil ihn reizen kann; und so mächtig, daß er auch die mächtigsten der andern natürlichen Neigungen, die Liebe zu Bequemlichkeiten, zum Reichthum, zur Gesundheit, ja zu Freunden und zur Familie überwältige *). Wenn man aber allseitige und genaue Beobachtungen hierbey zu Rathe zieht; so wird so viel wenigstens alsbald eingeräumt werden müssen, daß andere natürliche Triebe einen sehr mächtigen Einfluß auf den Erkenntnistrieb haben, und bey manchem der angeführten Beweise die Uneigennützigkeit derselben noch sehr zweifelhaft sey. Nämlich

1) Von

*) Qui ingenuis studiis atque artibus delectantur, nonne videmus, eos nec valetudinis nec rei familiaris habere rationem. — Videmusne, ut pueri ne verberibus quidem a contemplandis rebus perquirendisque deterrantur? &c. Cicero fin. V. 18.

1) Von Jugend auf werden wir durch Vorstellungen des Nutzens zum Lernen aufgemuntert. Einen jeden lehrt es auch die Erfahrung sehr bald, daß es nicht gleichgültig sey, ob man etwas weiß oder nichts. Beweggründe des Nutzens, früh und manchfaltig associirt, sind also doch beim Bestreben nach Erkenntniß überhaupt nicht zu leugnen.

2) Daß ein Trieb, wenn er lange gepflogen und befolgt worden ist, viel weiter gehen könne, als er, den ersten Veranlassungen und Absichten nach, nicht gehen müßte, daß man endlich keiner andern Beweggründe dabei sich bewußt zu seyn, oder sie irgend zu haben braucht, als den, die gewohnte Neigung zu befriedigen; dies ist eine ausgemachte Wahrheit. Also läßt sich aus der endlichen Stärke des Triebes zu den Wissenschaften auf die Stärke seines ursprünglichen Grundes, aus der Uebermacht über andere Triebe, auf Unabhängigkeit von einem gemeinschaftlichen Grunde mit diesen, noch nicht sicher schließen.

3) Es ist auch nicht immer, genau zu reden, Trieb zur Erkenntniß, Wißbegierde, was Aufmerksamkeit auf Erzählungen, Fragen und dergleichen, sonderlich bey Kindern, veranlaßt. Lange Weile, allgemeines Verlangen nach Beschäftigung, sonderlich Lust an Bewegungen der Einbildungskraft, ist's vielmehr. Selbst diejenigen Ideen, die eigentlich den Verstand beschäftigen sollen, geben oft der Einbildungskraft und dem moralischen Gefühle Nahrung, vermöge der Gegenstände, auf die sie sich beziehen, oder der Art, wie sie behandelt werden.

4) Hauptsächlich aber erhellet der starke Einfluß der Ideen vom Nutzen, und anderer Neigungen auf den Trieb zu wissenschaftlichen Beschäftigungen dadurch, daß man leicht gewahr wird, wie sehr die Wahl der Gegenstände nach diesem adsociirten Interesse sich richtet. Wie sehr wird nicht meistens darauf gesehen, was für Beziehung auf Ehre und Einkommen oder andere äußerliche Vortheile eine Kunst oder Wissenschaft hat? Wie wenige Liebhaber finden nicht die trockenen, abstracten Wissenschaften, wenn sie gleich dem Verstande bey weitem die sicherste Nahrung geben, gegen diejenigen, die anziehend für die Einbildungskraft sind?

Alle diese Bemerkungen sollen doch nicht beweisen, daß gar kein eigenthümliches, unabhängiges Interesse bey dem Vergnügen, das mit Beschäftigungen des Verstandes verknüpft ist, gar nichts aus einer eigenen unvermengten Quelle herkomme; sondern nur, daß vieles, was der erste Anschein einige hieher zu rechnen veranlasset hat, abgerechnet werden müsse. Daß es reines, uneigennütziges, von allen andern Neigungen unabhängiges Vergnügen an Erkenntniß und deren Wachstum, an Vollständigkeit, Deutlichkeit und Gründlichkeit, dennoch gebe; läßt sich behaupten. Denn

1) scheint, vermöge der Analogie aller übrigen Gattungen von Vergnügen, die nicht aus andern abgeleitet werden können, zum allgemeinen Grundsatz angenommen werden zu dürfen, daß, wo irgend eine Kraft mächtig beschäftigt wird, so daß wir Kraft, nicht Schwäche dabey fühlen, angenehme Empfindung entstehe. Es gilt in Ansehung der Empfindungen der äußern Sinne, wenn gleich noch vieles unerklärt dabey bleibt; bey den
Ver-

Vergnügungen der Einbildungskraft macht es vieles begreiflich; und es ist aus allgemeineren Gründen sonst schon angemerkt worden. (§. 22.)

2) Finden sich doch wirklich Fälle, wo das Mißtrauen gegen Empfindung und Bewußtseyn zu weit gehen würde; wenn man den Trieb nach Erkenntniß, das Wohlgefallen am Denken, von versteckter Ideenadsociation, verborgen wirkender Begierde nach Ehre und andern Vortheilen, herleiten, und davon allein herleiten wollte. Freylich ist dies ein Argument, womit man nicht gut einem andern als sich selbst beweisen kann. Aber es ist zu vermuthen, daß mehrere den Grund dazu leicht in sich finden.

3) Läßet es sich auch unter gewissen Umständen daraus abnehmen, daß man nicht so viel Vergnügen hat, wenn man einem den Unterricht gar zu leicht macht, nicht selbst dabey etwas zu denken überläßet. Der ist der angenehmste Lehrer, der den Lehrling gerade nur so viel thun läßet, als er ohne ermüdende Anstrengung zu thun im Stande ist; die Schwierigkeiten zu fühlen giebt, aber auch Mittel findet, um sie aus dem Wege zu räumen. Freylich kann man hierbey einwenden, daß dies auch daher kommen könne, daß es angenehm ist, seiner Verstandeskräfte sich bewußt zu werden, weil es Ehre und Nutzen bringende Vollkommenheiten, und als solche einem bekannt sind. Oder auch, daß die Schwierigkeiten bey wissenschaftlichen Untersuchungen reizen können, weil sie zu einer um so viel wichtigern, um so viel mehr Ehre bringenden Entdeckung Hoffnung machen. Daß dies so seyn könne, läßt sich wohl nicht leugnen. Aber daß die Sache allzeit nur auf diesen Gründen be-

ruhe, nicht darauf auch, worauf sie zuerst gedeutet worden ist; stimmt mit der genauesten Beobachtung nicht überein. Nämlich

4) die ganze Beschaffenheit der Umstände, unter denen man Menschen den Wissenschaften sich ergeben, oder von ihnen fliehen sieht, deren äußerliches Glück ihren Neigungen den wenigsten Zwang anthut, lästet bisweilen nicht daran zweifeln, daß nicht das Denken für einige Menschen ein eben so natürliches Bedürfniß, als für andere das Springen und Laufen; daß glauben, ohne einzusehen, oder geprüft zu haben, für eine Art von Geistesern schon im kindischen Alter unausstehlicher ist, als ihren Körper unter einer schweren Last gedrückt zu fühlen; und ein Fehlschluß bey einigen das innere Gefühl eben so empfindlich angreift, als Mistöne das Ohr des Tonkünstlers; kurz, daß Trieb zum Denken und Lust an Erkenntniß, wenn gleich in sehr verschiedenen Graden der Subordination unter andern Trieben, bey den verschiedenen Köpfen, einigermaßen doch eben so ursprünglich zur Menschennatur gehören, als Lust an Essen und an Bewegung des Körpers.

S. 52.

Von der Liebe zur Wahrheit und den Gründen der
Zugendhaftigkeit.

Wahrheit und Irrthum sind Beschäftigungen für den menschlichen Verstand; beyde geben etwas zu denken. Kann man dennoch sagen, daß dem Menschen das eine von Natur angenehmer sey, als das andere? Und ist dies Wahrheit, oder Irrthum? Es giebt freylich Fälle,

wo der Mensch den Irrthum liebt; d. h. Vorstellungen, die irrig sind, liebet; wünscht, daß sie wahr seyn möchten, ungern von dem abläßt, was ihnen einiges Ansehen der Wahrheit giebt, ungern hinsieht auf das, was dieses Ansehen ihnen benimmt. Ja er kann unzufrieden seyn, einige Zeit lang, daß man ihm seinen Irrthum benommen, aus seinen Träumen ihn aufgeweckt hat; traurig wünschen, daß er fortgedauert hätte! Wiederum ist es nicht genug, etwas zu empfehlen, zu sagen, daß es Wahrheit enthalte. Man fragt gleich weiter, was es für eine Wahrheit sey; wozu es nütze, sie zu wissen? Dies alles beweiset deutlich genug, daß man nicht anders als eingeschränkt und untergeordnet die Liebe zur Wahrheit in der menschlichen Natur annehmen könne.

Dennoch kann man behaupten, daß an sich betrachtet der Irrthum den Menschen verhaßt, und die Wahrheit angenehmer sey. Denn, nach einer völlig richtigen Erklärung, ist die Wahrheit nur allein vollkommen gedenkbar. Der Irrthum hat irgend wo einen Widerspruch, der sich zwar oft lange verbirgt, aber wenn er sich entdeckt, und der Irrthum also in seiner wahren Gestalt erscheint, ein unangenehmes Gefühl mit sich führet; das Gefühl des Unvermögens, der Unmöglichkeit sich vorzustellen, was nach der Angabe der Worte man sich vorstellen sollte. Darum verlangen wir selbst in Dichtungen, die uns ergößen sollen, insgemein doch Wahrscheinlichkeit; weil sie außerdem keine angenehme Beschäftigung des Verstandes bewirken, geschweige denn die Täuschung, als ob wir wirklich alles vor uns sähen, und empfänden. Da auch unser Zustand hauptsächlich doch von dem abhängt, was wirklich ist: so erhellet,

daß auch der Trieb zur Wahrheit, der aus der erkannten Nothwendigkeit, sein Verhalten nach den richtigen Vorstellungen von den Dingen einzurichten, entsteht, von sehr großem Betrage seyn müsse.

Diese Bemerkungen können etwas beitragen zur Bestimmung, wie weit die Wahrhaftigkeit dem Menschen natürlich, und also nach den allgemeinen Begriffen mehr zu vermuthen sey, als daß einer vorsehlich eine Unwahrheit sage.

Wenn die Wahrheit überhaupt dem Menschen angenehmer ist, als der Irrthum: so wird er ohne besondere Ursache nicht vorsehlich von ihr abweichen. Es ist auch leichter, das zu sagen, was man wirklich von einer Sache denkt, als etwas erst auszuminnen, was mit einigem Schein die Stelle der Wahrheit vertreten kann. Diese Mühe, sollte man denken, wird sich keiner unnöthiger Weise geben.

Ben diesem Grunde der natürlichen Wahrheitsliebe ist dennoch sehr leicht zu begreifen, wie es kommen könne, daß ein Mensch vorsehlich Unwahrheiten sagt; wenn er nur dadurch sich oder andern einen Vortheil zu verschaffen, oder ein Uebel abzuwenden weiß.

Aber viel schwerer zu begreifen ist, wie einige Menschen bisweilen Unwahrheiten sagen können, von denen sich kein Vortheil bey der geringsten vernünftigen Ueberlegung denken läßt, die ihnen niemand glaubt, durch die sie sich nur lächerlich machen. In der That geht der Character einiger Lügner von Profession ins Paradoxe. Beispiele hieher zu setzen, würde überflüssig seyn, da sie so selten nicht sind.

Erst.

Erstlich muß man wohl zugeben, daß solche Menschen bisweilen nur durch Ungereimtheiten Lachen erwecken wollen; ohne eigentlich zu verlangen, daß man ihre Mähren für Wahrheiten annimmt. Aber dies ist nicht in den mehresten Fällen so.

Ein anderer Grund der Lügenhaftigkeit ist die Eitelkeit; die Begierde, sich ein mehreres Ansehen zu geben, durch das, was man zu wissen, oder erlebt, genossen, besessen zu haben vorgiebt; oder doch die Begierde, Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, andere mit sich zu beschäftigen. Ferner kann dieser Fehler entspringen aus dem, durch so manche sonderbare und schädliche Folgen merkwürdig werdenden, ungeordneten Wohlgefallen an seiner Kraft und deren Ueberlegenheit; hier also an dem Bewußtseyn des Vermögens, anderer Vorstellungen nach Belieben einrichten, ihnen etwas einbilden, ausreden, zweifelhaft, wahrscheinlich machen zu können. Wie bey der Lügenhaftigkeit allemal Schwäche des Verstandes seyn muß, in so fern, als einer die überwiegend schädlichen Folgen einer solchen Gemüthsart nicht einsieht: also kann ein besonderer Grund derselben auch dies noch seyn, daß, indem einer Vorstellungen, die nicht wahr sind, wie Wahrheiten behandelt, als solche andern vorträgt und scheinbarlich macht, er sich selbst, wenigstens auf einige Zeit, täuscht, und wenn es angenehme Vorstellungen, Luftschlösser seiner Phantasie, sind, unter dessen lebhafter an ihnen sich ergötzet. Und wie die Gewohnheit alles weiter bringen, und auch das Unnatürliche zur Fertigkeit machen kann: so ist begreiflich, wie es nicht nur mit der Fertigkeit, ohne vielen Vorsatz zu lügen, sondern auch mit der eigenen Täuschung und Schwächung
des

des Bewußtseyns, daß man lüge, endlich aufs äußerste kommen könne. Wer völlig im Kopfe verrückt ist, hält seine Träume für wirkliche Eräugnisse, bey aller Anstrengung seiner Vernunft. Mancher berühmte Lügner scheint von diesem Zustande nicht sehr weit abzustehn. Es giebt viele Arten und Grade der Narrheit; und viele Wege, dazu zu gelangen.

Auch lassen sich mehrere Ursachen hiebey bemerken, um welcher willen die Lügenhaftigkeit mißfällt. Nicht bloß, weil sie der Gesellschaft schädlich ist, und in den Augen vernünftiger Menschen der Lügner sich entehrt; sondern auch darum, daß er sich das Vermögen zutraut, unsern Verstand zu beherrschen, durch Mittel ihm Beyfall abzulocken, welchen nachgegeben zu haben wir uns schämen müssen.

Hingegen gehören Wahrheitsliebe, Aufrichtigkeit und Redlichkeit, wenn sie nur nicht die wesentlichsten Gesetze der Klugheit und Bescheidenheit übertreten, zu denjenigen Eigenschaften, die den allgemeinsten und herzlichsten Beyfall erhalten. Wenn man auch nicht, mit den Grundsätzen des andern zufrieden, ganz anderer Meynung ist, als er; aber davon völlig sich versichert hält, daß er es redlich meynt, und aus Wahrheitsliebe so spricht und handelt: so kann man einigen Anspruch auf Achtung und Liebe ihm nicht versagen. Ja er erhält ihn leichter, als derjenige, den wir in Verdacht haben, daß er sich, uns zu gefallen, verstelle. Der Freund der Wahrheit kann nicht Freund des Lasters seyn. Wer aufrichtig gegen uns ist, kann nicht das schlimmste von uns denken; wer sich nicht zu verbergen sucht, muß sich guter Eigenschaften bewußt seyn. Vom
Fal.

Falschen haben wir alles zu befürchten; wer einmal von der Wahrheit abgewichen ist, hat ein unendliches Feld vor sich, man weiß nicht, wann er fest steht, und wie man mit ihm daran ist. Wer der Wahrheit zugethan ist, kann uns nicht entgegen seyn, als wenn wir im Irrthum sind, oder er; und da giebt es ein Mittel, uns zu vereinigen.

§. 53.

Von den Ursachen der verschiedenen Einkleidung der Ideen, so fern sie sich in den Neigungen finden.

Wenn man nicht ohne Grund behauptet, daß sich die Gemüthsart eines Menschen durch die Art des Vortrages seiner Gedanken und seines Ausdrucks guteentheils zu erkennen gebe: so ist es nicht überflüssig, zu untersuchen, aus was für Ursachen die verschiedenen Arten der Beziehung und Einkleidung der Ideen herrühren. Von den entferntesten Ursachen ist auch bey dieser Untersuchung hier die Rede noch nicht, sondern von den nächsten. Und diese liegen zum Theil freylich in der Beschaffenheit des Verstandes. Die Bezeichnung der Ideen richtet sich nach der von den Dingen bereits erlangten Erkenntniß, und dem Grade der Kraft, sie sich vorzustellen. Ein schwacher Kopf, oder sehr unwissender Mensch, kann seinen Ideen bey der Darstellung nicht viel Ausbildung geben, und mit der Zeichnungsart nicht oft abwechseln. Der vollkommenste Verstand wählt immer das zweckmäßige. Der bloße lebhafteste Kopf läßt seine Ideen ausbrausen und ausfunkeln, wie der Umlauf seines Geblüts, der Zustand seiner Nervenkräfte, und andere Erweckungen seiner Einbildungskraft es mit sich bringen.

bringen. Aber die Neigungen thun auch vieles bey der Sache. Von mehrern Seiten, von denen sich die Dinge ins gemein vorstellen und bezeichnen lassen, wählt der eine die ernsthafteste, der andere die scherzhafteste; der eine die unanstößigste, der andere die schlüpfrigste; hauptsächlich doch durch den Trieb der Neigungen. Dem einem ist am meisten an der Wahrheit gelegen; und er sucht den passendsten, verständlichsten Ausdruck, wählt die simpelste Einkleidung. Dem andern ist's darum zu thun, Aufsehn zu machen, Bewunderung zu erregen, die Einbildungskraft zu fixeln; er dichtet und wickelt, statt zu erzählen und zu lehren. Aus Begierde, sein ganzes Gefühl dem andern auf einmal einzugießen, oder alles, was einander bestimmt und unterstützt, auf einmal zu sagen, wird der eine verworren. Aus eitler Begierde, Kraft zu zeigen, treibt ein anderer seine Vorstellungen mit aller Gewalt aus dem hellen Gesichtskreise der Vernunft in die Regionen der bilderreichen Phantasie. Der Furchtsame wählt den vorsichtigen, der Demüthige den bescheidenen, der Kühne den gefährlich starken, der Hochmüthige den pralerischen Ausdruck.

Kapitel VI.

Von den Neigungen zu den äußerlichen Gütern und dem Eigenthum derselben.

§. 54.

Wie die Neigungen zu den äußerlichen Gütern überhaupt, und besonders Liebe zum Geld und Geiz entstehen.

Von den äußerlichen Dingen reizen einige unmittelbar durch die Empfindung. Sobald nur die Seele im Stan-

Stande ist, ihre Empfindungen für Wirkungen dieser Dinge zu erkennen; strebt die Neigung auswärts, und sucht diese Dinge in ihre Gewalt zu bringen, um die angenehme Empfindung sich wieder zu geben oder erhalten zu können. Aber nicht alle, nicht die gewaltigsten der Neigungen zu dem, was außer uns ist, haben nur diesen Grund; sondern die Vorstellung des Nutzens, aus Einsicht oder Einbildung entstanden, ist bey manchen die einzige, bey mehreren die vornehmste Ursach des Werthes, den sie erlangen.

So ist's mit dem Gelde. Die feinem Metalle haben wohl Wille, durch ihren Glanz gereizet, unter ihre Spielwaaren und Zierrathen aufgenommen, oder zu Gefäßen gebraucht, wie die verfeinerten Völker auch thun. Aber der Göße des schwachen menschlichen Geistes fiengen sie erst an zu werden; als sie wegen ihrer Dauerhaftigkeit und Theilbarkeit zum allgemeinen Tauschmittel gemacht wurden; als sie das Ansehen eines Gutes bekamen, für welches man jedwedes andere Gut, jedwedes Vergnügen eintauschen kann.

Wie nun in Gesellschaft derer, unter denen diese Vorstellung eintritt, die Liebe zum Geld in jedweder Brust entstehen müsse, ist klar. Aber nicht noch, wie sie die herrschende Neigung werden könne, so wie sie es bey den Geizigen ist. Dies Laster hat Paradoxes genug, um eine genauere Entwicklung seiner Gründe nicht für überflüssig zu halten. Es lassen sich mehrere angeben.

1) Ein solches Temperament des Körpers oder des Gemüthes, bey welchem die Vorstellungen von Uebeln in größerer Anzahl und lebhafter da sind, als die Vorstellungen, die Begierden erwecken, zum Genuß reizen.

Da

Da kann die Vorstellung von bloß möglichen und entfernten Uebeln der Armuth mehr thun, als die Vorstellung des nahen Genusses.

2) Eine solche Gemüthsart, bey welcher die Ideale von Glückseligkeit immer wachsen, wie das Vermögen, sie zu erreichen, zunimmt; und immer über dieses hinausstreben. Dem zufolge wird der Genuß immer weiter hinausgesetzt, und das Project dazu verbessert. Erst sparte man nur, um sich ein Pferd anschaffen zu können; dann, als man dieses gekonnt hätte, wartete man lieber noch, bis man Kutsche und Pferde anschaffen könnte. Alsdenn aber schien ein Landgut das Mittel zum Anfang eines vergnügten Lebens zu seyn. Nun mußte aber auch — für ein anständiges Einkommen der Wittwe und die Erbtheile der Kinder gesorgt werden. Und so schien immer mehr nöthig, als da war; und die Zeit des Genusses vergieng über der Anstalt darzu.

3) Schon auf diese Weise kann die Fertigkeit erzeugt werden, am eingebildeten Genusse sich zu weiden, und den wirklichen bey Seite zu setzen. Sie kann aber auch sonst schon gegründet seyn. Zu den natürlichen Ursachen des Geizes scheint sie allemal zu gehören. Und um einzusehen, wie viel dieselbe dabey thun kann, muß man nur bedenken, wie der Geizige, so lange er sein Geld noch hat, sich alle mögliche Vergnügen vorstellen kann, die sich dadurch erlangen lassen. Wenn er es einmal ausgegeben hätte, so fielen mit einem die andern alle weg. Selbst die Wahl unter so vielen möglichen Vergnügen zu treffen, ist für manchen zu schwer; er möchte sie gern alle haben, und eben darum erlangt er keines.

4) End.

4) Endlich unterstützet auch der Trieb der Gewohnheit den Geiz. Was man aus Absicht lange gethan hat, thut man zuletzt, bloß weil man es so lange gethan hat. Und die erste Absicht wird dabey um so viel leichter vergessen, oder den Mitteln aufgeopfert; wenn diese sonst noch irgend einen Reiz, oder auch nur diesen Reiz der Gewohnheit für sich haben, je mehr die Reize jene Absicht sich verloren haben. Wenn man in den Jahren der Munterkeit nur für das Vergnügen aufsparte; so spart man im Alter, weil man des Vergnügens nicht mehr fähig ist.

Allerdings können sympathetische Gemüthsbewegungen, und Triebe des Wohlwollens, mit unter den Gründen des Geizes seyn; Liebe zu den Kindern oder andern Verwandten. Und daß die Welt bisweilen Geiz nennt, was diesen Namen gar nicht verdiente; ist eben so gewiß.

§. 55.

Von den Trieben zum Eigenthum, und der Neigung zum Stehlen.

Die Liebe zu den äußerlichen Gütern zieht frenlich die Liebe zum Eigenthum, oder zu jedwedem möglichen, ausschließenden, und auf beständig gesicherten Gebrauche nach sich. Aber nicht so nothwendig, wie jene erste Neigung, und nicht so früh, entsteht der Trieb zum Eigenthum, nach diesem vollen Begriffe unserer Rechte. Zwar dauert die Neigung zu einer Sache fort, wenn sie fortfähret, angenehm oder nützlich zu scheinen. Der Mensch ist nicht sehr geneigt, andern sich nachzusetzen, noch weniger, ihnen zu überlassen, was er mit Mühe zu Stande

gebracht hat. Und noch schwerer wird es ihm, sich von etwas zu trennen; wenn durch den bisherigen Besitz eine starke Ideenverknüpfung zwischen der Sache und seiner Person erzeugt worden ist *). Aber so lange der Blick in die Zukunft nicht fest und deutlich wird; so lange der Reiz der Neuheit noch die stärkste Gewalt über die Triebe hat; so lange die dauerhaften Bedürfnisse noch wenige und leicht zu befriedigen sind, und die wichtigsten der äußerlichen Güter, die man kennt, von sehr vergänglichem Werthe: so geht es noch langsam mit dem Wachsthum der Begriffe von Eigenthum, und den davon abhängigen Trieben. Wenn hingegen die Furcht vor künftigem Mangel herrschende Triebfeder wird; wenn die Vorstellung da ist, daß, wer nur immer etwas zu haben sicher ist, durch Vervollkommnung mehr, durch Umtausch allerley erhalten kann; wer aber nichts zum Eigenthum hat, in Gefahr ist, an allem Mangel zu leiden: dann wird Eigenthum das Lösungswort derer, die für ihre Wohlfahrt besorgt sind, und die Menschen geben vieles gern hin, um nur etwas gewiß zu haben **).

Ge.

*) Dies sind ohne Zweifel die ersten Elemente des Begriffes vom Eigenthum, und die ersten Gründe der Bestrebungen zur Behauptung desselben. Sie lassen sich als solche abmerken aus dem Verhalten der Kinder. Some Versuche über die Geschichte der Menschheit, B. I. Vers. III. redet auch von einem eigenen Gefühle, das sogar die Thiere auch haben sollen. Der Beobachtung nach, ist es weiter nichts, als das Resultat aus der Vereinigung der angezeigten Gründe.

***) Die Unvollkommenheit der Begriffe roher Völker von den Rechten des Eigenthums lassen sich hieraus erklären.

G.

Gemeinschaft der Güter in einer Gesellschaft mit Ausschließung der Fremden, ist auch Eigenthum; und die Naturtriebe bestimmen dazu, wenn die Güter in Gemeinschaft am leichtesten erlangt, und am besten genutzt werden können. Und in diesem Fall befinden sich Menschen, die noch wenige Mittel kennen, die ihnen nöthigen Dinge sich zu verschaffen und aufzubewahren. Das gesellschaftliche Eigenthum ist daher unter Wilden gemeiner, als Privateigenthum. In so fern aber doch gewiß ist, daß der Mensch lieber allein Herr über eine Sache seyn mag, als diese Herrschaft mit andern theilen; kann man sagen, daß letzteres seinen Naturtrieben angemessener sey. Die Indianer in Paraguai sollen die Aufhebung des Eigenthums von den Jesuiten sehr ungern geduldet haben *).

Je unvollkommner der Begriff von dem Eigenthum und dem Werth desselben noch ist, oder die Theilnehmung an demselben; desto leichter kann der Trieb zum Stehlen überhand nehmen. So natürlich und leicht zu entdecken aber auch einige Gründe desselben sind; so hat er doch in dem Character einiger halbgesitteter Völker, und einzelner Menschen unter den verfeinerten, etwas befremdendes **).

Q 2

Es

S. *Robertson* Hist. of America, I. 473. f. *Cranz* Historie von Grönland, I. 234. f. Man muß daher nicht gleich die Begriffe der aufgeklärten, oder in andern äußerlichen Umständen sich befindenden Völker, die es genauer damit nehmen, für bloßes willkürliches und unnatürliches Recht halten.

*) S. *Robertson* l. c.

***) Auch die vornehmsten und übrigens rechtschaffensten Personen auf den Südineln, die die Engländer besuchten,

Es ist daher der Mühe werth, die mehrern Gründe zusammen aufzusuchen, aus denen derselbe entspringen kann. Einer derselben, wie eben bemerkt worden ist, kann seyn, die Unvollkommenheit der Begriffe vom Werthe des Eigenthums und der völligen Sicherheit desselben; oder auch die Unvollkommenheit der Theilnehmung an diesem gemeinen Gute. Das erstere ist immer einigermaßen der Fall der Völker, die noch wenig von der Einfachheit der Natur sich entfernt haben *). Das andere der Fall der unbegütertesten unter den reichen und aufgeklärten Nationen. Bey jedweder Ungerechtigkeit ist Schwäche

des

suchten, konnten dieser Begierde nicht immer widerstehen. Wenn man bisweilen Beispiele unter den vornehmen Ständen in Europa hat, daß Menschen, die am Nöthigen keinen Mangel litten, sich dieses so sehr schändenden Verbrechens schuldig machen: so kömmt dies manchen so unbegreiflich vor, daß sie zur Hypothese vom Angeböhren seyn ihre Zuflucht nehmen. Aber die Sache läßt sich aus einem oder dem andern der gemeinbekanntesten Gründe noch wohl begreifen. Man muß nur gleich auch bedenken, daß manche Menschen gar vieles für nöthig halten, und der kürzeste Weg ihnen immer der beste zu seyn scheint.

*) Diese Bemerkung macht auch Forster zu Gunsten der Otbabeiter, Voyage I. 344. Bey den meisten Wilden läßt sich auch der so leicht zu Feindseligkeit reizende Begriff, den sie sich von Fremden machen, noch hinzufügen. Daß man auch hier nicht von den Handlungen einzelner Menschen, auf den sittlichen Character und die Denkart des ganzen Volks schließen dürfe; daß es auch unter den Wilden ehrliche Leute gebe, die das Stehlen verabscheuen; ist nicht nur an sich glaublich, sondern auch durch Zeugnisse gewiß. S. mehrere derselben bey Some Gesch. des Menschen, B. III. Verf. 2. S. 169. ff.

des sympathetischen Gefühls, und die Uebermacht der Vorstellung des nahen Vortheils über die Vorstellung des entfernten Schadens, Ursache des Vergehens. Diese kann aber bey dem Trieb zum Stehlen um so viel leichter ihre Wirkung thun; da durch denselben der andere nicht in seiner Person, sondern nur in seinen äußerlichen Gütern angegriffen wird, und auch nicht offenbare Gewalt, sondern nur List darzu nöthig ist. Endlich muß man wohl auch den Ursprung dieses Triebes in einigen Fällen von dem Vergnügen herleiten, welches der Mensch in der Vorstellung seiner Geschicklichkeit findet, auszurichten, was andere verhindern wollen; in der so leichten Verwechslung der Begriffe von List und von Klugheit, von Verwegenheit und Muth. Die Erfahrung ist gemein, daß junge Leute bloß allein, oder doch hauptsächlich aus diesem Muthwillen, diesem Wohlgefallen an Freyheit, die sich durch keine Geseze binden läßt, an Kühnheit, die über alle Schwierigkeiten sich wegsetzt, zu Diebereyen verleitet werden. In Sparta hat man die Sache aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, und als eine kriegerische Vorübung angeordnet; da sie denn eben deswegen, weil die Geseze es erlaubten, den schimpflichen Namen nicht mehr verdiente. Es ist wahrscheinlich, daß die Anführer von Spitzbubenbanden sich oft für nicht viel weniger, als große Kriegshelden halten, und auf ihre List und Unererschrockenheit stolz sind. Auch die Wilden rühmen sich ihrer Geschicklichkeit, die Europäer zu bestehlen, bisweilen als eines Beweises, daß sie klüger seyn, als diese *).

*) Cranz Historie von Grönland, I. 226. Und von den Mineralien Chardin Voyages, Amst. 1711. Tom. I. p. 44.

Abchnitt II.

Von den Trieben, die sich auf andere beziehen.

Abtheilung I.

Von den Trieben zur Ehre, Herrschaft und Hochachtung.

Kapitel I.

Vom Triebe zur Ehre.

§. 56.

Allgemeine Betrachtungen über seine Wirkungen und Gründe.

Sowohl in Ansehung der Stärke und Wichtigkeit der Wirkungen, als in Ansehung der Mannfaltigkeit der Erscheinungen, ist nicht leicht ein Trieb des menschlichen Willens so merkwürdig, als der Trieb zur Ehre. Er macht, daß Tausende eine kümmerliche, durch harte Arbeit erworbene Nahrung, dem reichern, aber verächtlichen Einkommen eines Bettlers, oder Spielers, oder Schmarozkers vorziehen. Mächtiger als alle Gesetze, selbst die schrecklichen Drohungen der Religion überwältigend,

gend, zwinget er, sein Leben zu verachten; zwinget, dem Feinde — nein dem Freunde, unerbittert, mit kaltem Blute, um eines Wortes willen, das Leben zu nehmen. Unmittelbar hat er oft dem Vaterlande Ketter und Vertheidiger erweckt; mittelst seiner Ausartungen in Rachbegierde und Begierde zu glänzen, Verräther des Vaterlandes gemacht. Oft hat er den Müttern und Bräuten Thränen der Sehnsucht gekostet; aber auch das Herz der Mutter gestärkt, daß sie lieber den Sohn unter dem Schilde erblaßt, als ohne Schild und Ehre wieder sehn wollte. Dieser gewaltige Trieb ist es, der in seinen wunderlichen Wendungen denselben Menschen, hier über den niedrigeren Sklaven stolz hinweg sehen, oder tyrannisch ihn unterdrücken macht; und dort dem Tyrannen oder dem angesehenen Sklaven zu Füßen wirft. Mörder und Straßenräuber, die die heiligsten Gesetze der Gerechtigkeit verachten, gehorchen noch bisweilen den Gesetzen der Ehre *). Die Begierde, Schätze zu häufen, ist oft nur eine Wirkung der Ehrbegierde; und der Geizige würde

Q 4

öfter

*) Nach Brydone's Versicherung sollen die Banditen in Sicilien niemals ihr Wort brechen. Wenn sie, wie öfters geschieht, Geld von den Landleuten entlehnen, und es auf eine gefetzte Zeit wieder zu zahlen versprechen: so halten sie genau Wort; sollten sie auch, um dieses zu können, rauben und morden müssen. And this they have often been obliged to do only in order, (as they say) to fulfill their engagements, and to save their honour. *Bryd. Tour through Sicily and Malta, I. 74.* Wenn auch dieser Schriftsteller, wie es an einigen Orten scheint, seine Erzählungen hier um etwas verschönert: so ist die Sache an sich doch nicht unglaublich.

öfter noch sich entschließen, einen Theil seiner Schätze aufzuopfern, wenn er glaubte, bey'm Besitze derselben verachtet werden zu können.

Nur die Liebe, die allmächtige Liebe, hat vielleicht öfter über diesen gewaltigen Trieb gesiegt, als sie ihm gewichen ist.

So sehr sich auch die Menschen im Punkt der Ehre von einander unterscheiden mögen: so ist doch gewiß kein Mensch ohne alle Ehrliche; ganz gleichgültig gegen alle Arten von Lob und Tadel, gegen alle Beweise von Achtung und Verachtung, in Ansehung aller und jeder Menschen.

Weder die genauere Beobachtung der Menschen, noch die Gründe, aus denen die Ehrbegierde entspringt, lassen dieses glauben. Und welches sind denn nun die Gründe, die in dem menschlichen Willen einen so gewaltigen Trieb erzeugen?

1) Vorstellung des Nutzens. Bald erfährt ja der Mensch, daß sein Schicksal, sein Vergnügen und Mißvergnügen gar sehr oft von dem Willen anderer Menschen abhänget; von ihren Gesinnungen gegen ihn, von der guten oder schlimmen Meinung, die sie von ihm haben. Und die Achtung oder Verachtung der einen zieht immer gleiche Gesinnungen vieler anderer nach sich. Wer einmal einen bösen Namen hat; kann mit dem besten Willen und den größten Fähigkeiten nichts mehr ausrichten; man läßt es nicht zur Probe mit ihm kommen. Niemand will ihm trauen, niemand mit ihm sich einlassen. Er ist verlassen und gehindert in allen seinen Absichten; er mag sich selbst oder andere glücklich machen wollen. Wem man einmal viel Gutes zutraut; von dem

dem vermuthet man das Beste, auch im zweifelhaften Falle. Wer aber einmal verrufen ist; bey dem befürchtet man böse Absichten, wenn auch seine Handlungen das schönste Gepräge an sich tragen.

2) Aber allein würde dieser Grund freylich nicht alle Gestalten und Wirkungen der Ehrbegierde völlig erklären. Zwar hätte dies an sich noch nichts unbegreifliches, daß Menschen oftmals an Vergnügungen und Vortheilen des Lebens der Ehre weit mehr aufgeopfert, als sie von ihr je wieder erhalten haben, oder nur mit Wahrscheinlichkeit erwarten konnten; wenn man sich auch nur die Vorstellung des eigenen Nutzens als den Grund der Ehrbegierde denken wollte. Die Menschen gründen ja nicht immer ihre Begierden auf die richtigste Schätzung der Dinge; noch bleiben sie sich bey dem Bestreben nach einer Absicht des Verhältnisses derselben zu ihren übrigen Absichten so bewußt, daß sie nicht über dem Mittelziele das letzte vergessen, dem Mittel den Hauptzweck aufopfern könnten. Unterdessen würden doch nicht alle Beobachtungen mit dieser Voraussetzung zu vereinigen seyn; und durch mehrere derselben wird es gewiß, daß die Abhängigkeit unseres eigenen Urtheils von den Urtheilen anderer, wie in andern Dingen, also auch in Ansehung unseres eigenen Werthes und Wohlverhaltens, mit zu den Ursachen gezählet werden müsse, warum wir nicht gleichgültig gegen Beyfall und Tadel seyn können *).

Es ist offenbar, daß nicht gleich stark dieser Grund auf

2 5

alle

*) S. Hume's Dissert. on Passions Sect. II. §. 10. Dieser Verf. giebt diesen Grund daselbst als den einzigen an.

alle wirke. Aber genug, daß er überhaupt nicht ausgeschlossen werden kann.

Helvetius setzt diesem Grunde entgegen, daß, wenn derselbe richtig wäre, die Menschen nicht den Beyfall der unverständigen Menge der Achtung einer kleinen Anzahl auserlesener Männer vorziehen würden; ja daß ihnen die Versicherung des Beyfalls der Bewohner aller andern Welten wichtiger seyn müßte, als der so viel eingeschränktere Beyfall des einzigen Volkes der Landesleute; welches doch schwerlich mit den Gesinnungen eines einzigen Menschen übereinstimme *). Wenn Helvetius damit nur so viel beweisen wollte, daß die Versicherung seines eigenen Urtheils von seinen Vollkommenheiten, durch den Beyfall anderer, nicht die einzige, oder nicht die gemeinste Ursache der Ehrbegierde sey: so wäre nichts dagegen einzuwenden. Aber wenn er diese Ursache gar nichts gelten lassen, und die Ehrliche ganz und gar aus der Begierde nach sinnlichem Vergnügen und der Furcht vor sinnlichem Schmerz, so unmittelbar dazu, wie es sein System mit sich bringt, herleiten will: so verdient er Widerspruch. Gibt es denn wirklich so wenige Menschen, die das Urtheil einer kleinen Anzahl würdiger Richter allerdings dem äußerlich vortheilhaftern Urtheile der Menge; dem den redlichsten Bemühungen versagten Beyfalle des verblendeten, neidischen Zeitalters, das Urtheil der Nachwelt, das Urtheil ihres Gewissens, den Beyfall Gottes aufrichtig vorzögen; daß Helvetius keinen derselben gekannt hätte? Fürwahr, der kennt nicht alle Arten von
Men-

*) De l'Esprit Disc. III. chap. XIII.

Menschen, hat nicht genug beobachtet, oder nicht genau genug untersucht, der, daß es solche Menschen gebe, schlecht-hin leugnen will. Und die Sache hat gar nichts unbegreifliches. Auch kann man der Frage des Helvetius von dem Beyfalle der Einwohner anderer Welten in Vergleichung mit dem Beyfalle der Mitbürger, eine andere von denjenigen, welche bey der Gründung der Ehrliche dem Eigennutze und dem Verlangen nach sinnlichen Vergnügungen gar keinen Antheil zugestehen wollen, aufgeworfene Frage entgegensetzen: Ob wohl irgend ein Mensch zu finden seyn würde, der, unter der Bedingung eines beständigen Genusses aller sinnlichen Vergnügungen, auf alle Achtung und Ehre völlig Verzicht zu thun, sich entschließen könnte? Welche Frage gewiß gerade so viel Grund hat, als die des Helvetius. Der ganze Mensch kann mit Ueberlegung weder das eine, noch das andere wollen; weder alle äußerlichen Vortheile und körperliches Wohlfeyn für nichts, als den innern Beyfall oder bloße Lobsprüche anderer hingeben; noch mit dem gänzlichen Verlust der letztern Güter, die erstern erkaufen wollen. Aber in der Unbesonnenheit, der Ehre auf eine Zeitlang ganz vergessen, um mit Wollust sich zu sättigen; oder, wenn eines aufgeopfert werden muß, den Leib und seine ganze Welt hingeben, um seine Seele zu gewinnen, oder, wovon igt eigentlich nur die Rede ist, für den innern Genuß der Ehre unbestimmlich viel des Aeußern hingeben; beydes ist in der menschlichen Natur.

3) Auch die Sympathie wirkt zum Vortheil der Ehrbegierde. Denn vermöge derselben theilt sich uns das Mißfallen mit, welches andere an unsern Unvollkommenheiten und Uebelthaten, an der Unschicklichkeit unseres

Anordnung des ganzen Systems der Pflichten, manche Verschiedenheiten in seiner Ausbildung.

S. 57.

Von den Verschiedenheiten der Menschen in Ansehung der Ehrbegierde und deren Ursachen.

Die Unterschiede der Menschen in Ansehung des Triebes zur Ehre, kommen in folgenden Hauptstücken zusammen:

1) Erstlich unterscheiden sie sich in Ansehung der Art von Achtung, die sie allein oder am meisten begehren. Es giebt eine Achtung, die mehr Furcht, und eine andere, die mehr Liebe hervorbringt. Wenn alle Menschen nach Achtung streben: so ist es den einen mehr darum zu thun, sich in Ansehn zu setzen und furchtbar zu machen; die andern suchen durch Beyfall sich Liebe zu erwerben. Ob dieser Unterschied daher komme, daß die erstern die Menschen mehr für böse, und ihre Furcht und Unterwürfigkeit für nützlicher halten, als ihr Wohlwollen, die andern, das Gegentheil anzunehmen, geneigt sind; oder daher, daß das Selbstgefühl den einen sagt, daß es ihnen leichter seyn wird, durch Liebe zu herrschen, als durch Furcht, die andern hingegen in diesem Selbstgefühl einen Beruf zu empfinden glauben, durch Gewalt zu herrschen; darüber läßt sich nicht allgemein entscheiden. Bendorley Ursachen sind in der Natur gegründet; und die entferntern Principien derselben, nebst den Nebenursachen, finden sich in den allgemeinen Untersuchungen über die Gründe der verschiedenen Gemüthsarten.

2) Der

2) Der zweyte Unterschied bey der Ehrbegierde bezieht sich auf die Personen, um deren Beyfall es einens zu thun ist. Dieser Unterschied hängt von den Begriffen ab, die man von diesen Personen hat, und von dem Werthe ihres Beyfalls; von ihrem Vermögen, durch Liebe unmittelbar zu beglücken, oder durch ihren Beystand nützlich zu seyn, oder durch ihr Urtheil unsern Werth bey andern, oder zu unserer eigenen Beruhigung, bestimmen zu helfen. Natürlicher Weise suchen also alle Menschen die Achtung und den Beyfall derjenigen, die ihnen achtungswerth vorkommen. Wenn es ihnen aber nicht gelingt: so geschieht es, vermöge einer begreiflichen Wirkung der Eigenliebe, gar oft, daß sie sich rückwärts diejenigen als wichtig, verständig und groß vorstellen, die ihnen ihren Beyfall geben, und daß jene hingegen ihnen verächtlich werden *).

3) Die Ehrbegierde bestimmet sich ferner zu einer besondern Art durch dasjenige, worinn einer seine Ehre setzt, wodurch er Aufmerksamkeit und Achtung zu erwecken sucht. Der eine durch Pöffen, ein anderer durch Puz, der dritte durch Pracht oder durch zierlichen Geschmack. Dort waget einer seine Eingeweide und sein Gebein für die Ehre, den höchsten wunderlichsten Sprung gesprungen zu haben; hier entsagt eine Schöne aller Schaamhaftigkeit, um für die Schönste in ganz Griechenland, von dem Scheitel bis zum Fuße ohne Flecken und Tadel erkannt zu werden. Um mit allem Anstande seiner Kunst zu sterben, verbeißt der Fechter den tödten-

den

*) S. unten S. 66.

den Schmerz; und edler bittet der im Treffen gefallene Grieche den Feind, daß er doch das gezuckte Schwert durch die Brust ihm stoße, damit sein Liebhaber nicht sich seiner schämen müsse, wenn er ihn rückwärts verwundet fände *).

Es giebt unter das Vieh herabgesunkene Menschen, die sich ihrer Ueberladungen mit Speise und Trank rühmen; und Ungeheuer, die von ihren Verführungen der Unschuld, als so vielen Heldenthaten, von den natürlichen Strafen ihrer Verbrechen, als von Siegeszeichen, reden. Gottlob, es giebt mehrere Menschen, die ihre Ehre darinn suchen, Gutes zu thun, ihren Nebenmenschen nützlich zu seyn, durch muthige Ausführung, oder durch mächtigen Unterricht, durch klugen Rath, durch kräftige Unterstützung, oder in der Kunst mit Duldsamkeit und Sympathie sanfter sie durch rauhe Pfade des Lebens durchzuführen, durch unvermerkte Hülfe ihre Leidenschaften zu mäßigen, ihre Tugend zu stärken.

4) Mit diesem Unterschiede steht mehrentheils in gleichem Verhältniß der vierte, der die Zeichen betrifft, nach denen einer seine Ehre abmißt. Unhaltbares Lachen, Händeklatschen, Menge derer, die sich beugen, gaffen, oder seinen Namen kennen, seine Schriften kaufen, sind es dem einen; dem andern der Grad des Nachdrucks und Gefühls in den aus Achtung bescheiden sich zurückhaltenden Blicken des Dankes, der Bewunderung und der Liebe, in den Augen derer, die ihn kennen. — Der eine wartet ungeduldig auf die Säulen, die man ihm errich-

ten

*) Plutarch Pelopidas, R. 18.

ten wird; der andere figelt sich angenehmer mit der Vorstellung, daß man dereinst fragen werde, warum ihm keine Säulen errichtet wurden. Dieser gäbe für ein gut Wort jeden Titel weg, der nicht nöthig ist, seine Geschäfte zu bezeichnen; jener dient ohne Besoldung um des Titels willen, und macht seine Kinder zu Bettlern, oder sich zum Spitzbuben, um seinen Rang zu behaupten, und seine phantastischen Vorzüge.

5) Endlich liegt noch ein Hauptunterschied in der Stärke des Triebes zur Ehre, nach dem Verhältnisse zu den übrigen Trieben. Dieser Unterschied aber verbindet sich mit den vorhergehenden; und so entstehen die Begriffe von Ehrliebenden, von Ehrgeizigen, Ruhmsüchtigen, Stolzen, Eiteln, Hochmüthigen, Eingebildeten.

Der Ehrliebende, der Mann von Ehre, ist derjenige, der durch wahre Vollkommenheiten und rechtschaffene Thaten gegründete Ehre zu erlangen sucht. Ein Freund jeder Vollkommenheit, aber der Eingeschränktheit des menschlichen Wesens und seiner eigenen Kräfte sich bewußt, sucht er besonders in demjenigen sich hervorzuthun, wozu er die meiste Geschicklichkeit besitzt, und womit er am meisten Gutes zu stiften hoffen kann. Er ringt hauptsächlich nach dem Beyfalle der Vernünftigen und Rechtschaffenen; mehr nach innerm Beyfalle und stiller Hochachtung, als äußerlichen Ehrenbezeugungen; schätzt lehrreichen Tadel höher, als unverständiges Lob; ist lieber eine Zeitlang klein unter denen, durch die er sich zur wahren Größe bilden kann, als immer der Größte unter den Kleinen, u. s. w.

Ehrgeizig überhaupt heißt, wer zweckwidrig und unmäßig, mit Aufopferung dessen, was nicht aufgeopfert wer-

werden sollte, nach Ruhm oder Ansehn oder Ehrenbezeugungen strebt.

Der Ruhmsüchtige will, daß man weit und breit, und lange von ihm spreche; und will es ohne weitem, oder doch ohne vernünftigen Zweck. Einem jeden, der mit gleichen oder größern Vorzügen neben ihm sich zeigt, sieht er mit neidischen und feindseligen Augen als einen Nebenbuhler an, der ihm im Wege steht. Wenn er nach wirklich großen Eigenschaften und Verdiensten strebt: so ist Ruhm vor Menschen doch der einzige oder stärkste Beweggrund dazu; und er findet wenig oder gar keinen Reiz in sich, unbemerkt Gutes zu stiften.

Der Stolze glaubt sich der Ehre schon gewiß; mag er sie auf seine Verwandtschaft, oder auf seine Glücksgüter, oder seine Geistesgaben, oder seinen Körper, oder seine Thaten, oder seine Schriften, gründen. Er bemüht sich nicht um Ehrenbezeugungen, er erwartet sie als eine Schuldigkeit. Voll des Gefühls seiner Vorzüge und seiner Verdienste, sieht er nicht seine Fehler, nicht die gleichen oder größern Vollkommenheiten anderer; verachtet die ihm nachtheiligen Urtheile, ohne sie genau zu untersuchen.

Leicht erhebt ihn denn auch dieses Gefühl zu einer eingebildeten Größe und Wichtigkeit, die er nicht hat *); oder macht ihn geneigt, andern verächtlich zu begegnen, hochmüthig und grob; grausam und unversöhnlich gegen

*) S. von Maupertuis, *d'Argens* Hist. de l'Esprit hum
Tom. IV. p. 357.

gen diejenigen, die ihn beleidigen *). Der Eitle ist derjenige, der in Ansehung der Ehre gemeiniglich aus demjenigen viel macht, was am wenigsten werth ist. Er mag sich gern loben hören, und durch Titel, Rang, Kleidung und andere äußerliche Kleinigkeiten sich unterscheiden. Er giebt oft den bessern Beyfall für den meh-tern, den vorübergehenden für den dauerhaftern der Zukunft hin. Durch Schmeichelen läßt er sich gewinnen, und durch irgend ein niedliches Lob wieder versöhnen. Er kann nicht gut warten, bis andere seine Vollkommenheiten, oder was er dafür hält, entdecken; sondern kömmt selbst zuerst darauf, und spricht gern davon **).

Es

*) Wenn die vernünftige Ehrliche bisweilen Stolz, edler Stolz genannt wird: so geschieht es darum, weil sie macht, daß der Rechtschaffene, seines wahren Werthes sich bewußt, im Stande ist, bey dem Beyfalle der Unwürdigen gleichgültig zu seyn, der Unvernünftigen Stolz und Troß furchtlos zu verachten, und allen Mitteln zum Ansehn, und allen Arten der Vertheidigung großmüthig zu entsagen, die Schwäche beweisen würden, Mißtrauen gegen sich selbst, oder gegen seine bessern Richter. Züge eines solchen edlen Stolzes kommen im Leben des Dictators Fabius vor bey dem Plurarch.

***) Dies letztere ist an sich nicht immer ein Merkmaal der Eitelkeit, sondern bisweilen nur eine Folge von sanguinischer Lebhaftigkeit; wo denn einer eben so leicht auch von seinen Fehlern spricht. Garve (in den Anmerkungen zu Fergusons Moralphilosophie) schreibt: Eitelkeit kann mit einem ziemlichen Grade von Gutherzigkeit bestehen; aber sie ist das sichere Zeichen eines kleinen und schwachen Geistes; sie ist immer mit Zaghaf- tigkeit verbunden, und unterwirft den Menschen der Gewalt aller derer, die über ihn urtheilen. Man vergleiche auch hiebey Kants Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen, S. 93. f.

Es ist leicht einzusehen, daß alle diese Unterschiede hauptsächlich von den verschiedenen Graden der Urtheilskraft und der Einsicht in die wahren Verhältnisse der Dinge herkommen. Und nach diesen Graden der dabei fehlenden oder noch mitwirkenden Urtheilskraft haben diese Ausartungen der Ehrliebe mehr oder weniger Feinheit, mehr oder weniger auffallend dummes oder anstößiges.

Daß in dem natürlichen Verhältniß der Triebe kein Mensch ohne alle Ehrbegierde ist, wenn er nur irgend etwas von gesellschaftlicher Verbindung weiß, ist gleich anfangs bemerkt worden. Wenn bisweilen ein Mensch ohne alle Ehrbegierde zu seyn scheint: so kann dies daher kommen, daß es ihm nur noch am rechten Reize fehlt, an einem Beyfalle, einem Vorzuge, der ihm wichtig genug scheint, um empfindlich dagegen zu seyn *). Oder es ist Verstellung; Demuth ist eine nicht mehr unbefannte Masque einer der gefährlichsten Arten von Ehrsucht. Sie wird beleidigt, wenn man sie völlig für dasjenige erkennt, was sie ist, eben sowohl, als wenn man sie für das annimmt, was sie scheinen will. Und sie glaubt um so viel mehr erwarten zu dürfen, je bescheidener sie fordert.

Geschwächt kann die Ehrbegierde werden durch die Ueberredung, daß einem andere nicht viel schaden oder nutzen können; oder dadurch, daß einer durch sein eigenes Bewußtseyn sich seines Werthes überhaupt, oder seiner Handlungen im einzelnen Falle so versichert hält,

R 2

daß

*) Les hommes ne sont quelquefois sensibles qu'à la plus grande gloire. — Une petite gloire n'est désirée, que par une petite ame. *Helvetius II. p. 104.*

daß er das Urtheil anderer dazu ganz und gar nicht nöthig zu haben glaubt; und endlich durch die Erstickung aller feinem Gefühle unter der Gewalt der gröbern Sinnlichkeit. Also kann auch menschenfeindliche Verachtung anderer gleichgültig gegen die Ehre machen. Sie kann aber auch durch die Vorstellung, daß es Pflicht sey, eingeschränkt werden, und durch Beschäftigung mit andern Gegenständen, die wichtiger sind oder scheinen, als Beyfall der Menschen. Dies gilt von jeder Neigung.

§. 58.

Von der Ehrliche der Ritterzeiten. Vergleichung der Japaner und Ceylonesen.

In der Naturgeschichte der Ehrliche verdienen die Ritterzeiten eine besondere Beobachtung. Eine sonderbare Mischung der Grundsätze des Hofes und der Kirche; Uebertreibung sowohl auf der Seite der sorgsam minniglichen Zärtlichkeit, als des kraftvollen Muthes; Befestigung und Versiegelung durch das wahre Bedürfniß einer Heldenfreundschaft, oder der Vorstellung eines großen auf diesem Wege der Ehre zu erlangenden Glückes, sind die Hauptstücke in dem Character dieser Ehrliche der Ritterzeiten.

Unter den besten Wünschen für dessen Wohl, mit dem er um Ehre und Leben streiten will, fordert der großmüthige Ritter seinen Gegner heraus; ist wieder sein Freund und sein Wohlthäter, so bald er ihn überwunden hat; und lehnt bescheiden alle Lobsprüche und alles Verdienst von sich ab.

Diese

Diese Ehrbegierde war auf Achtung für andere und auf Begierde zu gefallen gegründet *).

Von der entgegengesetztesten Art scheint die Ehrliche der Japaner zu seyn. Schwarzblütig, auf Haß und Verachtung anderer, auf Veringschätzung des Lebens, gegründet, verzeihet sie kein Vergeh'n, und will sich keines verzeihen lassen; nicht so sehr darauf bedacht, die Achtung des andern zu gewinnen, als ihn zu zwingen, daß er sich selbst verächtlich finde. Der Japanese schneidet sich selbst den Bauch auf, wenn er beleidigt worden ist, um seinen Gegner zu zwingen, daß er sich selbst umbringe oder verachte **).

Eitel in einem sehr hohen Grade ist die Ehrbegierde der Ceylonesen. Armselige Sklaven ihres Königes und ihres Aberglaubens, und verächtlich nach ihrem eigenen Urtheile in der Vergleichung mit einem Europäer, sehen sie doch ihr höchstes Gut in dem Range der Caste, in der sie geboren sind. Sie streben ohne Unterlaß nach Ehrenstellen, von denen sie vorher wissen, daß sie wegen der Tyranny des Königes äußerst gefährlich sind. Freygebig beehren sie sich selbst und andere mit nichtsenthaltenden Titeln, wovon ihre Sprache voll ist. Sie haben dreyzehn Worte, um eine Frau zu nennen, wovon das eine immer um einen Grad höflicher ist, als

X 3

das

*) S. *Hume* Hist. of Engl. Vol. II. p. 205. 214. 225. Desgleichen *Memoires sur l'ancienne Chevalerie*. Par. 1759.

***) S. *Recueil des Voyages au Nord*, Vol. III. p. 101. seq. 107. 125. seqq.

das andere; für die Männer so viele nicht. Sieben Ausdrücke haben sie für anderer Völker Du und Ihr *).

§. 59.

Sonderbarheiten und Fragen.

Man hat angemerkt, daß bisweilen Menschen um derjenigen Eigenschaften willen am liebsten geschätzt oder doch gerühmt zu werden begehren, die sie am wenigsten besitzen. Card. Richelieu hatte die Eitelkeit, einen guten Dichter vorstellen zu wollen, welches er nicht war. Wer ihm schmeicheln wollte, mußte seine Gedichte loben. Seine Staatsmännischen Einsichten zu tadeln, würde er viel eher verziehen haben, als seinen dichterischen Wiß. Eben so macht bisweilen ein Gelehrter Anspruch auf den Ruhm der Artigkeit eines Hofmanns; und eine Schöne sucht ihre Ehre im Schein der Gelehrsamkeit.

Wenn man annimmt, daß solche Menschen den Beyfall zur Unterstützung ihres eigenen Urtheils begehren; so ist diese Sonderbarkeit begreiflich. Je schwächer dasselbe in Ansehung eines Theiles ihrer angemasten Vollkommenheit noch ist, desto nöthiger ist ihm diese Unterstützung.

Ist es wahr, daß den Menschen mehr daran gelegen ist, nicht für lächerlich, als nicht für lasterhaft gehalten zu werden; lieber in dem Verdachte eines bösen Herzens, als eines geringen Verstandes zu seyn?

Al.

*) S. Knox part. III. cap. 7, 9. alib,

Allgemein gewiß nicht. Und es kömmt wohl hie-
 bey darauf an, ob einem mehr darum zu thun ist, geliebt
 zu werden oder gefürchtet zu werden; auch was für eine
 Denkart bey denenjenigen herrschet, nach deren Achtung
 man vornehmlich strebt. Wenn freylich, wie Helve-
 tius annimmt, der Verstand (Esprit) die erste aller
 Vollkommenheiten, und unendlich mehr werth ist, als
 die Tugend eines ehrlichen Mannes; und bey dem Lob, das
 man giebt, und dem Lobe, das man begehrt, alles nur
 auf den Nutzen gerichtet ist: so kann es nicht anders seyn.
 Und dem vollkommen angepasst ist denn auch die Erklä-
 rung, daß es darum erlaubt sey, sein Herz, seine Recht-
 schaffenheit zu loben, und nicht auch seinen Verstand;
 weil nämlich jenes nichts auf sich habe, den Neid nicht
 aufbringe *).

Allein wenn man Tugend und Genie (esprit)
 nach den gewöhnlichen Begriffen einander entgegensezt;
 nicht unter jenen bloß gutes Herz, Neigungen ohne Stärke
 und Grundsätze, und unter diesen Weisheit versteht;
 so giebt es Menschen genug, denen es Ernst ist, wenn
 sie sich für die Ehre ihres Herzens besorgter zeigen, als
 für die Ehre ihres Verstandes. Und das Publikum,
 im ganzen genommen, verkennet den Werth der Tugend
 auch nicht so sehr, daß es nicht in sehr vielen Fällen dem
 Manne von unverdächtiger Rechtschaffenheit den Mann
 von Genie nachsezt. Freylich nicht, wenn es amüsirt
 seyn will.

Daß es aber erlaubt ist, sich selbst das Zeugniß
 eines guten Herzens oder rechtschaffener Gesinnungen zu

*) S. de l'Esprit. I. ch. VI. XXV.

geben; und nicht eben also, das Zeugniß vom Verstande; hat natürlichen Grund darinn, daß man jene Eigenschaften für nothwendig, und von eines jeden freywilliger Bemühung abhängig hält, auch hierinn ein jeder sich selbst am schärfsten beurtheilen kann und muß. Genie aber ist mehr ein Geschenk der Natur, und weniger allgemein nöthig. Und in welchem Grade einer dasselbe besitze, können andere gemeiniglich besser beurtheilen, als er selbst. Es ist also unbillig, eitel und verwegen, sich darinn selbst einen Vorzug geben zu wollen.

Das Bewußtseyn seiner Vorzüge vor andern, und der bereits erworbenen Achtung, macht bisweilen den Menschen nachlässiger in der Vermehrung seiner Vollkommenheiten und Verdienste; bisweilen eifriger. Beydes eräugnet sich, sowohl beym Bewußtseyn, daß einem noch Vollkommenheiten fehlen, die andere besitzen, als bey der Vorstellung, daß man andere seiner Gattung überhaupt schon übertreffe. Es würde wichtige Folgen für die praktische Psychologie geben, wenn man genau ausmachen könnte, unter welchen Voraussetzungen, und bey welchen andern Eigenschaften des Characters, das eine oder das andere zu erwarten ist *).

Kann

*) Für einen Fall hat Plutarch diese Untersuchung schon etwas genauer bestimmt im Coriolan Kap. 4. „Wenn jungen Männern zu bald viel Ehre wiederfährt; so werden sie insgemein nachlässig. Doch aber, wenn sie viele Kraft und Edelmuth besitzen: so wird sie ihnen nur neuer Antrieb. Sie sehen das, was sie erlangt haben, nicht als ihren Preis an, sondern nur als Handgeld. Coriolan war so gesinnt. Das erhaltene Lob war ihm nur Beweggrund, ein neues sich zu verdienen;

Kann man etwas wirklich gering schätzen, und doch sehr empfindlich darüber seyn, wenn es einem nicht wiet erfährt? Plutarch verneint dies in einer vortreflichen Stelle *).

Unterdessen kann man eine Sache verachten, und dennoch durch die Ursache, um welcher willen sie einem nicht ertheilt wird, beleidigt werden.

Darinn hat Plutarch aber recht, daß die angenommene Gleichgültigkeit oft nur stolzere Begierde ist, und bey betrogener Hoffnung sich verräth **).

§. 60.

Nacheiferung. Begierde um Nachruhm.

Eine natürliche Wirkung der Ehrbegierde ist die Nacheiferung; das Bestreben, diejenigen, die man auf einer höhern Stufe der Ehre oder Ehrwürdigkeit erblickt, zu erreichen oder zu übertreffen.

Unterdessen beweiset es keinen Mangel an Ehrliche, wenn einer da nicht zur Nacheiferung gereizt wird, wo er dieselbe seinen Kräften oder Pflichten nicht gemäß er-

R 5

kennt.

um sich immer gleich zu bleiben, oder vielmehr, um sich immer zu übertreffen."

*) S. Coriolan edit. Reisk. Vol. II. p. 169. *ως το χαλεπαινειν μαλιστα μη τυχανοντα της τιμης εκ τς σφοδρα γλιχεσαι φυομενον.*

***) Und voll Wahrheit und Stärke ist der Gedanke, der vorhergeht: *τον γαρ ηκιστα θεραπευτικον ηκιστα περιπει τιμορητικον ειναι των πολλων.*

kennt. Die Nacheiferung besteht in gutartigen Seelen mit dem Wohlwollen gegen denjenigen, dem man nach-eifert; bey andern aber verunedelt sie sich durch Neid.

Ihre erste Regung kann Freude seyn über das entdeckte weitere Ziel, über den Anblick einer größern Vollkommenheit *); oder auch Betrübniß, daß es nicht schon erreicht ist, daß andere zuvorgekommen sind **). Die Nacheiferung setzt die Vorstellung voraus, mit Vortheil neben dem andern erscheinen, oder ihm nachfolgen zu können. Wenn also Beispiele vorhanden sind, die das höchste Ziel menschlicher Kräfte erreicht zu haben scheinen; so kann es seyn, daß die Nacheiferung dadurch geschwächt,

*) S. Plutarch im Theseus R. 6.

***) Der Anblick der Bildsäule des Alexanders, und der Gedanke, im gleichen Alter noch nicht gleiche Thaten verrichtet zu haben, preßten dem Cäsar Seufzer aus. *Sueton Caes. c. 7.* Als nach der Marathonischen Schlacht alles voll war von dem Ruhm des Miltiades, und seinem Sieg, sah man den jungen Themistokles immer tiefsinnig. Des Nachts schlief er nicht; er kam nicht mehr in die gewohnten Gesellschaften. Da man erstaunt ihn um die Ursache dieser schnellen Veränderung fragte, gab er zur Antwort, Miltiades Siegesehre ließe ihn nicht schlafen. Plutarch, Themistokles R. 3. Uebrigens war die Ehrbegierde dieses großen Mannes nicht von der eiteln, sondern von der gründlichen Art; wie der bekannte Zug schon hinlänglich beweiset, da er die niederträchtige Drohung des Laced. Heerführers der vereinigten Griechen kaltblütig mit den Worten erwiederte: Schlag nach mir, wenn du willst, aber höre mich nur. Das Opfer, das seiner Ehrliche bey den Olymp. Spielen nachmals gebracht ward, ist seines feinen Gefühls werth gewesen. S. Plutarch R. 17.

schwächt, und die Laufbahn auf einige Zeit ganz leer gelassen wird.

Je mehr die Zeitgenossen von der Bewunderung der Vorgänger erfüllt, vielleicht verblendet, den Nach-eiferern Gleichgültigkeit oder Unbilligkeit beweisen: desto mehr ist diese Wirkung zu erwarten.

Aus der Ehrliche entspringt die Begierde, nach dem Tode noch berühmt, oder doch in gutem Andenken zu seyn. Die Beweggründe, durch die sie daher entspringt, können verschieden seyn. Gemeiniglich geschieht es wohl mittelst verschiedener Täuschungen der Imagination.

Die Menschen bilden sich die Begriffe vom künftigen Leben, nach der Aehnlichkeit des gegenwärtigen. Je weniger sie hiebey deutlicher Einsicht und genauer Beurtheilung folgen, je weniger sie es mit Ueberlegung thun; desto weniger bestimmen sie die Gränzen dieser Aehnlichkeit nach vernünftigen Gründen. Was ihnen angenehm, was ihnen wichtig in diesem Leben war, das mischt sich unter eben diesem Gesichtspunkte mit unter die Vorstellungen des künftigen Zustandes der Seele. Es ist also nicht zu verwundern, wenn sie eben die Ehre, die ihnen hier so wichtig war, nach dem Tode noch sich wünschen; wenn sie erschrecken bey dem Gedanken, daß die Zurückbleibenden dieses und jenes Böse von ihnen sagen und glauben sollten; wenn Wonne sie überströmt bey der Vorstellung der Lobsprüche, der guten Zeugnisse, der Ehren, womit man ihr Andenken feyern werde. Die Verknüpfung solcher Empfindungen mit solchen Vorstellungen, ist zu natürlich, zu stark, bey dem Menschen; als daß auch diejenigen, die richtig hierüber nachdenken, sich

sich ihrer leicht ganz ent schlagen könnten. Diese Vorstellungen vom Werthe des Nachruhms werden noch dadurch sehr verstärkt, daß bey den Urtheilen, die wir über Verstorbene oft fällen hören, die Imagination, wiederum nach der Aehnlichkeit mit den Lebendigen, sie uns als glücklich oder unglücklich wegen dieser Urtheile vormahlet; und die Sympathie, die mit Abwesenden, sogar mit erdichteten Personen, einstimmig zu empfinden uns zwingt, in das Gefühl des Elendes derer, von denen man nach ihrem Tode übel spricht, und der Glückseligkeit derer, die man noch liebet und verehret, auf diese Weise versezt. Wie natürlich ist nun nicht das Verlangen, nicht gleich jenen demaleinst verachtet zu werden; sondern ein Andenken zu haben, wie diese?

Noch kann die Verwandtschaft der Begriffe vom Leben und vom Andenken unter den Lebendigen etwas hie bey thun. Es ist uns, als ob wir nicht ganz aus der Welt weggingen, wenn unsere Person im Andenken bleibt. Ueberhaupt leben die meisten Menschen ja nicht so sehr in sich, als außer sich, sie suchen sich nicht sowohl in dem, was sie für sich sind, als in dem, was sie andern sind; und bey dem Triebe der Ehre geschieht dies am allermeisten. In diesem Sinne ward ohne Zweifel das bekannte Non omnis moriar vom Dichter ausgedacht; er sahe seine Unsterblichkeit in der Unsterblichkeit seiner Werke.

Und es läffet sich nun schon auch der Herostratsche Antrieb, durch eine außerordentliche kühne Uebelthat seinen Namen auf die Nachwelt zu bringen, begreifen. So groß auch der Unterschied eines solchen Unternehmens und seiner Wirkungen in Absicht auf die Ehre vor der Vernunft ist: so ist Aehnlichkeit genug da, um im

zaubervollen Dunstkreise der Imagination ein Ziel der Ehrbegierde darinn zu finden. Kühnheit und edler Heldenmuth werden unzählige Male von den Menschen verwechselt. Andenken bey der Nachwelt und Merkwürdigkeit, sind nur ein wenig unbestimmtere Begriffe, als der des Nachruhms. Wie leicht vermengen sich da nicht die Wirkungen? Und die Verwandtschaft der Ideen vom wirklichen Seyn, und dem Seyn in den Gemüthern anderer, könnte auch bey dem Herostrat wirken, wie bey dem begeisterten Dichter, und dem begeisterten Patrioten.

Aber es hat die Beeiferung um Nachruhm auch vernünftiger Gründe. Wir können ja auch durch das Andenken noch nützlich und schädlich werden. Wir würden unsere Lehren und Thaten noch um vieles entkräften, wenn wir es geschehen ließen, daß unsere Ehre nach dem Tode geschändet, daß unser Name verächtlich, abscheulich würde. Hingegen können, beyde, unsere Lehren und Handlungen, noch lange zum Guten ermuntern, wenn wir ein ehrenvolles Andenken hinterlassen.

Auch um der Unsrigen willen, um unserer Verwandten, Freunde, Amtsnachfolger, Landsleute, Glaubensgenossen willen, darf es uns nicht gleichgültig seyn, ob man böses oder gutes von uns sagen kann nach unserm Tode. Gut und vorsichtig in manchen Dingen kann also mit aller Vernunft die Vorstellung vom Werth der Ehre nach dem Tode den Rechtschaffenen machen.

Eben die Ausartungen, die sich überhaupt bey dem Triebe zur Ehre zeigen, finden auch bey der Begierde um Nachruhm Statt. Eitelkeit ist es, wenn ein Gelehrter viele Bücher kauft, damit ein ansehnlicher Katalogus nach seinem Tode gedruckt werden könne; oder ein
Frauen.

Frauenzimmer für den Anpuß ihres Leichnams und die ganze Ordnung des überflüssigen Gepranges ängstlich besorgt ist.

Welcher ungeheure Tyrannenstolz, welche grausame rachsüchtige Ehrbegierde war das nicht, was den Herodes zu dem entseßlichen Wunsch vermogte, daß, sobald ihm der Othem ausgegangen seyn würde, alle Vornehme der Nation getödtet werden sollten, damit ganz Judäa genöthiget werde, um ihn zu trauern? Er beschwor seine Schwester bey der Liebe zu ihm, und bey Gott, mit Thränen bat er sie, diese letzte Ehre ihm nicht zu versagen *).

Nicht ganz zwar kann die Bitte des Cicero an Lucejus, der seine Geschichte schreiben wollte, daß er ihm zu Gefallen die Geseze der Geschichte übertreten, und mehr, als wahr sey, gutes von ihm sagen möge, aus der Absicht auf Nachruhm her. Aber die sonst bekannte, nicht vom Vorwurf der Eitelkeit freye Ruhmsucht des Römischen Redners läßt diese Absicht doch auch dabey vermuthen **).

Kapitel II.

Vom Triebe, über andere zu herrschen.

§. 61.

Allgemeine Gründe desselben.

Bei allem Unterschiede, der zwischen einem Cäsar, der lieber der erste Mann in einem kleinen Flecken, als der
zweite

*) S. Joseph. Ant. Jud. XVII. cap. 6. de B. I. l. 33. Vielleicht war seine Absicht, nur zu verhindern, daß man sich über seinen Tod nicht freute.

**) S. Epist. lib. V. op. 12.

zweite in Rom seyn wollte, und einem Bettler oder Schmarozer, der sich alles gefallen läßt, wenn er nur satt gefuttert wird, nothwendig seyn muß; und wenn gleich Aristoteles die Menschen gleichsam in zwey Classen eintheilt, solche, die von Natur Sklaven sind, und solche, die die Natur gemacht hat zum Beherrschen: so ist doch jeder Mensch von Natur herrschsüchtig; geneigter, zu fordern, daß andere sich nach ihm richten, als nach andern sich zu bequemen. Nur giebt es vielerley Arten von Herrschaft eines Menschen über andere; und daher auch vielerley Gattungen der Herrschsucht.

Der eine herrscht, oder will herrschen durch die Stärke seines Arms, ein anderer durch das Ansehn seiner Weisheit oder Frömmigkeit; das schwächere Geschlecht, wissen wir, macht Anspruch auf Herrschaft, und behauptet sie durch die Reize seiner Bildung, seine Schmeicheleyen oder seine Thränen.

Die Gründe der allgemeinen Neigung des Menschen zum Herrschen entdecken sich leicht, und machen das Bisherige, das die Erfahrung genugsam beweiset, völlig begreiflich.

1) Der erste Grund dazu liegt in der guten Meinung, die gewöhnlich ein Mensch von sich selbst hat. Um dieser willen glaubt er nicht nur sein eigener Führer seyn zu können, und dabey zu verlieren, wenn er den Gebrauch seiner Kräfte dem Willen eines andern überließe; er glaubt wohl auch um den andern sich verdient zu machen, wenn er ihn leitet und führt, oder allenfalls auch mit Gewalt zieht und treibt. Bey solchen Vorzügen einer solchen Ueberlegenheit an Kraft, hält er es für natürliches Recht und Billigkeit, für göttlichen Berufvielleicht, zu herrschen: wenigstens wenn eines von beyden seyn müßte;

müßte; entweder sich andern zu unterwerfen, oder andere sich. Wenn man sich fühlt, wie Cäsar sich fühlen mußte, und nicht nur fühlte, gewiß deutlich seine Ueberlegenheit einsah; da lieber sich unter das Joch beugen, als seiner Kraft sich bedienen und Herr seyn: dies kann wohl ein Zwang seyn, dessen die menschliche Natur nicht unfähig ist; natürliche Neigung ist es nicht. Aber man glaubt, daß jeder Mensch, wenn nicht überhaupt, doch in einem oder dem andern Stücke für vollkommener sich, als jeden andern Menschen, halte; und demnach müßte er sich auch in einigen Verhältnissen, zum Herrn und Meister bestimmt, erachten.

2) Aber auch als Zeichen der Vollkommenheit, der Stärke oder Weisheit, muß der Mensch die Herrschaft lieben. Sich selbst wird er verächtlicher, und fürchtet mit Grunde, auch andern es zu werden; wenn er immer als der Schwächere erscheint.

3) Noch kann unmittelbar aus der Selbstliebe die Begierde zu herrschen entstehen, mittelst des Triebes, andere sich ähnlich zu machen, sein Wesen ihnen einzudrücken, und sich selbst dadurch zu vervielfältigen *).

4) Endlich ist oder scheint Herrschaft und Gewalt über andere das Mittel, seine andern Bedürfnisse zu befriedigen; reizt als nützlich zu jedweder andern Absicht. Den Herrscher fürchtet und ehret der große Haufe. Ihm fallen die Schätze der Erde zu. Auch das Weib giebt ihm gern den Vorzug, zumal, wenn er bey ihr schwach werden, oder seine Macht mit ihr theilen will.

Cäsar

*) S. Ueber das Universum, S. 63.

Cäſar war zu ſehr Wollüſtling, um bloß der Ehre wegen oder zum Zeitvertreib nach der Alleinherrſchaft zu ſtreben. Ihn trieben gewiß auch die Vortheile derſelben dazu an *). Der Cardinal von Reſz hingegen, ob er gleich gern mit dem Cäſar ſich vergleichen mogte, und in keinem Stücke ſein Fleiſch kreuzigte, ſcheint mehr durch den vorigen Grund zur Herrſchſucht getrieben worden zu ſeyn. Er war eitel, und er hatte Wohlgefallen an Widerſetzlichkeit und an verworrenen Händeln; auch wo er ſich weiter nichts davon verſprechen konnte, als Gelegenheit, ſich zu zeigen, und ſeinem intriganten Kopfe etwas zu thun zu geben **).

Es kann aber auch hier der Nuße entweder in Erlangung des poſitiven Guten, oder in Vermeidung des Uebels, in der Sicherheit vor denen, die außerdem mächtiger ſeyn würden, geſetzt werden. Beym August ſcheinet mehr das letztere der Fall geweſen zu ſeyn. Er war von Natur fürchtſam, argwöhnlich, und daher auch zur Graufamkeit geneigt; von der ihn in der Folge Klugheit und Grundſätze viel mehr abhielten, als Naturel.

Etwas dieſem Triebe ähnliches kann man faſt auch bey einigen Thierarten zu bemerken glauben; eigentlicher kömmt er aber doch dem Menſchen excluſiv zu; ſo wie auch die angezeigten Gründe.

§. 62.

*) Man ſehe Plutarch im Leben des Cäſars, und *Imago civilis Julii Caef.* in *Bac. Verulan.* opp. Vol. II. edit. 1740. fol.

***) S. *Esprit de la Fronde* und ſeine eigene *Memoires*.

Wirkungen dieses Triebes.

So angenehm auch die Vorstellungen seyn können, die der Herrschsüchtige von den Vortheilen der Gewalt über andere sich macht: so abschreckend sind die Folgen und die Wirkungen, die diese Leidenschaft natürlich nach sich zieht.

1) Erstlich ist sie unersättlicher noch, als andere Leidenschaften. Denn sie ist es nicht nur aus dem allgemeinen Grunde, daß unsere Ideen so leicht über das, was wir wirklich vor uns haben und besitzen, hinausgehen, mit dem Anwachse desselben wachsen und Begierde nach sich ziehen; sondern insbesondere auch noch wegen der Furcht, das, was man bereits besitzt, zu verlieren, wofern man nicht noch mehr Macht und Ansehn sich erwirbt. Einer Furcht, die desto empfindlicher wirkt, da derjenige, welcher Macht und Ansehn verliert, insgemein weit elender wird, als er war, ehe er sie erlangt hatte; wegen des Hasses, den er durch den Gebrauch derselben sich zugezogen hat, und der Schande, die ihm aus dem Urtheile zuwächst, daß er sich nicht zu behaupten gewußt habe, unwürdig des Posten gewesen sey, zu welchem das Glück ihn erhoben hatte. Diese Furcht aber muß der Herrschsüchtige haben; da er weiß, wie ungern die Menschen sich beherrschen lassen, da er die gefährlichen Künste und Bemühungen des Ehrgeizes und der Herrschsucht kennt. Wer von vielen gefürchtet wird, hat sich vor vielen zu fürchten.

2) Diese Furcht, dies Bestreben des Herrschsüchtigen, seine Gewalt gegen so viele und beständige Gefahren

ren

ren zu sichern, macht ihn argwöhnisch, grausam oder arglistig. So macht er die Gefahr, der er entgehen will, immer größer, durch die immer neuen Ursachen des Hasses, den er gegen sich erregt. Denn wie viele sind weise genug, ihr Ansehn nur durch Liebe behaupten zu wollen, und wenn sie es wollen, es zu können? Glücklich genug, auch den Verdacht einer ungerechten Anwendung ihrer Macht auszurotten; zumal wenn der Ursprung derselben nicht rechtmäßig gewesen ist?

Unterdessen kommt es auf das Temperament und den übrigen ganzen Character noch immer sehr an. Cäsar, ob er gleich die Stelle aus dem Euripides oft im Munde führte, Nam si violandum est jus, regnandi gratia violandum est *); verdiente doch viel eher den Beynamen des Gnädigen, als den Vorwurf der Härte und Grausamkeit **). Sein Temperament und seine Klugheit ließen beyde nicht zu, daß seine Herrschbegierde Tyrannen wurde. Daß die Herrschsucht sich oft auf der einen Seite verleugnet, um auf der andern sich befriedigen zu können; sich vor dem einem demüthig beugt, um den andern drücken zu können; ist bekannt genug. Es läßt sich keine Niederträchtigkeit und Bosheit denken, deren sie nicht fähig macht. Richard III beschuldigte seine eigene Mutter, eine Prinzessin von untadelhaftem Character, des Ehebruchs, um alle Geschwister für unehlich erklären zu können.

*) Suetonius cap. 30.

***) Sueton. c. 75. und Plutarch.

§. 63.

Von der Herrschsucht, in Ansehung der Meynungen und Neigungen.

Eine Gattung von Herrschsucht, die eine besondere Betrachtung wohl verdient, ist die Neigung, andern seine Meynungen aufzudringen, über ihren Geschmack und Gewissen, ihren Verstand und ihren Willen zu herrschen. Ein weitläufiges Geschlecht von vielen Arten und Unterarten. Aus dem ersten allgemeinen Grunde der Herrschsucht (§. 61.) kann diese Neigung um so viel leichter entstehen; je leichter es ist, daß ein Mensch in Ansehung der innern Kräfte und Vollkommenheiten eine zu gute Meynung von sich, und eine zu geringe von andern hat. Außerliche Größe und Beschaffenheit fällt in die Augen, die fremde, wie die eigene; da kann noch leichter richtige Vergleichung entstehen. Aber was das Innere anbelangt, da hat die Eigenliebe den Vortheil, das werthe Selbst allein nur völlig zu sehen, und von dem, was andere besitzen, gar vieles schlechterdings nicht gewahr zu werden. Dazu werden zum Grunde und Maasstab des Urtheils über Vollkommenheit und Unvollkommenheit des Innern anderer, über Richtigkeit oder Unrichtigkeit ihrer Gesinnungen und Meynungen, insgemein die eigenen Meynungen und Eigenschaften angenommen. Kein Wunder also, wenn die Menschen ihre Meynungen und Neigungen so gern andern zu Gesetzen machen mögen.

Hiezu kömmt noch ein anderer Grund. Wenn andere unsern Meynungen Beyfall geben, unsere Gesinnungen annehmen: so können wir uns um so viel leichter von

von der Richtigkeit derselben überreden, oder bey dieser Ueberredung behaupten. Müssen wir hingegen ihnen nachgeben: so müssen wir gestehen, daß wir weniger Verstand, weniger Geschmack, weniger Rechtschaffenheit besaßen, daß wir, wer weiß wie lange, wie sehr, im Irrthum waren. So lange uns auch nur widersprochen wird: kann uns vielleicht noch immer die Furcht des Gegentheils beunruhigen *).

Es ist daher begreiflich, daß die Herrschsucht in dem Gebiete des Verstandes und der Meynungen um so viel heftiger werden könne, je mehr einem daran gelegen ist, in einem dieser Dinge nicht im Irrthum zu seyn, oder andere nicht darinn zu lassen. Freylich aber hat auch diese Art von Herrschaft so viel zu bedeuten, kann so leicht jede andere nach sich ziehen, sonderlich wenn es Herrschaft über die Gewissen ist; daß auch jedweder andere Grund der Herrschbegierde diese Gattung erzeugen oder unterstützen kann.

Aber in dem menschlichen Kopfe kann das Kleinste das Größte werden. Es giebt Menschen, denen eben so viel daran gelegen ist, daß man die Schreibart eines Wortes, oder die Sorte Wein, die sie für die beste hal-

§ 3

ten,

*) Daraus scheint zu folgen, daß völlige, ächte Gewißheit von der Richtigkeit seiner Denkart eben sowohl als völliger Zweifel duldbend gegen die anders Denkenden; und hingegen die Nothwendigkeit, sich und andern als gewiß vorzustellen, wofür man doch keine evidente Beweisgründe hat, am leichtesten zubringlich und gewaltthätig machen könne.

ten, gleichfalls dafür erkenne; als andern nicht daran gelegen ist, ob man eine Vorsehung und ein anderes Leben glaubt, wie sie.

Nach dem Helvetius *), soll diese Gattung von Herrschsucht bey den allermeisten Menschen eben so geneigt seyn, der gewaltsamsten, grausamsten Mittel sich zu bedienen, als jedwede andere. Wenn es nur in Ansehung der religiösen Meinungen wirklich geschehen sey: so käme dies daher, daß man bey den andern nicht gleichen Vorwand und gleiche Mittel zur Gewalt findet.

Aber die Triebe und Empfindungen der menschlichen Natur, die einer solchen Grausamkeit sich widersetzen, sind doch zu stark, als daß sie von der Begierde, Herr über die Meinungen anderer in jedweden Dingen zu seyn, eben sowohl unterdrückt werden könnten, als durch die Vorstellung, Gott einen Dienst zu thun, und andere vom ewigen Verderben zu retten. Dieses Urtheil des Helvetius gehört also wohl zu den mehrern Zügen seines einseitigen, übertriebenen schwarzen Gemählde von der menschlichen Natur. Ob es gleich einzelne solche Charactere mag geben können, und die Hitze mancher Menschen im Augenblick des Widerspruches weit genug über die Regeln der Vernunft hinausgeht, um sie alsdenn der schlimmsten Regungen fähig zu glauben.

Kapitel

*) Il est peu d'hommes, s'ils en avoient le pouvoir, qui n'employassent les tourmens pour faire généralement adopter leurs opinions, *De l'Esprit d'isc.* II, ch. 3.

Kapitel III.

Vom Triebe der Hochachtung.

§. 64.

Allgemeine Gründe dieses Triebes.

Die Achtung, die der Mensch für sich selbst hat, und die Begierde, von andern geachtet zu werden, sind mächtige Triebfedern bey seinen Handlungen. Aber die Achtung, die er für andere heget, ist eine nicht weniger merkwürdige Triebfeder. Diese Achtung macht ihn gefällig, nachgiebig, nachahmend, nacheifernd, abhängig und unterwürfig.

Der Name der Hochachtung giebt so fort den Begriff von der Sache. Er bedeutet eine auszeichnende Meynung von den Vorzügen des andern, eine vorzügliche Aufmerksamkeit auf denselben. Der Sprachgebrauch bezieht aber dieses Wort nur allein auf die Vorzüge verständiger Wesen; nur die sind der Gegenstand der Hochachtung. Furcht, zu mißfallen, Geneigtheit, seine Achtung zu erkennen zu geben, sind natürliche, und bey einem gewissen Grade der Hochachtung, nie fehlende Folgen derselben. Wenn die Vorzüge uns außerordentlich groß vorkommen, unsere bisherige Begriffe übersteigen: so gesellen sich Bewunderung und Erstaunen zur Hochachtung.

Alle Arten von Vorzügen, von angenehmen oder nützlichen Eigenschaften, von Kräften verständiger Wesen, können Hochachtung erzeugen: obgleich die Wirkungen einer jeden dieser Ursachen nicht gleich dauerhaft, nicht gleich natürlich sind.

Schönheit und körperliche Geschicklichkeiten, Geisteskräfte und Einsichten, Tugenden und Verdienste, sind die Eigenschaften, um welcher willen Menschen hauptsächlich hochgeachtet werden.

Aber auch Glücksgüter, Reichthum, Macht, Ansehn der Geburt oder des Amtes erwecken Hochachtung.

Die Untersuchung der Gründe wird offenbar machen, wie noch alles dieses geschehen könne.

Durch die Vergleichung des Gemeinschaftlichen aller Gegenstände der Hochachtung, und die Untersuchung der innersten Regungen des Gemüthes bey derselben, erzieht sich, daß die nächsten Ursachen der Hochachtung in dem Eigennuße, in der Sympathie oder dem Wohlwollen gegen andere, und noch in einer unmittelbaren Wirkung, die das Große auf unsern Geist thut, enthalten seyn. Nämlich

1) vermöge der Aufmerksamkeit auf unsere eigene Vortheile, müssen wir da aufmerksam werden, wo viele Kraft, uns zu nutzen oder zu schaden, sich zeigt. Und wenn diese Kraft durch Neigungen regiert und angewandt wird, die durch unser Verhalten bestimmt werden können: so ist es natürlich, daß wir unser Betragen so einrichten, wie bey der Hochachtung gewöhnlich geschieht.

2) Aber etwas edleres kömmt in die Empfindungen und Triebe der Hochachtung durch das Wohlwollen und die Sympathie; vermöge deren das Gute, was andere besitzen, als gut für sie, als gut für viele andere, als Vollkommenheit der Welt, Vollkommenheit in den Werken des allgütigen und allmächtigen Schöpfers, uns aufmerksam macht, unsern Geist erhebt und erfreuet.

Um

Um dieses Einflusses willen, gehört auch das Gefühl der Hochachtung zu den Gefühlen, über die wir uns zu freuen haben; welches aber auch aus andern Ursachen noch geschehen kann.

3) Denn abgerechnet, was die Vorstellung des Möglichen überall vermag; so hat das Große an und für sich, und kraft seiner unmittelbaren Wirkung, etwas, was unsern Geist an sich zieht und in angenehme Gefühle versetzt, wie an einem andern Orte weiter ausgeführt werden wird.

Diese angezeigten Ursachen machen auch alle Unterschiede der Menschen in dem, was und wie sie hochachten, völlig begreiflich. Sie unterscheiden sich nämlich hierinn, erstlich, wie ihre Begriffe vom Möglichen sich unterscheiden. Ein Profese, der nach Paris kam, bewunderte da nichts so sehr, als die Straße, wo immer Eßwaaren feil stunden. Davon sahe er den Nutzen ein; diese Einrichtung konnte ihm daher einen vortheilhaften Begriff von diesem Europäischen Volke erwecken. Unter den Grönländern ist derjenige verächtlich, der nicht Seehunde fangen kann; wer aber in dieser, in der That auch schweren und gefährlichen Kunst, sich hervorzuthun weiß, ist ein großer Mann *).

Helvetius ist in der Ausführung dieses Stückes von der Hochachtung sehr weitläufig, und in manchen Bemerkungen scharfsinnig **). Er scheint aber unter andern darinn zu fehlen, daß er die innere Hochachtung und die bürgerliche Rangordnung und Eh-

S 5

ren-

*) Kant I. 172.

***) S. de l'Esprit disc. II. chap. X. seqq.

renbezeugung, nicht genug von einander unterscheidet, welche beyde auch aus vernünftigen Gründen nicht immer in gleichem Verhältnisse mit einander ertheilt werden können.

Wenn übrigens die Hochachtung sich nach den Begriffen vom Werthe der Dinge richtet: so können die Verschiedenheiten daher auf eine doppelte Weise entstehen. Es kann seyn, daß die Dinge für verschiedene Menschen, Völker, Zeiten, nicht einerley Werth haben; es kann auch seyn, daß der wahre Werth nicht erkannt wird. Von den Abweichungen der Hochachtung aus diesem letzteren Grunde sind die Beyspiele so gemein, als von den erstern.

Zweitens unterscheiden sich die Hochachtungstriebbe der Menschen, wie ihre Begriffe vom Großen, und ihre Fähigkeiten, das Große zu schätzen und einzusehn. Ein Kind kann nicht — wenigstens aus eigenem Antriebe nicht — die Weisheit eines Sully, oder den Ziessinn eines Newtons mit der verdienten Ehrfurcht bewundern. — Die Urtheile von Größe hängen aber auch gar sehr ab von dem, womit man vergleicht, wornach man mißt. Nicht derselbe Mensch kann daher in gleichem Grade dasselbe immer hochachten, auch wenn er das einemal wie das andere von eigentlichen Vorurtheilen und dem Einflusse besonderer Leidenschaften frey ist. Je mehr seine Begriffe sich erweitern, und er mit dem Größten bekannt wird, desto kleiner kömmt ihm das mittelmäßige vor. Nicht bewundern, ist also freylich ein Merkmaal der Weisheit; aber kein sicheres, weil es auch eine Folge der Unwissenheit und Unempfindlichkeit seyn kann. Und schlechterdings nichts bewundern, würde bey

bey einem Menschen nur das letzte beweisen, gar nicht das erste.

Endlich muß es auch erhebliche Unterschiede bey den Anlässen und Erweckungen zur Hochachtung machen; wie weit oder wie wenig ein Mensch zur Sympathie aufgelegt, und die selbstfüchtigen Bewegungen zu beherrschen im Stande ist. Wie sollte reine Hochachtung im Neidischen entstehen?

Alle Gründe zur Hochachtung und gegen dieselbe entstehen in einem Menschen entweder aus eigener Einsicht und Erfahrung, oder aus den Urtheilen anderer, die er für wahr annimmt. *Estime sur parole* nennt *Helvetius* diese letztere Art von Hochachtung; und die erstere *Estime sentie*. Jene ist freylich bey weitem die gewöhnlichste. Wenn sie gleich, vermöge ihres Grundes, so unwandelbar nicht ist: so kann sie doch sehr stark seyn. Denn wie groß ist nicht die Gewalt der Vorurtheile und der Phantasie in den menschlichen Gemüthern?

§. 65.

Hochachtung bey verschiedenen Stufen der Cultur.

Aus allem dem bisherigen ist leicht abzunehmen, daß die Menschen sich sehr verschieden beweisen müssen mit der Hochachtung bey verschiedenen Stufen der Cultur. Und einige hieher gehörige Erscheinungen sind einer nähern Betrachtung werth.

Ben der Stufe der Cultur eines Volkes, wo Erfahrung allein, und Unterricht derer, die Erfahrung haben, Erkenntniß geben kann; wenn noch nicht der stille Unterricht der Todten in ihren Schriften zur Weisheit führen

führen kann: da ist es natürlich, daß das Alter verehrt wird. Nach ihm lassen sich gemeiniglich die Einsichten messen. Unter einem Volke, bey dem eine gute Erziehung ins Drittheil des menschlichen Alters mehr Anbau des Verstandes bringen kann, als unter einem noch halb wilden Volke kein Nestor aus eigener Erfahrung allein haben kann, ist es natürlicher Weise anders. Und es würde ein sehr bedingtes und veränderliches Naturgesetz zu einem absoluten machen heißen; wenn man da fordern wollte, daß ein graues Haupt, ohne weitere Untersuchung, jedem Jünglinge ein Gegenstand der Ehrfurcht seyn solle *).

Wenn bey einem Volke durch die dichterischen Künste und andere Umstände das Gefühl für das Schöne zum höchsten Grade verfeinert und belebt worden ist: so kann bey diesem Volke die Schönheit ein Gegenstand religiöser Verehrung seyn, jeden andern Fehler verzeihlich machen, und überhaupt Wirkungen hervorbringen, die einem andern von der Seite weniger cultivirten Volke unbegreiflich vorkommen müssen. Die Griechen sind Beweis. Oeffentliche Buhlerinnen konnten in Griechenland um ihrer Schönheit willen die Ehre erlangen, die England seinen größten Gelehrten erwiesen hat, Denkmäler unter den Königen und Helden. Oeffentlich konnten sie sich zeigen in der Nationalversammlung, um den Preis mit den Helden und Künstlern zu theilen. Die
wei-

*) S. Iselin Geschichte der Menschheit, II. S. 138. ff.

weisesten, tugendhaftesten Männer durften, mußten mit Begeisterung von der Schönheit sprechen *).

Aber welches Volk dürfte sich auch rühmen, sich besser auf Schönheit zu verstehen, eine vollkommnere Empfindung davon zu haben, als die Griechen?

Ein scharfsinniger Philosoph behauptet, daß allemal, in jedem Lande, die Achtung für Verstandesfähigkeiten zunehme, wie die für die Tugend abnimmt **).

Auf Beobachtungen diesen Ausspruch sicher zu gründen, würde allzuschwer seyn. Die Untersuchungen, die dabey erfordert werden, um sich nicht zu übereilen, sind gar zu verwickelt. Die Spekulation giebt unterdessen einige Gründe für die Möglichkeit der Sache an die Hand. Nämlich

1) die Menschen können die feinern Gefühle nicht ganz ablegen, wenn sie einmal einige Cultur haben. Sie würden sich selbst zu verächtlich vorkommen, oder andern es zu werden befürchten. Sie können also sich gewöhnen, mit desto mehr Eifer und Nachdruck vom Schönen und Großen in den Werken des Verstandes und Wißes zu sprechen; desto mehr im Gefühl für dasselbe sich üben: je mehr Kälte und Schwäche in Ansehung dessen, was eigentlich Tugend heißen kann, sie bey sich empfinden.

2) Wenn Tugend nicht mehr geschätzt wird: so sind Talente das einzige mit gemeinen Zwecken noch überein-

*) S. Plato im Phädrus und im Gastmahl, und Thomas Essai sur les femmes, p. 31.

***) Thomas l. c. p. 40.

einstimmende Mittel, zu gefallen und sein Glück zu machen; oder doch um so viel nöthiger.

3) Selbst um dem Laster einen Anstrich zu geben, um das moralische Gefühl durch einigen Schein von Tugend noch hinzuhalten, sind sie nöthig.

Ob die Bemerkungen nicht auch Gründe enthalten zum umgekehrten Schlusssatz: daß Tugend in dem Grade anfangen müsse, von ihrem Ansehn zu verlieren, wie und weil die Achtung für Verstandesfähigkeiten das rechte Maaß übersteigt? Rousseau und mehrere haben dergleichen etwas behaupten wollen. Alles beruht am Ende auf der richtigen Bestimmung der Begriffe. Tugend und Wissenschaften stehen in gar keinem feindschaftlichen Verhältnisse; sondern gründen und befördern vielmehr etinander. Aber wenn man alle Erweiterungen der Erkenntniß, alle Wahrheiten in gleichem Werthe hält, über den Neusten das Nöthigste vergißt, und die Begierde, alle mögliche Zweifel auf das äußerste zu treiben und auszubreiten, für Liebe zur Wahrheit hält; oder wenn man Aberglauben, Andäctelen, Schwärmeren, oder auch unbezähmten, zwecklosen Muth, für Tugend hält: so ist die Harmonie der Naturtriebe zerrüttet, und des einen Aufnahme muß des andern Verderben seyn.

§. 66.

Vom Einflusse der Eigenliebe auf die Achtung für andere.

Bei den Untersuchungen über die Gründe und Aeußerungen der Achtung für andere, entdeckt sich bald der Einfluß, den die Eigenliebe dabey hat. Einige stellen diesen Einfluß so groß vor, daß Achtung für andere im

im Grunde weiter nichts, als Achtung für sich selbst, Eigenliebe unter einer etwas veränderten Gestalt wäre. Es sey unmöglich, daß wir etwas anders, als uns selbst in andern hochachten, sagt Helvetius. Wir wollen zusehen, was die Erfahrung uns behaupten heißt. Diese nun läßt uns oft genug sehen,

1) daß Menschen andere anfangen zu schätzen in dem Grade, wie diese gegen sie Hochachtung zu erkennen geben. Nichts wird einen großen Theil von Menschen geschwinder bewegen, auch ihre eigene nachtheilige Urtheile von andern zurückzunehmen, als wenn sie in Erfahrung bringen, daß diese rühmlich von ihnen denken und reden. Und dies kann nun freylich ganz natürlich auf die Rechnung der Eigenliebe gesetzt werden; als welche nicht nur dadurch gewonnen, versöhnt und zu liebevollen Urtheilen gestimmt wird, sondern auch mehr Wohlgefallen haben muß am Beyfall ansehnlicher, als verächtlicher Leute. Aber es läßt sich sowohl diese, als einige der nachfolgenden Beobachtungen, auch noch etwas anders erklären; aus einem Grunde, welcher, wie von der Eigenliebe selbst, also auch von dieser ihr gemäßen Wirkung Mitursache ist; nämlich aus der Beschaffenheit der menschlichen Erkenntniß. Von seinen eigenen Kräften und Vollkommenheiten, Kenntnissen und Verdiensten, wird jeder Mensch am unmittelbarsten, und daher meistens auch am stärksten afficirt. Am öftesten beschäftigt er sich damit. Natürlich also haben die Vorstellungen davon auch eine mehrere Klarheit, Vollständigkeit und Lebhaftigkeit, als die Vorstellungen von andern Dingen, insbesondere auch die von den Vollkommenheiten anderer. Wie nun dies ein Grund zur übermäßigen Achtung für sich

sich selbst ist: so macht es auch begreiflich, daß in den Verstand eines Menschen nichts geschwinder eindringen, und ihm einleuchtend werden kann, als ein ihn selbst betreffendes Urtheil, welches seinen eigenen Ideen und Urtheilen gemäß ist. Wenn nun das rühmliche Urtheil des andern von uns noch dazu Punkte betrifft, deren Beurtheilung Einsichten voraussetzt; wenn das Urtheil des andern nicht geborgt, sondern aus eigenen Einsichten entstanden zu seyn scheint; und dafür es zu halten, macht uns eben auch die Eigenliebe geneigt; wenn es etwa noch den Theil unserer Vollkommenheiten und Verdienste betrifft, der, wenn auch uns nicht zweifelhaft, dennoch noch nicht allgemein anerkannt ist: dann kann dies Urtheil des andern der kräftigste Beweis seyn, den er von der Richtigkeit, der Schärfe, der Feinheit seines Verstandes, uns hätte geben können; ohne, daß wir dabei im mindesten auf den Verdacht kämen, durch die Eigenliebe bey diesem unsern Schlusse geleitet worden zu seyn, und gewissermaßen auch wirklich ohne ihre Leitung. Diese Entwicklung der Gründe wird sich auf mehrere Erscheinungen mit wenigen Veränderungen anwenden lassen.

Was nun wahres an dem Satze sey, daß der Bewunderer in den Augen des Bewunderten nie ein Dummkopf ist *), wird hieraus begreiflich seyn. Gewiß aber muß dieser Ausspruch eingeschränkt werden; gewiß giebt es auch Menschen, denen ein Dummkopf nicht aufhört ein Dummkopf zu scheinen, wenn er anfängt

*) *Jamais l'admirateur n'est stupide aux yeux de l'admire.*
Helvetius.

fängt sie zu bewundern; und die ihr Urtheil über den andern in sich selbst noch zurückhalten, wenn das erste und einzige, was sie von ihm wissen, das ist, daß er sie lobt. Ist eine solche Festigkeit des Verstandes bey seinen Urtheilen, eine solche Bekanntschaft mit sich selbst und der Welt, und eine solche Gewalt über die Eigenliebe denn so etwas unbegreifliches?

2) Befördert die Eigenliebe die vortheilhaften Urtheile von dem andern; wenn es der eigenen Ehre zuträglich ist; desto rühmlicher, ihn zu übertreffen, oder desto weniger schimpflich, von ihm übertroffen zu werden *).

3) Eine

*) Als der Graf von Suffolk im Jahr 1429 bey Jergeau sich einem Franzosen ergeben mußte, fragte er ihn erstlich, ob er ein Edelmann: und als er dieses bejahete, ob er ein Ritter sey. Als er sagte, daß er diese Ehre noch nicht habe, machte er ihn auf der Stelle dazu, und dann ergab er sich. *Hume Hist. Vol. II. 340.* — Und die Römer, als sie nach der Niederlage bey Cannä die Weisheit des zaubernden Fabius und die Thorheit der andern Anführer einzusehen anfiengen, wollten es nun nicht bloß menschliche Weisheit seyn lassen, sondern göttliche Eingebung und Erleuchtung; um weniger beschämt zu seyn, daß ihre Weisheit nicht so weit gegangen war. *Plutarch R. 17.* Nicht *ανδρωπινος λογισμος, αλλα θειον τι χρημα διανοιας και δαιμονιον.* Eben so die Gefährten des Columbus, als sie endlich das von ihm verheißene Land erblickten. *Roberson Hist. of America, l. 91.* Man kann wohl auch die allgemeineren Gründe des Verfallens der Menschen von einem Extrem aufs andere, und der Uebertreibung der Vorstellungen vom Neuen und Unerwarteten hier mit in Anschlag bringen. Aber doch ist die oben angenommene Ursache nicht auszuschließen.

3) Eine begreifliche Wirkung der Eigenliebe, oder doch des vorher angezeigten Grundes derselben im Verstande ist ferner, daß die Menschen so vorzüglich geneigt sind, das ihnen ähnliche oder mit ihnen verknüpfte hochzuschätzen, ein jeder seinen Stand, sein Alter u. s. w. Ein Gelehrter, der zwischen sich und Leibniß oder Locke große Ähnlichkeit findet, wird empfindlicher seyn für Leibnißens oder Lockens Ehre, als nicht leicht ein anderer; wird schwer daran gehn, Fehler desselben einzugestehn, oder ihn jemanden nachsetzen zu lassen.

Diese Gesinnungen können sich auf alle Einrichtungen, die man bey seiner Lebensart macht, auf alle Personen, deren man sich bedient, vom Arzte bis zum Holzspalter, erstrecken. Jeder schätzt das Seinige vorzüglich, theils weil er sich vorzüglich liebt, und nicht gern scheinen mag, eine üble Wahl getroffen zu haben; theils weil er davon die mehreste Kenntniß, die vollständigsten und lebhaftesten Ideen hat.

4) Denen, die sich eigener zureichender Verdienste, hinlänglicher Vorzüge bis zur beruhigenden Ueberzeugung bewußt sind, wird es leichter, die Vollkommenheiten anderer anzuerkennen, und ihnen Fehler zu übersehen, als denen, die noch fürchten, durch jene verdunkelt zu werden. Ein wahrer Gelehrter läßt dem andern am leichtesten Gerechtigkeit wiederfahren. Auch eine wahre Schönheit der andern.

5) Oft nimmt die Neigung, dem andern Hochachtung zu beweisen, ab, wenn Vollkommenheiten und Verdienste, Ruhm und Ansehn desselben über einen gewissen Grad hinaussteigen. Vorher konnte man ohne Nachtheil der Eigenliebe sein Gutes bemerken; die Achtung,

tung, die man ihm bewies, konnte vielleicht gar Güte, Herablassung scheinen, und vortheilhaftes Licht auf uns zurückwerfen; immer war seine Größe nur ein Theil der unsrigen. Aber nun können wir es nicht wohl mehr bey ihm aushalten. Er muß kleiner scheinen, wenn er uns nicht mißfallen soll *).

6) Ueberhaupt werden die Menschen durch die Eigenliebe und Selbstsüchtigkeit oft um so viel geneigter, Fehler aufzusuchen, je glänzender die Verdienste sind, je größer der Ruhm ist; obgleich in andern Fällen der Haupteindruck die Nebeneindrücke sich ähnlich macht, oder die abweichenden überdeckt. Es ist nicht nur unangenehm, sich übertroffen zu sehen, sondern auch besonders tröstlich, auch an dem Vollkommensten noch Gebrechen zu finden. Zu gleicher Zeit kann es einen schmeichelhaften Beweis unsers Scharfsinnes abgeben, wenn wir an dem noch Fehler entdecken, was so viele andere für unverbesserlich hielten, und nur bewunderten.

7) Die Neigung, dem andern seine Achtung zu erkennen zu geben, kann gleichfalls ihren Grund gutentheils in der Eigenliebe haben. Man glaubt, dem andern ein Vergnügen.

*) Der scharfsinnige Robertson, Hist. of America II. 285. wendet den Grund dieser Bemerkung auf die Urtheile über die Kunstwerke fremder Völker an; indem diejenigen, die uns gleich, oder über uns zu seyn scheinen, leicht unserm unbilligen Tadel dabey ausgesetzt sind; da diejenigen, die weit unter uns sind, oft eine unmäßige Bewunderung erregen. — Dieses letztere kann auch noch dadurch von der Eigenliebe begünstiget werden, daß man neue, andern noch nicht bekannte, wohl gar zuerst von einem entdeckte Dinge gern recht merkwürdig vorstellet.

gnügen dadurch zu machen, eine Ehre ihm zu erweisen; und würde dies nicht glauben, wenn man sich nicht nach den Vorstellungen der Eigenliebe, wenn man sich nach den Begriffen des andern beurtheilte.

§. 67.

Ob jedweder Mensch sich im Ganzen höher schätze, als jeden andern Menschen?

Daß sich jeder Mensch für vollkommener, achtbarer und liebenswürdiger halte, als jedweden andern Menschen, seinen ganzen Character nicht gegen einen andern vertauschen möchte, wird von einigen ausdrücklich behauptet *); und bey manchen Beobachtungen wahrscheinlich. Bey Kindern und uncultivirten Völkern, und wo überhaupt noch wenig Verstellungskunst ist, wird es am sichtbarsten **). Und sucht nicht gemeinlich jede

*) *C. Helvetius*. Tout homme s' imagine, que sur la terre il n'est point de partie du monde; dans cette partie du monde, de nation; dans la nation de province; dans la province de ville; dans la ville de société comparable à la sienne; qui ne se croie encore l'homme supérieur de la société; & qui, de proche en proche, ne se surprenne en s'avouant à lui-même qu'il est le premier homme de l'univers. *Disc. II. ch. IX.* Auch Plato scheint dies vorauszusetzen, wenn er im XIIten Buch von den Gesetzen, bey der Vorschrift, wie die Censoren, die Aufseher über die andern Obrigkeiten, gewählt werden sollten, verordnet, daß jeder Bürger den Mann nennen sollte, den er für den besten nach sich hielte.

***) Folgende Schilderung der Wilden giebt einen Beweis. Lorsqu'ils arrivent à quelque lieu, ils ne saluent presque

jede Nation, auch unter den gesitteten, den Vorzug vor den übrigen sich zuzueignen? Nach einem durch die Klugheit des Themistokles über die Flotte des Xerxes erhaltenem

§ 3

tenem

presque jamais ceux qui y sont. Ils demeurent accroupis, & ne regardent personne. Ils entrent par fois dans la premiere cabanne, qu'ils trouvent, sans dire un mot. Ils prennent place où ils peuvent, & allument ensuite leur pipe ou leur calumet. Ils fument sans rien dire & s'en vont de même. Lorsqu'ils entrent dans nos maisons baties à la Europeenne, ils prennent la premiere place. S'il y a une chaise au milieu du foyer, ils s'en saisissent, & ne se levent pour qui que ce soit. Ils font autant de cas de leurs personnes, que du plus grand & du premier homme du monde. Voy. au Misissipi. S. Rec. des Voy. au Nord, V. 349. Von den Grönländern schreibt Kranz: „Sie setzen sich weit über die Europäer hinaus; und treiben wohl heimlich Spott mit ihnen. Denn ob sie gleich die vorzügliche Geschicklichkeit derselben an Verstand und Arbeit gestehen müssen: so können sie doch dieselbe nicht schätzen. Dahingegen giebt ihre eigene unnachahmliche Geschicklichkeit im Sechundfang, wovon sie leben, und außer welchem sie nichts unentbehrlich benöthiget sind, ihrer Einbildung von sich selbst genugsame Nahrung. Sie halten sich allein für gesittete Menschen, weil viele unanständige Dinge, die sie nur gar zu oft bey den Europäern gesehen, unter ihnen wenig oder gar nicht vorkommen. Daher sie zu sagen pflegen, wenn sie einen stillen eingezogenen Fremden sehen: Er ist beynah so sittsam, als wir; oder: Er fängt an ein Mensch, d. h. ein Grönländer, zu werden. Eben so die Eskimaur, ihre Brüder. Als der Missionar Drachart von dem Verderben aller Menschen mit ihnen rebete, ließen sie dieses von den Kablanät (Ausländern) gelten; meynten aber, sie wären gute Karaler (Menschen). Eben so meynten sie wieder nur, daß die Kablanät in die Hölle kämen, II. 314. f.

tenem Siege, sollten die Griechischen Heerführer sagen, wer unter ihnen sich am meisten dabey verdient gemacht. Da, erzählt Plutarch, habe jeder sich die erste Stelle, die nächste aber nach dieser alle dem Themistokles gegeben *).

Es ist auch dieses nicht nur dem gemäß, daß die Liebe zu sich selbst von Natur stärker ist, als die Liebe zu andern: sondern die Gründe der Eigenliebe, die stärkere Vorstellung vom Eigenen, als vom Fremden, und die Leichtgläubigkeit in dem, was man wünscht, scheinen es auch begreiflich zu machen.

Auch hebt das jenen Satz noch nicht auf, wenn etwa ausgemacht ist, daß ein Mensch in gewissen Stücken einem andern den Vorzug vor sich einräumet.

Unter dessen, so vieles auch zur Vertheidigung dieses Satzes aufgebracht werden kann: so scheint es doch allzuverwegen, über die innersten Empfindungen der Menschen so allgemein und so entscheidend zu urtheilen. Und es giebt doch auch Erfahrungen, die eher das Gegentheil zu beweisen scheinen. Beyspiele von Menschen, die mit zu lebhafter Empfindung, als daß man es für Verstellung halten könnte, über ihre Unvollkommenheit klagen, und Mißtrauen in sich setzen, in Beziehung auf das Hauptsächlichste von dem, was den Werth eines Menschen ausmacht. Die Selbstliebe verhindert nicht, daß durch Mitleiden, Wohlwollen und andere sympathetische Triebe hingerissen, ein Mensch bisweilen sich selbst im Gefühle für andere vergessen könne. Warum sollten die
Eigen-

*) S. Plutarch Themistokl. R. 17.

Eigenliebe und ihre Gründe nicht gestatten, daß ein Mensch ein richtiges Urtheil über sich und einen andern, in Beziehung auf alle Haupteigenschaften, fälle, und von den Vollkommenheiten des andern mehr eingenommen werde, als von seinen eigenen?

Natürliche Disposition zu diesem letzteren möchte wohl freylich in den meisten Menschen nicht seyn. Also mag ein jeder sich selbst prüfen; und den Ausspruch, wie er in diesem Punkte geartet ist, selbst thun. Offenbar aber ist der Gedanke übertrieben, wenn Helvetius sogar auf alles, was auch äußerlich nur einen Menschen angehet, allgemein ihn ausdehnt.

Abtheilung II.

Von den freundschaftlichen Neigungen und den entgegengesetzten feindseligen Trieben.

Kapitel I.

Von der eigentlichen freundschaftlichen Liebe.

§. 68.

Ob es uneigennützigie Freundschaften geben könne?

Bei der Untersuchung der Gründe, aus denen die freundschaftliche Liebe und Zuneigung entsteht, bey welcher Epikur und Zeno, Cicero und Helvetius so verschiede-

dene Ausprüche thun, ist es nöthig, den Begriff von der freundschaftlichen Liebe aufs genaueste zu bestimmen. Freundschaft ist nicht bloße Liebe des Wohlgefallens, dergleichen man auch gegen Thiere und leblose Dinge haben kann. Auch nicht bloße Liebe des Wohlwollens, wie die Menschenliebe und das Mitleiden. Sondern Wohlgefallen und Wohlwollen, und dabey noch Verlangen nach ähnlicher Gegenliebe.

Daß es ein uneigennütziges Wohlwollen gebe; daß nicht immer durch die Liebe zu sich selbst, auf irgend eine Weise, sondern durch die Sympathie, Menschen bewegt werden, andern Gutes zu wünschen und Gutes zu thun; läßt sich leicht erweisen (§. 21.). Aber wenn ein Mensch sein Vergnügen an dem andern, und in dem Umgange mit ihm findet; wenn er um dieses Vergnügens willen dem andern zu gefallen, und demselben sich eben so nothwendig zu machen sucht, als ihm derselbe schon geworden ist: so läßt sich ohne Verleugnung der offenbarsten Empfindungen, ohne Widerspruch der Begriffe, nicht behaupten, daß diese Neigung von der Selbstliebe unabhängig sey.

Eigennützig kann darum doch nicht eine jede Freundschaft um dieses Grundes willen genennet werden. Denn der Eigennuß ist nur ein Zweig der Selbstliebe, und in der gewöhnlichen schlimmen Bedeutung des Wortes, nur eine Ausartung oder eine unvernünftige Art von ihr (§. 15.). Ja man kann noch weiter gehn, und mit denen, die das schmeichelhaftere System von dem natürlichen Verhältnisse des menschlichen Herzens zur Freundschaft vortragen, behaupten, daß Eigennuß und Freundschaft sich gar nicht mit einander vertragen; daß in so
weit

weit einer nur aus Eigennuß die Verbindung mit dem andern und dessen Vollkommenheiten liebt, er noch nicht von freundschaftlicher Liebe gegen ihn beseelt sey. Denn diese beruht auf Wohlgefallen und Wohlwollen, und dem unmittelbaren Bedürfnisse, geliebt zu werden *). Hingegen ist auch richtig, was schon einige Epikuräer bemerkt, und zur Vertheidigung und Beschönigung ihres Satzes, daß alle Neigungen, und so auch die Freundschaft, aus dem Eigennuß entstehen, gebraucht haben, daß eine Zuneigung, die wirklich einen solchen Ursprung gehabt hat, in der Folge, abgesondert von dem Eigennuße, Bestand haben könne. Die Gewohnheit kann diese Veränderung schon hervorbringen, wenn auch weiter nichts wäre (§. II.).

Hieraus erhellet auch leicht, daß noch immer Grund genug vorhanden sey, ächte und falsche, edle und unedle Freundschaften von einander zu unterscheiden; wenn gleich allemal die Selbstliebe mit zum Grunde liegt. Diese Unterschiede hängen nämlich theils von der Art der Beweggründe ab, aus denen das Wohlgefallen und Wohlwollen, und das Verlangen nach Gegenliebe, entspringen; theils von der Stärke dieser Neigungen, im Ver-

*) Aber freylich, wenn man Nutzen oder Interesse bey allem dem annimmt, was uns nicht gleichgültig ist, wenn es auch nur durch unmittelbares Vergnügen reizt: so sind wir bey jeder Freundschaft interessirt, haben Vortheil, Nutzen davon. Allein dies ist doch nicht der gemeine Begriff von Eigennützigkeit. Des S. L. v. r. i. u. s. *aimer c'est avoir besoin* läßt sich in Absicht auf die eigentliche Freundschaft wohl vertheidigen.

hältnisse zu den übrigen. Es ist nicht nur möglich, daß Zuneigung zu einem andern Menschen aus lauter edlen und rechtschaffenen, obgleich auf die Selbstliebe, wenigstens zum Theil, sich beziehenden Empfindungen und Antrieben entspringe; sondern auch gewiß, daß die Liebe zu dem andern so stark werden, so stark die Seele auf einige Zeit einnehmen könne, daß man alle seine andern Neigungen und ihre Gegenstände darüber vergißt; alles, Leben und Ehre, der Erhaltung des Freundes aufopfert. Ob dies just die gemeinnützigste Art von Freundschaft sey, die einer solchen Festigkeit, einer solchen Ueberwältigung aller andern Empfindungen und Antriebe, fähig ist; ob auch nur zur beständigen wechselseitigen Glückseligkeit der Freunde die beste; dies kann noch immer mit dem Helvetius zur Frage gemacht werden; gehört aber nicht hieher.

Daß nur vollkommen Tugendhafte ächte Freundschaft mit einander pflegen können; hieße, die Worte in der allerstrengsten Bedeutung genommen, so viel, als daß es keine Freundschaft unter den Menschen gebe. Wenn man aber bey beyden Begriffen von der idealischen Vollkommenheit etwas nachläßt: so ist zwar wohl zu begreifen, daß für die Vollkommenheit der Freundschaft die moralische Beschaffenheit der ganzen Denkart und des ganzen Characters, nichts weniger als gleichgültig sey; dennoch aber auch durch Erfahrungen gewiß und begreiflich, daß Menschen lastern ergeben seyn, und dennoch bisweilen auf lange Zeit alles dasjenige für einander empfinden und thun können, was der allgemeine Begriff von Freundschaft in sich faßt. Eine verkehrte Neigung bringt nicht allemal nothwendig den Verlust aller guten Gesinnun-

nungen mit sich. So wie nicht ein Irrthum so fort alle richtigen Einsichten benimmt *).

§. 69.

Von den Ursachen der verschiedenen Stärke dieses Antriebes.

Der Grund der freundschaftlichen Zuneigung ist zusammengesetzt: es müssen also auch die Ursachen der mehrern oder mindern Fähigkeit, der verschiedenen Grade des Antriebes zur Freundschaft, an mehrern Orten gesucht werden. Nämlich, vermöge des Wesens der Freundschaft, wird ein Mensch um so viel mehr dazu aufgelegt und angetrieben seyn; je mehr er geschickt ist, die Vollkommenheiten, die angenehmen und nützlichen Eigenschaften anderer Menschen, mit Wohlgefallen gewahr zu werden, und lebhaft zu empfinden; je mehr er die freundschaftliche Verbindung mit dem andern bey seiner Glückseligkeit für nöthig hält; und endlich auch, je weniger er gehindert ist, mit Wohlwollen sich erfüllen zu lassen.

Aus diesen Grundsätzen ergeben sich vielerley Anwendungen von selbst; und einige werden bey anderweltigen Untersuchungen vorkommen. Ist sollen sie nur dazu die.

*) Es schreibt doch auch *Voltaire*, Dict. philos. art. Amitié, wie *Cicero* de amicitia cap. V. nisi in bonis amicitiam esse non posse: „Les mechants n'ont que des complices, les voluptueux ont des compagnons de debauche, les gens interessés ont des associés, les politiques assemblent des factieux, les princes ont des courtisans; les hommes vertueux sont les seuls, qui aient des amis.

dienen, ein Paar bekannte und merkwürdige Erfahrungen aufzuklären. Erstlich die Bemerkung, daß die freundschaftliche Liebe stärker und wärmer ist in der Jugend, als im männlichen Alter. Hievon lassen sich verschiedene Gründe angeben. Einmal sind die jugendlichen und die ersten Empfindungen in jedweder Art gemeiniglich die lebhaftesten. In Absicht auf die Freundschaft thut besonders die Lebhaftigkeit der Sympathien vieles; welche in der Jugend stärker sind, sowohl wegen der mehrern Lebhaftigkeit des sich Mittheilenden, als der größern Empfindlichkeit dessen, der den Eindruck empfängt. Und schon darum scheinen auch leicht die später vorkommenden Gegenstände minder vollkommen; weil der Eindruck, den sie machen, da es nicht mehr der erste ist, so stark nicht rührt. Sodann können die Triebe einzeln so stark nicht mehr seyn, wenn ihrer so viele geworden sind; wenn insbesondere auch unser Wohlwollen so viele Gegenstände in und außer der Familie an sich ziehen und unter sich theilen. Hiezu kommt, daß das manchfaltigere und verwickeltere Interesse des Mannes, leichter dauerhafte Hindernisse der herzlichsten Freundschaft hervorbringt, oder doch befürchten läßt. Insgemein nimmt auch die Empfindlichkeit für Mängel und Unvollkommenheiten mit den Jahren zu, die man in der Jugend nicht achtet. Und endlich muß der Trieb zur Freundschaft abnehmen, wie das Bedürfniß eines Gesellschafter und Vertrauten sich vermindert. Der Mann, dem seine Geschäfte keine Zeit zur langen Weile und zum ergötzenden Umgang übrig lassen; der Mann, der durch seine ausgebildeten Verstandeskräfte, und was er sonst in seiner Gewalt hat, sich selbst Zeitvertreib, Rathgeber und Richter seyn kann,

mehr

mehr als der Jüngling; der endlich, dem die Freuden der häuslichen Verbindungen zu Theil geworden sind *); wenn er gleich nicht unempfindlich gegen die Reize der Freundschaft ist, wird doch ganz natürlich weniger stark von ihnen angezogen, weniger lebhaft gerührt.

Aus eben diesen Gründen läßt sich die andere Bemerkung erklären, daß die glänzendesten Beispiele, die stärksten Proben von Freundschaft nicht sowohl unter gesitteten, als vielmehr unter wilden und halbgesitteten Völkern vorkommen. Die noch immer zum Beispiel der vollkommensten Freundschaft dienenden Namen des Orestes und Pylades sind aus einem solchen Zeitalter. Aber dem Wilden ist eben auch der Freund vorzüglich nöthig; oft sein einziger Schutz bey so vielen Gefahren, gegen die er sein Leben vertheidigen muß **). Und auch bey ihm theilen weniger Gegenstände die Empfindungen und Triebe des Herzens; und seine einfachere Lebensart, seine wenigeren Bedürfnisse, können nicht so oft Streit zwischen seinen und seines Freundes Absichten verursachen.

§. 70.

*) In manchen Fällen kann auch noch die Schwächung aller Empfindungen, der angenehmen sowohl als der unangenehmen, zu diesen Ursachen hinzugezogen werden. Sein Herz sich zu erleichtern von allzuheftigen Empfindungen und beunruhigenden Vorstellungen, ist eines der vornehmsten Bedürfnisse, um welches willen dem Jüngling ein Freund und Vertrauter nöthig wird.

***) S. Meiners über die Männerliebe unter den Griechen; Vermischte Schriften, Th. I. S. 84.

§. 70.

Von den verschiedenen Arten der Freundschaftsversicherungen.

In der Naturgeschichte der freundschaftlichen Neigungen wird die Bemerkung der unterschiedenen Arten, wie die Menschen einander ihre freundschaftlichen Gesinnungen zu erkennen geben, keine Ausschweifung seyn. Die Zeichen der Neigungen, wenn sie natürlich sind, helfen zur Erkenntniß der Beschaffenheit und der Gründe derselben.

Unter allen Himmelsgegenden, bey allen Arten von Völkern, findet sich die Gewohnheit der Umarmung *); obgleich allerhand Abweichungen in der genauern Bestimmung dieser Freundschaftsbezeugung dabey vorkommen. Man läßt unter uns bald die Wangen sich berühren, bald die Lippen; die Neuseeländer halten die Nasen gegen einander **). Verschiedene Völkerschaften in den Inseln der Südsee vertauschen die Namen mit denenjenigen, mit welchen sie Freundschaft machen wollen †). Bey eben denselben und mehrern andern Völkern ist die Vorhaltung eines grünen Zweiges von einem Baum,

*) Bey den Kalmücken sollen doch Umarmungen nicht gebräuchlich seyn, außer am ersten Morgen eines jährlichen Festes. Man sieht sie auch ihre Weiber oder Dirnen nie küssen, und es soll dies auch bey den vertrautesten Liebkosungen derselben nicht gewöhnlich seyn. Gute Freunde, die einander lange nicht gesehen, geben sich die rechte Hand bey dem Gruße. Pallas Nachrichten von den Mongol. Volk, I. 229.

***) Forster's Voyage round the World.

†) Histoire des Navigations aux terres australes I. p. 261. Hackesworth und Forster.

Baum, oder auch weißgefärbten Sachen, ein Zeichen der freundschaftlichen Gesinnungen *). Bey einigen Völkern ist das Zeichen der errichteten Freundschaft und Treue, daß einer dem andern aus seiner Hand zu trinken giebt **). Bey den Nordamerikanern dient das Calumet dazu, oder die Tobackspfeife, aus der gemeinschaftlich geraucht wird. In den Ritterzeiten ließen diejenigen, die Waffenbrüder werden wollten, sich zu gleicher Zeit eine Ader öffnen, und vermischten ihr Blut mit einander †).

Alle diese Beweise der Freundschaft können eben so, wie die Darreichung oder Ergreifung der Hand, und auch die Geschenke, für natürliche Wirkungen der bey der Freundschaft eintretenden Empfindungen und Absichten angesehen werden. Sie beweisen entweder eine Neigung, mit dem andern in Gemeinschaft zu treten, Zutrauen; oder eine Neigung, ihm Vergnügen zu machen. Bey den mehresten ist diese Absicht und Bedeutung der Handlung offenbar; bey den übrigen doch vermuthlich. Die grüne und weiße Farbe sind den Menschen von Natur angenehm; sind es auch leicht überall durch Nebenideen. Das Grüne, die Farbe des durch seinen Schatten und seine Früchte so wohlthätigen Baums; das Weiße, als das Reine, Unbefleckte, Ungeschminkte ††).

Einige

*) S. Forster's Voyage I. p. 167.

***) S. Les Voyages de Schaw. I. p. 393.

†) S. Memoires sur l'ancienne Chevalerie, p. 227. seq.

††) Forster Voyage I. 167. meynt, daß diese Gebräuche Folgen einer von der Zerstreuung der Menschen eingeführten Gewohnheit seyn müssen; weil kein natürlicher Grund

Einige andere Gewohnheiten sind schwerer auf natürliche Gründe zurück zu bringen. Die Einwohner der Insel Mallicollo, und die Neuguineer, mit welchen jene einerley Ursprung zu haben scheinen, sollen dadurch, daß sie sich Wasser über den Kopf gießen, ihre freundschaftlichen Gesinnungen zu erkennen geben *). Soll es vielleicht die Idee vom Baden, einer friedlichen und geselligen Handlung erwecken? Die groben Mißhandlungen, die bey den Kamtschadalen **) mit dem neuen Freunde vorgenommen werden, lassen sich wohl auf die Vorstellungen von Ergebenheit und Gefälligkeit zurückführen; beweisen aber freylich einen großen Mangel an feinem Empfindungen.

Kapitel II.

Von der Liebe gegen das andere Geschlecht.

§. 71.

Vermischung unterschiedener Triebe bey dem Ursprung und der Unterhaltung dieser Leidenschaft. Große Gewalt derselben.

Mit gutem Grunde unterscheidet man zwey Gattungen der Zuneigung, die Personen verschiedenen Geschlechtes
gegen

Grund dazu vorhanden. Wenn man sich aber die Frage vorlegt, was Menschen, wenn sie im Bedürfnisse wären, durch stumme Zeichen, von der Ferne zu, einander freundschaftliche Gesinnungen zu erkennen zu geben, wohl thun müßten; wird man da viele andere Dinge angeben können, auf die sie eben so gut oder noch besser verfallen könnten, als auf die angezeigten?

*) S. Forster II. 235. seq.

**) S. Stellers Beschreibung von Kamtschatka, S. 328. ff. Meiners vermischte Schriften, Th. I.

gegen einander haben können; wovon die eine der Freundschaft gleicht, und aus den gemeinen Gründen derselben entsteht; die andere aber auf die Bedürfnisse der Geschlechter sich bezieht. Aber gewiß ist es, daß diese verschiedenen Gründe öfter zusammen kommen, und manchfaltiger und feiner sich unter einander vermischen, als mehrentheils geglaubt wird.

Schon dies würde es schwer machen, durch Beobachtungen zu entscheiden, ob die bloße freundschaftliche Liebe zwischen Personen von verschiedenem Geschlechte stärker sey, als zwischen denen von einerley Geschlechte? Vermöge der Natur der Sache solches zu vermuthen, sind einige Gründe allerdings vorhanden; aber auch wieder Gründe dagegen. Mitteltst der verschiedenen angenehmen oder nützlichen Eigenschaften, die ein Geschlecht vor dem andern voraus hat, können sie besonders anziehend für einander werden. Und da sie nicht so oft nach einerley Dingen streben; so kommen ihre Absichten nicht so leicht mit einander in Streit; dagegen ist aber auch die mehrere Verschiedenheit der Vorstellungs- und der Empfindungsart eine mehrere Veranlassung zum Mißfallen, der Eifersucht und des wechselseitigen Anspruchs auf Herrschaft — weil diese doch bey bloß freundschaftlicher Verbindung keinen besondern Grund haben müßten — gar nicht zu gedenken.

So stark übrigens auch die bloße Freundschaft unter den Geschlechtern werden kann: so ist doch wohl außer Zweifel, daß die höchste Leidenschaft der Liebe, deren Gewalt sich durch so vielerley Arten von Wirkungen bekannt genug gemacht hat, ohne den offenbaren oder

geheimen Einfluß des thierischen Bedürfnisses nicht entsteht *).

Diese Leidenschaft ist die mächtigste unter allen. Sie fesselt oder übertäubt die Rachsucht, sie überwindet die Ehrbegierde, die älterliche und die kindliche Liebe; sie macht treulos, gegen Freund, König und Vaterland. Selbst der Eigenliebe leget sie Fesseln an. So vollkommen, so über die gemeine Menschennatur erhaben, scheint dem erhitzten Liebhaber seine Geliebte, daß er vor ihr, wie vor einer Gottheit, in den Staub niedersinkt; daß er sich nicht für würdig hält, so heftig er es auch wünscht, von ihr geliebt zu werden. Daher bekömmt auch die geringste ihrer Gunstbezeugungen, alles, was mit ihr in Verbindung steht, was ihre Hand, was ihr Fußtritt berührt, einen unermesslichen Werth. Alles andere wird in eben dem Verhältnisse gleichgültig oder verächtlich. Insbesondere rührt keine andere Schönheit den ächten Liebhaber. Und gern entbehrt er gröberer Lüste; indem seine ganze Seele wonnetrunken an dem Bilde der Geliebten hängt, und von dunkeln Hoffnungen eines alles übersteigenden Glückes, das ihm diese nur gewähren kann, angezogen wird. Es ist daher von vielen Moralisten angemerkt

*) Daher findet man auch bey denjenigen Völkern, bey denen entweder durch das ungesunde Klima, oder die kargliche Nahrung, oder irgend eine andere Ursache, das Temperament sehr geschwächt ist, kein Beyspiel einer solchen Leidenschaft; sondern vielmehr außerordentliche Gleichgültigkeit gegen das andere Geschlecht. Die Amerikaner sind als ein Beyspiel hievon allen ihren Beobachtern merkwürdig geworden. S. *Robertson* Hist. of America I. 292. seq.

merkt worden, daß die Unschuld in solcher innigen Liebe zu einem würdigen Gegenstande, nächst der Religion, die mächtigste Beschützerinn hat *). Am feyerlichsten und am weitesten ins Ernsthafte trieb man die Sache in den Ritterzeiten. Der Feldherr, der zum Kriege für das Vaterland sich rüstete, hielt es noch für etwas wichtiges, den Griff seines Degens von der Angebeteten berühren zu lassen. In der Schlacht erschien er mit einem ihrer Kniebänder um den Arm. Belagerer und Belagerte stellten ihre Feindseligkeiten ein, ganze Armeen hielten mitten im Gefechte inne, um dem Ritter, der zur Ehre seiner Dame einen Zweykampf beginnen wollte, Platz zu machen, und Zuschauer abzugeben. Bey einigen soll die verliebte Schwärmeren so weit gegangen seyn, daß, um die Stärke ihrer Liebe durch Unempfindlichkeit gegen alles übrige zu beweisen, sie am Sommer sich mit Kleidung und Feuer heiß machten, als ob für sie keine Sonne wäre; und des Winters sich der Kälte aussetzten, daß wirklich etliche darüber erfroren **).

Uebrigens kann doch wohl schwerlich behauptet werden, daß, vermöge dieser gedoppelten Gattung natürlicher Antriebe, die Liebe zu irgend einer Person, bey einem zum Gebrauch seiner Vernunft sonst gewöhnten Menschen, wie eine hitzige Krankheit, plötzlich in aller ihrer Gewalt entstehen könne; und daß es also nicht

U 2

von

*) S. Fordyce's Neben an Jünglinge, Th. I. S. 180. ff.

***) S. Memoires sur l'ancienne Chevalerie I. p. 221. seq. Tom. II. p. 63. und Thomas Essai sur les femmes, p. 168.

von menschlicher Freyheit abhängt, sich zu verlieben oder nicht *).

§. 72.

Von der Schaamhaftigkeit, in Beziehung auf den Geschlechtstrieb, und den verschiedenen Meinungen über die Moralität desselben.

So natürlich dieser Trieb auch ist, so kann er doch das Ansehn gewinnen, als ob die Vernunft, oder das natürliche Gefühl dessen, was recht und schicklich ist, etwas verwerfliches dabey finde; indem es scheint, daß die Menschen der Aeußerungen dieses Triebes und der Befriedigung desselben sich schämen, und daher sich dabey vor andern zu verbergen suchen. Aber ist dies auch das Werk der bloßen Natur; oder was könnte diese Sitte sonst für Gründe haben? Ganz genau diese Frage zu beantworten, ist in der That nicht leicht. Wir wollen uns begnügen zu bemerken, was die Erfahrung gewiß gemacht hat. Diese belehrt uns erstlich, daß es allerdings in warmen Ländern viele Völker gegeben hat und noch giebt, bey denen das männliche Geschlecht im geringsten nicht an diejenige Bedeckung denkt, die unter
uns

*) S. Meiners' vermischte Schriften, B. III. St. II. Ein anderer scharfsinniger Philosoph vergleicht doch in allem Ernst den Ursprung des Verliebens, wie dasselbe bisweilen entsteht, mit dem Elektrischen Schlag; und meynt, daß die Vergleichung der Liebe mit einer Flamme, die das Unzündbare plötzlich und unwiderstehlich ergreife, im buchstäblichen Verstande wahr sey, Anton. Genovesi. S. dessen Scienze metafisiche, P. 374.

uns für eine nothwendige Wirkung der Schaamhaftigkeit gehalten wird; und das weibliche zum Theil auch nicht, zum Theil auf eine sehr nachlässige und unvollkommene Weise *). Ferner ist bey einigen andern Völkern, wo diese Bedeckung gewöhnlich ist, eine andere Absicht, als die der Schaamhaftigkeit, höchstwahrscheinlich der Grund derselben; nämlich die Absicht, vor Verletzungen sich zu sichern. So sehr wenig stimmt mit jener ersten Absicht die Art, wie sie es thun, überein; und so leicht unterlassen sie es, wo die andere Absicht es nicht nöthig macht **).

Und eben diese Absicht auf die Sicherheit, bey dem Besiz eines Gutes, das gar zu leicht einen andern auch reizen könnte, und in einem Zustande, der zur Vertheidigung vor einem feindlichen Ueberfalle sehr wenig geschickt ist, läßt sich auch als die Ursache denken, um welcher willen der roheste Mensch, bey der Befriedigung des Geschlechtstriebes, den Augen anderer gemeiniglich sich zu entziehen suchet.

So sehr nun aber auch diese Bemerkungen, in der ganzen Geschichte dieses Theils der Sitten, mit Grunde zu gebrauchen seyn mögen: so ist daraus doch nicht zu folgern, daß die cynische Denkart der Vernunft angemessener sey, als diejenige, die alle gesittete Völker für

*) *Robertson's Hist. of America* I. 92. 97. 369. *Hackeworth* III. 622. seq.

***) *S. Forster's Voyage* II. p. 206. 230. 278. *Helvetius de l'Esprit disc.* II. ch. XIV. Dieser letztere Schriftsteller fährt die Sache, was das andere Geschlecht anbelangt, auch noch auf einen andern Grund hinaus, nämlich auf Buhlfunst. *S. ch. XV.*

nothwendig halten. Nur auf die Rechnung eines besondern Instinktes muß man nicht setzen, was die Wirkung des vernünftigen Nachdenkens, oder der Ideenassociation ist.

Aber woher kömmt es denn doch, daß die klar am Tage liegende Meinungen von der Moralität der Befriedigung dieses Triebes zum Theil so äußerst weit von einander abweichen; daß einige die gänzliche Enthaltung von derselben für das erste Gesetz der vollkommenen Heiligkeit halten *); nach andern hingegen der uneingeschränkste Genuß zu den natürlichsten Rechten der Menschheit, zu den vornehmsten Stützen der Glückseligkeit, ja sogar zu den vorzüglichsten Arten, die Gottheit zu verehren, und ihr Wohlgefallen zu verdienen, gehöret **)?

Kurz, hierauf zu antworten: so hat man zu bedenken, daß auch diese Sache verschiedene Seiten, und nach diesen verschiedenen Seiten, besonders aber auch nach verschiedenen Graden beachtet, sehr verschiedene Verhältnisse hat zu dem, was dem einzelnen Menschen, oder der Gesellschaft nützlich ist. Wenn man auch nur bey der Bevölkerung, ohne Zweifel der vornehmsten, der natürlichen

*) Auch bey heidnischen und zum Theil wilden Völkern findet sich dies. Von zwölf Secten in Japan erlaubt nur eine ihren Priestern die Ehe. S. Voyages au Nord. III. 116. seq. Noch gemeiner ist in den Religionen das Gesetz der Enthaltung vom Bescylase kurz vor gottesdienstlichen Berrichtungen.

***) Wenn man von den Geschichten dieser Art auch alle verdächtige übergeht: so bleibt doch zum Beweis der Sache noch genug. S. Helvetius disc. I. chap. XIV. Iselin Geschichte der Menschheit, B. III. R. XVIII.

lichen Wirkungen und Absichten dieses Triebes, stehen bleib:: so ist bekannt, daß nicht unter jedweden Umständen der Werth derselben gleich geachtet wird. Einige der vornehmsten Weisen unter den Griechen haben die Aufsehung der Kinder, oder doch wenigstens die Abtreibung, für erlaubt gehalten; in der Absicht, die gar zu starke Bevölkerung dadurch zu vermindern. Sollte nicht aus eben dem Grunde auch die Lehre haben entstehen können, daß die Enthaltung von der Befriedigung dieses Triebes die Pflicht vorzüglich rechtschaffener Menschen sey *)?

Aber es lassen sich auch noch andere Gründe dieser Denkart angeben. Einmal der Abscheu, den die unregelmäßige, ausschweifende Befriedigung dieses Triebes nothwendig erweckt; und dabey der den Menschen so gewöhnliche Fehler, von einer Uebertreibung auf die entgegengesetzte zu verfallen. Aus diesem Grunde sind ja alle sinnliche Ergößungen von einigen für sündlich gehalten worden. — Denn die ungeläuterte Idee, durch Aufopferung des Liebsten, durch gänzliche Unterwerfung und Verleugnung seiner selbst, Gott sich gefällig zu machen. Ferner der Gedanke, der Seele die ihr geziemende Herrschaft über den Körper zu verschaffen, und durch Entziehung von den Empfindungen und Trieben desselben sie zu reinigen und zu erheben. Vielleicht auch bisweilen die Verachtung gegen das andere Geschlecht.

Die Ausschweifungen auf der entgegengesetzten Seite lassen sich aus dem Einflusse der stärksten Neigungen

*) Sclerius hat diese Vermuthung gleichfalls. Disc. II. ch. XIII.

gen in die Urtheile vom Rechte überhaupt, und in die Vorstellungen von den Eigenschaften und Neigungen der Gottheit, hinlänglich begreifen *).

§. 73.

Von der Eifersucht.

Zu den merkwürdigen natürlichen Wirkungen der Liebe gehört die Eifersucht. Ueberhaupt ist es natürlich, den Besitz eines Gutes nicht gern mit andern zu theilen; zumal wenn die Theilung einen unvollkommenen Genuß, den gänzlichen Verlust oder andere nachtheilige Folgen befürchten läßt. Und demnach ließe sich annehmen: je heftiger einer liebt, desto weniger könne er gleichgültig seyn, bey der Vorstellung, daß ein anderer die Gunst der geliebten Person gewinnen werde. Unterdessen gehören noch andere Bedingungen dazu, wenn Eifersucht wirklich entstehen soll; und sie kann auch aus solchen Gründen entspringen, die keinesweges von der Stärke der Liebe zeugen. Zutrauen in die dem Liebhaber günstige Den-

*) Wie leicht hiebey das Gewissen dem sinnlichen Triebe nachgiebt, kann, wenn noch Beispiele nöthig sind, auch das beweisen, was den Spaniern in Louisiana Schuld gegeben wird, daß sie nämlich eine Wilde, mit der sie sich einlassen wollen, erst taufen, und damit sich beruhigen. Voy. au Nord. V. 16. Unter den Persern, bey denen es erlaubt ist, auf eine bestimmte Zeit sich zu verheyrathen, stellen diejenigen, die gewissenhaft seyn wollen, sich vor, daß sie bey vorkommender Gelegenheit auf eine so kurze Zeit, als ihnen gefällig ist, sich verheyrathen. S. Chardin edit. 1711, 4to vol. I. p. 165.

Denkungsart der geliebten Person, und Zutrauen zu seinen eigenen Vollkommenheiten, bewahren vor dieser Leidenschaft auch bey einem großen Grade der Liebe. Hingegen kann auch, ohne viele eigentliche Liebe, Eifersucht entstehen aus der stolzen Herrschsucht, die eine völlige Ergebenheit und ausschließende Rechte bey allem fordert, was sie als ihr zugehörig ansieht; oder aus der Eigenliebe, die sich beleidiget findet durch die Vorstellung, einem andern nachgesetzt zu werden; oder endlich auch nur aus der Furcht vor der Schande und Verspottung.

Diese verschiedenen Gründe der Eifersucht verhalten sich zu den unterscheidenden Gemüthseigenschaften der beyden Geschlechter zu verschiedentlich; als daß man, in Erwägung derselben, ein Geschlecht überhaupt mehr als das andere zur Eifersucht geneigt halten könnte. Aber bey bestimmteren Characteren der Individuen, oder auch der Nationen, findet man mehr Gründe zu einer solchen Untersuchung.

Wenn die Eifersucht von der Leidenschaft der Liebe herrührt: so offenbaren sich bey derselben insbesondere auch alle die Wunderkräfte dieser Leidenschaft, und der von Leidenschaft belebten Imagination. Erhebung des kleinsten Umstandes zur Sache von der größten Wichtigkeit, des Möglichen zum unzweifelhaft Gewissen; unablässige Beschäftigung mit dem einzigen quälenden Gedanken, Gleichgültigkeit, Blindheit gegen alles andere; Abzehrung des Körpers, plötzliche Umschaffung des ganzen Characters, oder doch der ganzen Handlungsart.

In dieser Gestalt kann die Eifersucht freylich für nichts anders, als für das größte Unglück bey der Liebe gehalten werden. Aber wenn sie durch Vernunft gemäßiget,

figt, durch Sympathie in bescheidenen Gränzen erhalten wird: so erweckt sie den Eifer, sich gefällig zu machen, schmeichelt dem Geliebten, und bringt höchstens nur kleine Wolken in den Gesichtskreis der Liebenden; nach deren Uebergang sie die wohlthätige Wärme der Liebe desto lebhafter empfinden.

§. 74.

Verschiedene Grade der Achtung für die Keuschheit und für das andere Geschlecht überhaupt.

Die bisherigen Bemerkungen lassen schon vermuthen, daß, nach andern Verschiedenheiten der Sitten, auch die Eifersucht sich richten, mancherley verschiedene Gränzen und Wirkungspunkte erhalten müsse.

Im Stande der Wildheit, wo die Stärke der Grund der Rechte ist, und eben daher auch der Mann alles Eigenthum an sich zieht, die Frau nichts mitbringt, vielmehr von ihren Eltern gekauft werden muß; da sind die Weiber gemeiniglich Sklavinnen. Als solche müssen sie den Lüsten des Mannes dienen, ohne Ansprüche auf Treue und Ergebenheit desselben machen zu können. Eifersüchtig seyn wollen auf eine andere Liebe des Mannes, hieße die Rechte des Oberherrn angreifen. Er hingegen, der Despote, ahndet es mit dem Tode, wenn eine dieser seiner Leibeigenen den Trieben nachgiebt, die oft so wenig Befriedigung durch ihn erhalten *).

Unter

*) *S. Millar's Observations on the distinctions of rank in Society, chap. I. Robertson's History of America, I. p. 318. seqq.*

Unter Völkern von gemilderten, aber doch unvollständig ausgebildeten Sitten, finden sich mehrere Beispiele, daß es zur Gastfreundschaft gerechnet wird, nicht nur die Tochter, sondern auch wohl die Frau, einem andern zu überlassen; und übel aufgenommen wird, wenn man von dieser Gefälligkeit keinen Gebrauch macht *). Die Begierde, Kinder zu haben **), abergläubische Einbildungen und andere Gründe haben bey einigen eben diese Gefälligkeit bewirkt.

Am wenigsten aber wird bey den allermeisten vom Zwange bürgerlicher und religiöser Geseze hierinn befreuten Völker auf die Keuschheit unverheyratheter Personen geachtet. Ja bey verschiedenen soll es sogar einer Weibsperson zur Empfehlung gereichen, und leichter zu einem Manne

*) S. von den Kalmücken Pallas Nachrichten von den Mongol. Völk. Th. I. S. 105. In der Insel Ceylon ist die Hahnreyschaft überhaupt sehr gemein, und wird insgemein wenig geachtet. Insbesondere ist es gewöhnlich, daß der Mann, wenn er von sehr guten Freunden oder Vornehmern besucht wird, ihnen seine Frau oder Tochter zur Gesellschaft in die Schlafkammer schickt. S. Knox part. III. ch. 7. S. auch Millar's Observat. p. 12.

***) Bey den Grönländern werden Mann und Frau wohl einig, in der Absicht, einen geschickten Landsmann oder auch Europäer zu miethen. Cranz II. 328. Die Grönländer sind sonst ein ziemlich keusches Volk; und das unverheyrathete Frauenzimmer ist nicht nur sehr züchtig, sondern sogar spröde. Die Jungfrauen werden ohnmächtig, oder laufen in eine Wüsteneey, wenn ihnen ein verliebter Antrag geschieht. Ebend. I. 201. ff.

Manne verhelfen, wenn sie schon mit vielen Liebhabern in der größten Vertraulichkeit gelebt hat *).

Daß sehr vieles in diesem Theil der sittlichen Denkfungsart der Wirkung politischer und religiöser Gesetze zuzuschreiben sey; beweisen alle Beobachtungen zusammen genommen sehr deutlich.

Ein Mensch, der nur die groben sinnlichen Luste kennt, betrachtet auch das andere Geschlecht nur als ein Mittel, thierische Triebe zu befriedigen, oder eines Theils seiner Arbeiten sich zu entledigen. Ein solcher wird daher auch bey der Wahl eines Gegenstandes nicht auf diejenigen Vollkommenheiten sehen, von denen die feinern gesellschaftlichen Vergnügungen abhängig sind; er wird nicht darauf bedacht seyn, weder dem andern Geschlechte Gelegenheit zu verschaffen, diese Vollkommenheiten sich zu erwerben, noch sich selbst so zu bilden und zu betragen, daß er einer Person, die sie besitzt und zu schätzen weiß, gefallen könne. Ueberhaupt also muß seine Achtung für das andere Geschlecht nur geringe seyn. Und wie es in vielen Fällen geht, so kann auch hiebey die Wirkung wieder zur Ursache eben desselben Erfolgs werden; und das eine Geschlecht weniger geachtet seyn, weil ihm diejenigen Vollkommenheiten fehlen, von denen es durch die Uebermacht des andern abgehalten wird **).

Daß

*) S. von den Kamschadalen Steller S. 346. und von mehreren Völkern Buffon Allg. Naturhist. Th. V. S. 105. ff. Iselin Gesch. der Mensch. I. S. 331. ff. Miller chap. I. Genauer hingegen nehmen es die Kirpisen. S. Kyttschkow Tagebuch S. 349.

***) Bey den Griechen sind die Buhlerinnen mehr geachtet worden, als die Ehefrauen; weil die mehrere Freyheit, deren sie sich bedienten, jenen zu mehrern gesellschaftlichen Vollkommenheiten verhalf.

Daß dieses am häufigsten der Fall des weiblichen Geschlechtes seyn müsse, ist begreiflich. Unterdessen finden sich Beyspiele, daß auch im Stande der Wildheit die Frauen ein großes Ansehn, und fast die Oberherrschaft über die Männer erlangt haben; wovon allerdings die mehrere Ausbildung, die in den ruhigern und manchfaltigern häuslichen Beschäftigungen ihr Geist erlangt hatte, die Ursache seyn konnte *).

§. 75.

Ob die eheliche Gesellschaft eine Wirkung des Instinktes sey?

Daß die Vernunft es zur Pflicht mache, den Geschlechtstrieb mittelst ehelicher Verbindung zu befriedigen; ist gewiß. Aber ob unabhängig von den Vernunftgründen, schon irgend ein Empfindungstrieb oder mehrere zusammen die eheliche Gesellschaft bewirken, kann noch gefragt werden. Ein berühmter Schriftsteller glaubt, daß der Mensch einen eigenen Naturtrieb hiezu habe, und findet einen Beweis hievon auch in der Neigung der kleinen Kinder, schon in ihren Spielen eheliche Verbindungen einzugehn **).

Anderer

*) S. von den Marianischen Inseln Hist. des navigations aux terres australes, II. p. 505. Von Kamtschatka Steller S. 287. Und überhaupt *Miller's Observat.* chap. I.

***) Some Versuche über die Gesch. der Menschh. Vers. VI. deutsch. Uebers. S. 196.

Anderere lassen bisweilen einen Wilden von dem unnatürlichen Zwang der Ehe so spitzfindig sprechen, als ob er sich in der Gesellschaft großstädtischer Wollüstlinge gebildet hätte *).

Zieht man hiebey die bekanntesten Erfahrungen unpartheyisch zu Rathe: so ist ersichtlich so viel leicht ausgemacht, daß der vertrauteste Umgang nicht verhindert, daß nicht oft eine Person die andere bald vergift, oder doch auf beständig verlässet. Hingegen ist doch auch eben so begreiflich, daß bey geringerer Empfänglichkeit für jeden neuen Reiz, oder weniger äußerlichen Anlässen zu solchen Reizungen, im Stande der Wildheit, die bloße Gewohnheit, nebst dem Bedürfnisse, in der Person des andern Geschlechts zugleich einen treuen Gehülfen und Beystand zu haben, eben das, wenn gleich nicht völlig so gesichert, bewirken könne, was Gesetz, Religion und Sittenlehre bey mehrerer Ausbildung einschärfen. Die Kinderliebe gefellt sich nachher auch noch zu jenen ersten Antrieben.

Das weibliche Geschlecht muß, überhaupt davon zu urtheilen, diese fortdaurende Verbindung am meisten begehren, und zur Erhaltung derselben seine Schmeicheleyen anwenden; je mehr es überhaupt, und besonders bey den Folgen der höchsten Vertraulichkeit mit dem Manne, das Bedürfniß eines Schutzes und Beystandes empfindet.

Oder giebt es noch andere Gründe, dem weiblichen Geschlechte eine mehrere Anlage zur Treue und Beständigkeit in der Liebe zuzuschreiben? Giebt die Erfahrung

*) G. Voyages au Nord, prem. edit. V. 293. 296.

zung Anlaß, nach mehrern solchen Gründen zu fragen? —
Ben der genauern Zergliederung der unterscheidenden Gemüthseigenschaften der beyden Geschlechter, werden sich vielleicht einige zur Beantwortung dieser Fragen dienliche Bemerkungen machen lassen.

Kapitel III.

Von der Liebe gegen die Wohlthäter, und den natürlichen Antrieben zur Dankbarkeit.

§. 76.

Natürliche Gründe der Dankbarkeit und Undankbarkeit.

Daß auch die Dankbarkeit nur von Eigennuße herkomme, gehört mit zu den manchen Aussprüchen, die die Partheylichkeit für einen zu voreilig angenommenen Grundsatz, gegen die unleugbarsten Erfahrungen, hervorgebracht hat. Unter das unvernünftige Vieh wäre auch der Mensch herabgewürdiget, wenn er keiner uneigennütigen Liebe gegen seinen Wohlthäter fähig wäre. Aber er ist es. Ohne noch durch Vorstellungen der Pflicht angetrieben zu werden, hat der Mensch starke Reize in sich, seinen Wohlthäter mit Wohlgefallen anzusehn, über dessen Wohlstand sich zu freuen, sein Bestes zu wünschen. Er ist ja die Quelle seines Glücks. Ein Gegenstand, an welchen die Vorstellungen, die uns Vergnügen geben, angeknüpft sind, wird durch diese selbst zum angenehmen Gegenstande. Ein todtes Brett, mit dem ein Mensch sich aus dem Schiffbruche errettet, wird ihm mittelst der Ideenassociation und ihrer natürlichsten Wirkungen, zur theuren, lieben Reliquie.

Ben

Bei empfangenen Wohlthaten kommt noch die Vorstellung des Wohlwollens, der Liebe und Achtung des andern gegen uns dazu. Es ist angenehm, von andern werth geachtet zu seyn, noch mehr aber von denen, die selbst achtungswerth sind: es ist also sehr natürlich, Liebe gegen die Wohlthäter zu empfinden.

Endlich kann auch die Selbstachtung und die Ehrbegierde zu den natürlichen Trieben, die die Dankbarkeit erzeugen, gerechnet werden. Es ist eine angenehme Vorstellung der Wohlthaten, die man empfangen hat, sich würdig zu zeigen, zu machen, daß es dem Wohlthäter nicht gereuet, sie einem erwiesen zu haben, und im Stande zu seyn, auf irgend eine Weise sie vergelten zu können. In erhabenen Seelen kann bloß durch diese Gründe die Dankerweisung ein dringendes Bedürfniß werden.

Es kann noch hinzu kommen die Sympathie mit dem Wohlthäter, der Dankbarkeit erwartet, und mit andern Hülfbedürftigen, denen jedes Beyspiel der Undankbarkeit es schwerer macht, Wohlthäter zu finden.

Alle diese Antriebe zur Dankbarkeit sind unabhängig von dem Eigennuße, obgleich einige darunter mit der Eigenliebe nahe verknüpft sind.

Aber sie sind freylich so stark nicht, daß sie nicht leicht auch überwältiget werden könnten, durch entgegengesetzte Triebe der menschlichen Natur. Die vornehmsten Hindernisse der Dankbarkeit sind, thörichter Stolz und Hang zur Unabhängigkeit, Eigenliebe und übertriebenes Mißtrauen. Jener macht, daß bisweilen Menschen
unge-

ungeneigt sind, es zu gestehen, daß sie durch anderer Hülfe emporgekommen oder erhalten worden sind. Sie suchen diese ihre Schwäche und Abhängigkeit, so wenig sie ihnen auch zur wahren Schande gereichen könnte, vor sich und andern zu verbergen; und vergessen ihren Wohlthäter, so bald sie können. Die Eigenliebe wird auf mehr als eine Weise die Quelle der Undankbarkeit. Sie macht, daß einer alles, was ihm Gutes wiederfahren ist, für lauter eigenes Verdienst, oder Schuldigkeit des andern ansieht; es scheint ihr das Geschehene wohl gar zu wenig, und sie empfindet mehr Unzufriedenheit über das, was unterblieben, als Vergnügen über das, was ihr wiederfahren ist. Und die geringste Beleidigung vergrößert sich in ihren Vorstellungen so sehr, daß die Eindrücke vieler empfangenen Wohlthaten dadurch verdunkelt werden. Wie das argwöhnische Wesen, die Geneigtheit, von andern immer das Schlimmere zu glauben, der Dankbarkeit im Wege stehe; ist einleuchtend. Wenn man denkt, daß der andere nicht aus Wohlwollen gethan hat, was uns zum Vortheil gereichte, sondern aus Eigennuß, oder vielleicht aus noch verhaßtern Absichten: so verschwinden die mächtigsten Antriebe zur Dankbarkeit, und nur etwa einer von den angezeigten Einflüssen der Eigenliebe darf dazu kommen, um die entschlossendste Undankbarkeit zu erzeugen.

S. 77.

Ob alle Menschen von Natur die Beleidigungen stärker empfinden, als die Wohlthaten?

Dies sind die natürlichsten Gründe zur Dankbarkeit und Undankbarkeit. Welche sind wohl ursprünglich die stärksten?

Erster Theil.

¶

Wird

Wird, vermöge dieser Anlagen, der Mensch durch Beleidigungen oder durch Wohlthaten stärker gerührt werden; mehr zur Gegenliebe, oder zur Rache gestimmt seyn? Die Erfahrung giebt nur einzelne, und bis zu diesem Punkt nicht leicht gewiß zu machende Entscheidungen. Es scheint aber jene Frage durch etliche andere der Beantwortung näher gebracht werden zu können. Macht auf alle Menschen das Böse lebhaftere und dauerhaftere Eindrücke, als das Gute? Mögen alle Menschen sich gern als gehasset, oder lieber als werth geachtet denken? — Vielerley Erfahrungen und Untersuchungen beweisen, daß es in diesen Punkten sehr von einander abweichende Gemüthsarten gebe und geben müsse; daß bey einigen die Neigung zu angenehmen Vorstellungen, und besonders der, geliebt zu seyn, so stark ist, daß es leichter ist, durch Wohlthaten und Gefälligkeiten sie zu Freunden, als durch Beleidigungen zu Feinden zu machen.

Mit dieser Frage steht eine andere im Zusammenhange; ob nämlich die Furcht vor übler Begegnung mehr über den Menschen vermöge, als die Erkenntlichkeit für das Gute? Sehr zuversichtlich wird dieses von vielen behauptet, und oft ist es zur Rechtfertigung tyrannischer Maßregeln, oder doch des Hanges zur despotischen Gewalt behauptet worden. Und leugnen läßt sich nicht, daß es sich mit vielerley, aus der Natur des Menschen und der Erfahrung hergenommenen Gründen, vertheidigen lasse *). Aber alle Menschen hierinn einander gleich zu achten, läuft doch eben so gewiß auch gegen Erfahrungen

*) S. Helvetius de l'Esprit disc. III. chap. XI.

gen und allgemeine Grundsätze. Selbst unter den Wilden, ob sie gleich überhaupt wenig erkenntlich scheinen, hat man mehrere Beispiele von Zuneigungen, die durch Wohlthaten erweckt wurden, und sowohl gegen bereits erlittene, als noch zu befürchtende Beleidigungen aushielten *). Und unter alien Völkern muß es Menschen geben, die vermöge der Temperamentsanlagen der Furcht trotzen; hingegen durch Beweise der Achtung und Liebe gewonnen, und zu sehr großen Aufopferungen gebracht werden können.

Uebrigens wenn auch von den allermeisten Menschen das Gegentheil gewiß wäre: so würde dies doch noch nicht sogleich die Folge geben, daß, um zu vernünftigen Absichten die Menschen auf das beste zu nutzen, die Furcht überhaupt die vorzüglichste Triebfeder sey.

Kapitel IV.

Von der Liebe der Blutsverwandten.

§. 78.

Allgemeine Gründe einer besondern Zuneigung zu den Blutsverwandten.

Die Neigungen der Blutsverwandten unter einander machen unterschiedene Classen aus; wovon eine jede insbeson-

F 2

beson-

*) Ueberhaupt scheint es mir, man gehe zu weit, wenn man die Wilden so schlechthin der Undankbarkeit beschuldiget. Was man zum Beweis anführet, giebt doch nicht völlig so viel zu erkennen; sondern nur Ungeneigtheit, sich für den Schuldner des andern anzugeben, oder von eis-

besondere untersucht zu werden verdienet, und untersucht werden muß, wenn man die Gründe der hiebey sich beweisenden Triebe gehörig verstehen will. Es entdecken sich aber bald einige Triebfedern, die bey dieser ganzen Gattung der Neigung sich wirksam beweisen; welche, zur Abkürzung der besondern Untersuchungen, zum voraus angemerkt zu werden verdienen.

1) Die Selbstliebe läßt ihre Einflüsse sich leicht über diejenigen Gegenstände verbreiten, die mit uns in einer genauen Verknüpfung sind; wovon die Vorstellungen mit der Idee von unserm Selbst genau zusammenhängen. In Beziehung auf die nahen Anverwandten finden sich noch besondere Gründe, diese Ausdehnung der Selbstliebe zu befördern. Die Vortheile und Nachtheile, das Glück und Unglück unserer Verwandten treffen uns leicht mit. Die Urtheile, die man über sie fällt, verbreiten sich oft über uns.

2) Die Gewohnheit vermag, Dingen, die uns anfangs gleichgültig waren, und noch es seyn würden, einen Werth zu geben, um welches willen wir die Trennung von ihnen nicht gleichgültig ertragen, mit allerhand zärtlichen Gesinnungen gegen sie erfüllt werden. Personen

ner Sache, 'die man selbst gern' hat, ihm zu Gefallen sich zu trennen. Und beydes ist freylich ein Character des mehr sinnlichen, als empfindsamen und auf seine Unabhängigkeit stolzen Wilden. Aber daß Wohlthaten nicht seine innere Zuneigung gewinnen, und zu gelegentlichkeiten, ihm nicht zu beschwerlichen Freundschaftsbeweisen antreiben; das kann man nicht sagen. Man sehe unterdessen *Roberson* H. A. I. 405. 487.

nen aus der Familie, mit denen man aufgewachsen ist, einen angenehmen Theil des Lebens zugebracht hat, können also auch aus diesem Grunde einem lieb werden.

3) Hierzu kommt bey mehrerer Ausbildung die Vorstellung der Pflicht; die zwar zum Theil aus einigen der zuerst angemerkten Gründe entsteht, aber auch noch andere Gründe für sich hat; und wenn sie auch keine weitere Gründe hätte, bloß durch die Form, die die andern Vorstellungen durch sie erhalten, durch die Macht der allgemeinen Idee von Pflicht, jene Antriebe sehr verstärken könnte.

Diese Gründe scheinen völlig hinreichend, die Liebe, die Geschwister oder andere Seitenverwandte gewöhnlich gegen einander hegen, zu erklären; ohne daß es nöthig wäre, noch geheime physische Gründe in der Gemeinschaft des Ursprungs, sogenannte Bande des Bluts, anzunehmen *). Wenn bisweilen unter Blutsverwandten eine besondere Freundschaft bemerkt wird, von der Art und aus Gründen, wie unter nicht verwandten Personen häufig sich findet: so gehört dies nicht hieher.

Die Leichtigkeit, mit welcher diese Art von Neigungen durch die angelegenern Triebe der Selbstliebe be-

§ 3

zwun-

*) Wenn man dennoch dergleichen etwas behaupten wollte, oder zu behaupten Grund fände: so ließe sich die Sache einigermaßen begreiflich machen, durch die Idee und Voraussetzung einer mehrern Einartigkeit unter verwandten Personen. Denn bey dieser findet sowohl die Eigenliebe als die Sympathie mehr Anlaß, sich wirksam zu beweisen. Aber dieser Voraussetzung kann freylich in den meisten Fällen mit Grunde widersprochen werden.

zwungen werden können, giebt auch keine Vermuthung für noch mehrere und ursprünglichere Gründe derselben.

Je weniger hingegen diese letztern jenen sich widersetzen, und je mehr dieser Gründe in besondern Fällen Statt finden; desto stärker werden sie sich auch beweisen. Diese Schlüsse bestätigt der Nepotismus der Päbste. Um ihr eigenthümliches Ansehn nicht durch die Verächtlichkeit ihrer Familie zu schwächen, müssen sie diese zu erheben suchen. Kinder haben sie nicht. Zur Freundschaft sind sie, wenn auch weiter nichts dagegen wäre, zu alt. Für sich selbst einen großen Aufwand und viel Staat zu machen, ist wider ihre Geistlichkeit. Was könnte mehr eronnen werden, um die Richtung der selbstischen Triebe auf die nächsten Verwandten zu befördern? Auch ist bey vielen Päbsten die Erhebung ihrer Familie eine Triebfeder gewesen, die alle andere überwand *).

Die Gründe machen aber auch begreiflich, daß bey wenig ausgebildeten Völkern die Liebe zu den Blutsverwandten stark sich beweisen könne. Es wird unter andern von den Grönländern bezeugt. Sie sollen ihre Anverwandte bis in die entferntesten Grade werth halten, und daher auch mehr Namen zur Bezeichnung dieser Grade in ihrer Sprache haben, als in der unsrigen nicht gefunden werden **).

S. 79.

*) Ley Clemens VII. gab sie völlig den Ausschlag zwischen Franz I. und Carl V. *Robertson II. 344.* S. auch *Il nipotismo di Roma 1667. 2 voll. 12.*

**) S. *Cranz Historie von Grönländ II. 329.*

§. 79.

Von der Liebe der Kinder zu den Eltern.

Geheime Bande des Bluts sind einige geneigt zu vermuthen insbesondere bey der Zuneigung, die Kinder und Eltern gegen einander empfinden. Allein es fehlet, auf der einen Seite wie auf der andern, zu deren Behauptung an hinlänglichen und sichern Gründen.

Scenen aus Schauspielen oder andern dichterischen Werken, die nach einer angenommenen Meynung eingerichtet worden sind, können hiebey nicht als historische Beweise gelten. Und wenn nun auch einmal ein Vater und ein Sohn, ohne dies ihr Verhältniß zu wissen, gleich im ersten Anblicke Zuneigung gegen einander verspührten, und im kurzen warme Freunde wurden: trägt sich dies nicht auch oft genug unter ganz fremden Personen zu?

Allenfalls könnte man auch hiebey annehmen, daß die Aehnlichkeit, die doch wirklich oft in den Physiognomien der Eltern und Kinder sich findet, eine Ursache einer solchen Neigung, oder eine gemeinschaftliche Wirkung und Beweis solcher ähnlichen Dispositionen sey, aus denen Uebereinstimmung der Empfindungen, leichtere und stärkere Sympathie entstehen könne. Doch würde dieses immer auf etwas, diesem physischen Verhältnisse nicht eigenthümliches, sondern auch bey nicht verwandten Personen Statt findendes hinaus laufen.

Gewiß ist, daß die Liebe der Kinder zu ihren Eltern, außer den gemeinen Gründen der Liebe zu den Anverwandten, wo nicht ganz allein, doch hauptsächlich aus der Empfindung und Vorstellung der von ihnen er-

haltenen Wohlthaten entspringt. Dies lehrt die Erfahrung deutlich

1) dadurch, daß ein Kind diejenige Person von seinen Eltern gemeiniglich doch am meisten liebt, die sich dasselbe in allem Betracht am meisten durch Wohlthaten verbindet; und auch leicht damit abwechselt, wie diese Ursache sich wendet. Daher geht in der ersten Zeit die Mutter — wenn sie nämlich ganz Mutter ist — dem Vater die meisten male vor.

2) dadurch, daß ein Kind eine fremde Person gar leicht mehr liebt, als Vater oder Mutter, wenn diese ihm öfter oder nachdrücklicher Vergnügen macht *).

Wenn

*) Man kann zu diesem Beweise auch noch die gemeiniglich sehr geringe Achtung und Liebe der Kinder gegen ihre Eltern unter den wilden Völkern hinzusehen. Die kurze Dauer der Erziehung, der Zeit, in welcher sich die Eltern für ihre Kinder besorgt zeigen, nebst dem Leichtsinne des Wilden, in Ansehung der empfangenen Wohlthaten, sind, wenn auch nicht die einzigen, doch wenigstens Mitursachen hievon. S. *Robertson Hist. of America* I. 323. Doch wird von einigen solchen Völkern auch bezeuget, daß sie, wenn die Eltern zum hohen Alter gelangt sind, anfangen, Liebe und Ehrfurcht zu beweisen. S. von den Grönländern *Cranz* I. 213. von den Cariben, *Oldendorp, Geschichte der Mission* I. 28. Ob nun das sittliche Gefühl erst bey mehreren Jahren in ihnen zur Reife kommt? oder ob das Ansehn schwächerer, alter Eltern sie nicht mehr, wie ehemals, für ihre eigene Freyheit besorgt macht? oder ob sie auch wohl schon anfangen, an ihr eigenes nahes Alter zu denken, und ihrem künftigen Vortheile zum Besten ein Beyspiel der kindlichen Liebe und Ehrfurcht geben wollen?

Wenn sich es findet, daß die Liebe zu den Eltern die Liebe zu jedweder andern Art von Wohlthätern überwiegt: so ist dies aus der Größe der Wohlthaten, oder aus dem Einflusse der Selbstliebe, und den andern Gründen der Liebe zu den Anverwandten überhaupt leicht zu erklären *).

§. 80.

Von der Liebe der Aeltern zu den Kindern.

Von der elterlichen Liebe entdecken sich bey der Beobachtung folgende besondere Gründe:

1) Die den Menschen überhaupt natürliche Neigung, gegen kleine Kinder, als hülfsbedürftige und unschädliche, unschuldige Geschöpfe, mitleidig und gütig sich zu beweisen. Eine solche Neigung ist nicht nur den allgemeinen Begriffen von der menschlichen Natur gemäß, sondern auch besondern Erfahrungen. Man findet häufig Menschen, die in ihrem Verhalten gegen Erwachsene hart und unempfindlich sich beweisen, und sehr zärtlich sind gegen kleine Kinder. Und dabey läßt sich oft die Ursache, daß sie von jenen zu wenig Gutes denken, um Liebe für sie zu empfinden, mit aller Wahrscheinlichkeit

Æ 5

an-

* Die kindliche Liebe und Ehrfurcht des edelmüthigen, aber noch halb wilden Coriolans, ist zu bekannt, vielleicht auch zu unhistorisch, um hier angeführt werden zu dürfen. Aber die Erzählung davon bey Plutarch R. 34. bleibt allemal ein meisterhaftes Gemählde der höchsten Gewalt dieser Triebe, und des schnellen Uebergangs aus einer Leidenschaft in die andere.

annehmen. Wenn sich nun diese Ursache bey den Eltern mit den allgemeinen Gründen der Liebe zu den Seinigen verbindet: so kann sie gewiß vieles wirken. Es findet sich dieses noch mehr bestätigt, dadurch, daß die Liebe gegen ein Kind, das durch Krankheit oder Unglücksfälle viel ausstehen mußte, oft vorzüglich wird; ohne daß eine andere Ursache sich davon angeben läßt. Desgleichen scheint dieses zum Grunde wenigstens mit angenommen werden zu müssen, davon daß die Zärtlichkeit gegen die Kinder von mehreren Jahren insgemein geringer ist, als gegen die ganz kleinen. Und wenn die Liebe der Mutter von Natur stärker ist, als die Liebe des Vaters: so ist außerdem, daß die Mutter noch mit mehrerem Grunde das Kind als das Ihrige, als von ihr entsprungen, ansehen kann, der Umstand, daß sie durch die genauere Verbindung, und fast durch physische Nothwendigkeit anfänglich angetrieben wird, seine Wohlthäterinn zu seyn, gewiß auch Ursache einer mehrern Zuneigung. Und zwar einer bleibenden Zuneigung auch deswegen, weil der Mensch, wie sonst schon gezeigt worden ist, (§. 37.) die Gegenstände seiner Wohlthaten sich gern lebenswürdig vorstellet. Selbst die Schmerzen, die es ihr verursacht hat, werden in der Verbindung Ursachen einer heftigern Liebe. Vielleicht auch wegen des allgemeinen Gesetzes, daß angenehme Gefühle, durch einige Beymischung unangenehmer Empfindungen oder contrastirender Vorstellungen, Verstärkung ihrer Reize bekommen können (§. 27.).

2) Mit dieser Ursache verbindet sich als eine zweyte sehr oft das Wohlgefallen an der körperlichen Bildung eines Kindes. Es muß zugegeben werden, daß dieser Grund

Grund nicht ganz allgemein ist; und auch, daß bey genauerer Untersuchung er sich zum Theil in den vorigen auflöset, daß die Vorstellungen von Unschuld, von Unschädlichkeit, die Physiognomie des Kindes in unserm Urtheile verschönern helfen. Dennoch bleibt immer etwas von dieser Ursache übrig. Man muß nur auch bedenken, daß Eltern ein Kind leicht schön finden, wenn es zumal ihnen ähnlich ist, in dem, wo es von der Regel der Schönheit abweicht. Daß aber bey der Erklärung der Wirkungen der elterlichen Liebe, diese Ursache nicht als unbedeutend übersehen werden dürfe; ist um so gewisser, je häufiger die Beyspiele sind, daß Eltern ein Kind um der bessern Bildung willen vorzüglich lieben, und ein anderes wegen körperlicher Fehler zurücksetzen. Wenn freylich bisweilen eine Mutter eitel genug ist, um ihrer heranwachsenden Tochter Nebenbuhlerin seyn zu wollen, und über sie eifersüchtig zu werden: so kann es seyn, daß sie lieblos gegen sie wird, weil das, was sonst eine Ursache der elterlichen Liebe ist, und vielleicht auch bey ihr war, so lange sie glaubte, ihrer Tochter Schönheit zu ihrem Vortheile anwenden zu können, ist ihr eine Ursache des Mißfallens wird. Und wie, wenn sich es in der Erfahrung fände, daß, im Durchschnitte genommen, die Väter mehr Zärtlichkeit für die Töchter, und die Mütter für die Söhne hätten? Ich kenne genug Beyspiele fürs Gegentheil, um an keinen allgemeinen Satz zu denken. Aber Grund genug zur Frage scheint mir auch da zu seyn.

Einen starken Einwurf gegen die Beweis-
kraft des bisherigen und Grund zur Vermuthung
geheimer physischer Antriebe zur Liebe der Eltern,
son-

sonderlich der Mutter, enthält die Bemerkung, daß diese Mutterliebe so stark, ja am stärksten zu seyn scheint, wenn die beyden bisher erklärten Gründe noch nicht wirken können; wenn das Kind noch nicht geboren ist. Dagegen aber ist wieder zu erwägen, daß, wenn das Kind auch noch nicht wirklich da ist, noch nicht mittelst der äußern Sinne die Seele rühren kann, es doch in der Vorstellung schon da seyn, und durch die Einbildungskraft zum reizendsten Gegenstande ausgemalt seyn kann; daß die Selbsterhaltung oder die Absicht auf eigenes Wohlbe- finden eine gewisse Sorgfalt für ihr Kind, sowohl wäh- rend der Schwangerschaft, als bey und nach der Geburt, der Mutter nothwendig macht; daß endlich außer diesen beyden es noch mehrere Gründe giebt, durch die bey al- len Gattungen von Menschen die Liebe und Sorgfalt für das Kind verstärkt werden kann. Nämlich:

3) Für die Selbstliebe ist es eine angenehme Vor- stellung, sich zu vervielfältigen und fortzupflanzen, in den Kindern einigermaßen in der Welt sein Leben fortzu- setzen, — in Rücksicht auf viele Völker läßt sich hinzu- setzen — seinen Namen zu erhalten. Daher ist auch die Annehmung fremder Kinder an eigener Statt haupt- sächlich gekommen. Daher kömmt es vielleicht auch, daß die Liebe zu den Kindern im hohen Alter zunimmt; dem absterbenden Alten ist sein Bild, sein Name im Enkel der erquickendste Anblick *). Daher kömmt es ohne

*) Ich weiß nicht, welcher Schriftsteller den Gedanken geäußert hat, daß die Menschen ihre Kindeskinde lieben, weil sie die Feinde ihrer Feinde in ihnen sehen? — Was sieht der boshafte Biß nicht im Menschen?

ohne Zweifel auch mit, daß das Gelübde, nicht zu heirathen, dem älternden Hagestolz am schwersten zu halten wird.

4) Auch Stolz und Eigennuß können der Kinderliebe Vorschub thun. Von sich abhängige Menschen zu haben, einen Vertheidiger mehr, eine Stütze im Alter zu haben, ist diesen Trieben angenehm. Dieser Grund muß zumal bey den Betrachtungen der elterlichen Liebe wilder Völker nicht übersehen werden. Die Kinder sind ihnen ein wichtiges Stück des Eigenthums; und oft das einzige Mittel, im Alter ihre Nahrung zu erhalten; zumal die Söhne. Die väterliche Gewalt ist uneingeschränkte, höchste Herrschaft unter ihnen *). Wenn man nun hiezu nimmt, daß, sowohl die Geburt als der Unterhalt der Kinder, ihnen weniger Beschwerde und Sorge verursacht, als den durch den Luxus geschwächten und gedruckten Völkern: so wird sich begreifen lassen, wie bey der Mangelhaftigkeit der moralischen Antriebe, viele wilde Völker in der Stärke der elterlichen Liebe den gesitteten dennoch gleich seyn, oder sie noch in einigen Stücken übertreffen können.

Wie vieles aber auf allen diesen Gründen, und besonders auch auf den moralischen Antrieben beruhe; das läßt sich abnehmen aus den unter einigen wilden Nationen besonders häufigen Beyspielen entgegengesetzter Gesinnungen und Handlungen.

Wenn

*) Aus diesem Grunde nehmen die Grönländer auch fremde Kinder gerne an; und verstoßen ihre Frauen, wenn sie unfruchtbar sind. S. Krantz I. 213. II. 328. f.

Wenn nämlich entweder die ausschweifenden Triebe der Wollust *) in den Kindern ein Hinderniß finden; oder der Eigennuß im Handel mit denselben eine Befriedigung der Habsucht **); oder ihre Erzeugung und Erziehung †)

zu

*) S. von den Ranschabalen Steller S. 249. f. und von den Stahaitern *Hackesworb* II. 207. Aus andern politischen Gründen leitet diesen Orden der Kinderlosen, oder vielmehr der Mörder ihrer eigenen Kinder Forster ab, in seinem *Voyage round the World*. I. 129. ff.

***) Chardin bezeugt dies von den Mingrellern, Tom. I. 45. Von den Negern wird es in vielen Nachrichten versichert.

†) Die ausgezeichneteste Lieblosigkeit in Ansehung der Kinder wird den Gagas oder Giachas Schuld gegeben, einem in der südlichen Hälfte des mittlern Afrika herumschweifenden, außerordentlich verwilderten Volke. Diese sollen niemals ihre eigenen Kinder erziehen, sondern sogleich nach der Geburt verbrennen; ihre Nachkommenschaft aber sich wählen aus 13-14 jährigen Mädchen und Knaben ihrer gefangenen Feinde. Wenn die Sache sich wirklich so verhält: so ist ohne Zweifel die Ursache, daß diese herumschweifende Menschenfresser sich die Mühe der Erziehung ersparen wollen; die sich auch mit ihrem kriegerischen unstäten Leben nicht gut vertragen würde. Nach einigen Nachrichten, soll auch eine abergläubische Einbildung sich dazu gesellen. S. *Geschichte von Loango*, Leipz. 1777. S. 293. vergl. *Helvet.* I. 219. Bey sehr vielen wilden Völkern aber, wird durch diese Ursache die Beschwerde der Erziehung, die Kinderliebe, wenn gleich nicht so weit, doch einigermassen eingeschränkt. Wenn es ihnen schwer wird, genugamen Unterhalt für sich und mehrere Kinder aufzutreiben: so machen sie sich es wohl zum Grundsatz, nicht mehr als zwey aufzuziehen. Von Zwillingen wird häufig das eine verlassen. Kränkliche und Berwachsene sterben nicht nur natürlicher Weise leicht unter einer so schlechten Wartung, sondern werden mehr

zu kostbar und beschwerlich scheint; oder wenn mit der Liebe zum Kinde die Furcht vor Schande, oder sonst ein starker selbstischer Trieb in Widersprüche kömmt: so wird, vermöge vieler Erfahrungen, die Erstickung der Kinderliebe dem Menschen leichter, als diejenigen sich nicht vorstellen können, die nur nach ihren, durch eine bessere Erziehung gebildeten Empfindungen, und außer dem Falle solcher Collisionen, darüber nachdenken.

Was insbesondere Despotismus und Aberglaube zur Schwächung dieses Triebes thun können, wird bey nachfolgenden Untersuchungen genauer zu bemerken seyn *).

Zur

mehrentheils vorsehlich getödtet. Daher es nicht zu verwundern ist, wenn man unter diesen Völkern weniger solche Personen bemerkt, als unter gesitteten. S. *Robertson Hist. of America* I. 321. seq. 297. seq. 469. S. auch von den Mingrelliern *Chardin* I. c.

- *) Es kommen auch bisweilen mehrere Ursachen zusammen, und die ehrbarste wird zum Vorwande genommen. Den Ceylonesern giebt *Knox* (part. III. c. 7.) ein schlechtes Zeugniß. Außer dem, daß sie, die Kinder in Mutterleibe zu tödten, gut verstehn, und sehr in Gewohnheit haben: so pflegen sie auch bey der Geburt eines Kindes einen Astrologen zu fragen, ob es gut, oder schlimm werden wird. Wenn er letzteres prophezeit: so bringen sie es mehrentheils, und auf grausame Art um. Bisweilen überlassen sie es Anverwandten, bey denen es, ihrer Aussage nach, besser gerathen soll. Da sie es mit dem Erstgeborenen nicht so machen: so ist zu vermuthen, daß jenes Verfahren mehr vom Eigennuß, als Aberglauben herkömmt. Befreunden kann es, daß die Gesetze des Landes, in dem doch schon einige Cultur ist, es gestatten, wie *Knox* ausdrücklich bezeuget. Aber wie lange währt es nicht immer, bis die Politiken

Zur Unterstützung der Vermuthung geheimer physischer Antriebe bey der Liebe zu den Kindern, könnte vielleicht auch jemand die ähnlichen Triebe der unvernünftigen Thiere gebrauchen wollen; die ja nicht auf moralischen, sondern nur auf solchen physischen Gründen beruhen müssen? Unterdessen können die Gründe der Liebe der unvernünftigen Thiere zu ihren Jungen zum Theil wohl auch bey den Menschen sich findenden ähnlich seyn. Wohlgefallen an dem, was Aehnlichkeit mit ihnen hat, und Sympathie, scheinen keine dem Begriff von dieser untern Gattung beseelter Wesen entgegenlaufende Eigenschaften zu seyn; und gerade bey der Zärtlichkeit gegen die Jungen sich bisweilen zu offenbaren. Aber immer noch ist es wahrscheinlich, daß die Handlungen der Thiere zum Besten ihrer Jungen zum Theil auch aus uns unbekanntem Gründen herkommen; und vielleicht aus solchen, in deren Betrachtung, wenn wir sie kennten, sie uns nicht mehr Handlungen der Liebe scheinen würden. Solche verborgene Gründe bey den Menschen anzunehmen, ist man, so lange die Beobachtungen aus den ausgemachten erklärt werden können, bey dem allen nicht berechtigt.

In einzelnen Fällen kann zu den Gründen der Kinderliebe wohl auch noch die Liebe zu den Ehegatten gerechnet werden. Uebrigens hat die Stärke dieser Neigung sich oft auch dadurch bewiesen, daß die standhaftesten Gemüther, die alle Leidenschaften wenigstens in sich zu ver-

den Werth der Menschen gehörig zu schätzen versteht, und vermöge ihrer übrigen Anstalten darauf achten kann?

verschließen vermochten, dem Ausbruche dieses Affects nicht widerstehen konnten *).

§. 81.

Ob ein Naturtrieb der fleischlichen Vereinigung der nächsten Blutsverwandten sich widersetze?

Es ist nicht sehr zu verwundern, daß diejenigen, die sich einmal daran gewöhnt haben, bey allem, was sie nicht erklären können, ein besonderes Naturgesetz, einen eigenen Instinkt anzunehmen, auch so etwas zum Grunde der beynahe allgemeinen Verabscheuung **) der Ehen unter den nächsten Blutsverwandten sich dachten. Allein es sind von den scharfsinnigern Untersuchern solche Gründe

*) S. vom Pericles Plutarch, R. 36.

**) Von den Ordländern bezeugt es Kranz I. 209. Von den Cariben, von denen sonst das Gegentheil angenommen wurde, versichert es nun doch auch Oldendorp Gesch. der Mission, I. 28. Nach eben demselben sollen die Cassendi, eine Negernation, aus Furcht, eine Verwandtinn zu heyrathen, sich von ihren Nachbarn Frauen holen, S. 294. In Ceylon ist es nur dem Könige erlaubt, wenn es in der Absicht geschieht, einen ächten Erben zu haben. Man gebraucht aber doch auch dabey das Sprichwort, den Königen und Bettlern gehe alles hin; jenen, weil sie zu groß, und diesen, weil sie zu geringe sind, um dem Tadel ausgesetzt zu seyn. Knox part II. ch. II. Von der Nachsicht der Mahomedanischen Casuisten s. Chardin I. 169. S. mehrere übereinstimmende und auch entgegenlaufende Beyspiele bey Montesquieu Esprit de Loix. liv. XXVI. ch. 14. Michaelis Mosaisches Recht, Th. II. S. 104. ff.

Gründe angegeben worden, bey denen man des Instinkts wohl entbehren kann; mit welchem doch auch die Menge der Ausnahmen und die Art, wie diese sich eräugnen können, und wie sie verhindert werden, nicht gut sich würden zusammen reimen lassen *).

Kapitel V.

Von der Liebe zum Vaterlande.

§. 82.

Verschiedene Arten von Vaterlandsliebe, und Gründe derselben.

Wie in andern Fällen Liebe bisweilen nur so viel heißt, als Wohlgefallen ohne besonderes Wohlwollen, bisweilen Wohlwollen ohne Wohlgefallen, bisweilen aber beides zusammen: so findet sich dieses auch so in dem Begriffe von Vaterlandsliebe. Nicht immer ist es Patriotismus, Beeiferung für das gemeine Beste; sondern oft nur vorzügliche Lust zu seiner Heimath, was diesen Namen führet. Aber auch ohne sein Land schöner, vollkommener zu finden, als ein anderes, kann man patriotisch gegen dasselbe gesinnet seyn, es lieben.

Schon diese Verschiedenheiten, die der Begriff zulasset, geben zu erkennen, daß in mehrern Gründen der Ursprung der Vaterlandsliebe müsse gesucht werden. Er kann sich finden

1) In

*) S. dieselben genannten beyden Schriftsteller.

1) In der Eigenliebe. Alles, was unser heißt, an dessen Vollkommenheit und Ehre wir Theil nehmen, gewinnt gar leicht im Streit gegen das Fremde. Man kann oft merken, daß Leute Fehler ihres Vaterlandes, die sie ihren Mitbürgern gern eingestehen, wo nicht selbst zum Vorwurf machen, in Unterredungen mit Ausländern leugnen, oder so viel möglich unbedeutend zu machen suchen. Auch zeigt man am liebsten diejenigen Vorzüge seines Vaterlandes an, die man vortheilhaft auf sich selbst beziehen kann.

2) In der Ideenassociation, nebst der Macht der eigenen Erfahrung und Gewohnheit. Das Vaterland enthält Orte und Gegenden, in denen man so oft Vergnügen gefunden, die angenehmsten Jahre der Jugend durchlebt, rühmliche Thaten verrichtet; in denen man seine Verwandte, Freunde hat oder gehabt hat; in denen Leichname oder andere Dinge, die ihr Andenken uns werth macht, aufbewahrt liegen. Das Gute seines Landes kennt man aus Erfahrung, hat also die lebhaftesten und vollständigsten Vorstellungen davon; die durch Vorstellungen, wie sie aus Zeugnissen und Beschreibung entstehen, wenn nicht die Einbildungskraft besonders gereizt wird, so leicht nicht überwältiget werden können. Endlich wirkt zum Vortheil des Vaterlandes die Gewohnheit, indem dasselbige allein diejenige Befriedigung geben kann, die durch die Gewohnheit gebildete Bedürfnisse und Triebe verlangen; die Personen zu sehen, die Dinge zu genießen, die Spiele und Zeitvertreibe, die Feyerlichkeiten und Lustbarkeiten, an denen man ehemals sich so oft ergötzt hat, und vielleicht noch mehr, als wirklich nicht geschehen ist, Vergnügen gefunden zu haben

sich einbildet; vermöge einer bekannten Täuschung, bey der Vorstellung des Vergangenen und Abwesenden (§. 34.). Bey der Sehnsucht nach dem Vaterlande, die krank macht, wird diese Täuschung selten unterbleiben.

3) Vaterlandsliebe kann von der Selbstliebe und dem Eigennütze herkommen. Wenn ein Mensch seine wichtigsten Güter in einem Lande hat, und die nicht so leicht mit sich auf dem Rücken wegtragen kann; wenn er Vortheile daselbst genießet, die er anderswo eben so gut nicht leicht finden wird: so brauchet es nichts, als jene Antriebe, um ihm sein Land lieb und werth zu machen.

4) Endlich aber kann auch die Vaterlandsliebe eine Folge seyn vom Triebe der Dankbarkeit, und dem vernünftigen Grundsätze, da hauptsächlich sich nützlich zu machen, wo man ist, und es thun kann, am meisten, wenn es durch besondere Verbindungen zur Schuldigkeit geworden ist.

S. 83.

Ursachen, wodurch die Vaterlandsliebe geschwächt und ausgerottet wird.

Diese Gründe sind stark genug, um die Allgemeinheit der Vaterlandsliebe begreiflich zu machen. Unterdessen sind die Verhältnisse, aus denen ihre Wirkung entspringt, nicht alle so nothwendig, und einige Neigungen des menschlichen Gemüths in so weit dagegen, daß sich bald einsehen läßt, wie die Vaterlandsliebe geschwächt, wo nicht gar ausgerottet werden könne.

Wenn sich die Neigungen und Talente eines Menschen gar zu wenig für sein Vaterland schicken; wenn er,
 statt

statt Ehre und Ansehn, Geringschätzung, Schande darinn zu erwarten hätte; wenn ihm überhaupt von Jugend auf viel Böses darinn wiederfahren wäre; wenn er alles, was er vorzüglich schätzt, mit sich tragen könnte; wenn eine romanenhafte Einbildungskraft am reizendsten ihm vorstellte, was er am wenigsten kennt: so würde Gleichgültigkeit gegen das Land der Geburt, und Liebe zu einem andern nicht mehr unnatürlich seyn. Und wie sonst auch der Hang zur Veränderung, die Liebe zum Neuen, die Macht der Gewohnheit einschränken: so können diese Triebe insbesondere auch der Liebe zum Vaterlande nachtheilig werden.

§. 84.

Warum bey rohen Völkern und in kleinen Republiken die Vaterlandsliebe am stärksten sich zeigt?

Ben derley Bemerkungen zusammen genommen, werden auch erklären, unter welchen Umständen die Liebe zum Vaterlande am stärksten sich beweisen müsse. Vermöge der Erfahrung, ist sie bey unwissenden Völkern stärker, als bey den aufgeklärten. So heftig wie der Grönländer und Lappe sein kaltes, und der Californier sein felsichtes, unfruchtbares Land liebt, lieben nicht das ihrige der Deutsche, der Engländer und Franzose. Wenn auch mit Bewunderung jene Menschen die Erzählungen von den Reichthümern und Bequemlichkeiten der Europäischen Staaten anhören, und in dem Augenblicke Lust bezeigen, da zu seyn; so vergeht ihnen doch alle Lust, wenn sie hören, daß nicht das auch da zu finden ist, was

ihre Vaterland ihnen lieb macht *). Man weiß, wie einige derselben mit der äußersten Lebensgefahr, durch die verwegensten Anschläge, sich aus allen den Vortheilen, in die man sie versetzt zu haben sich einbildete, loszureißen, und in ihr Vaterland zurückzukehren bemüht waren. Die Untersuchung der Ursachen dieser Verschiedenheit in den Gesinnungen einfältiger und aufgeklärter Völker läßt es nicht zu, daß man jene deswegen für tugendhafter halte. Sondern nur dies; daß sie nicht so gut im Stande sind, mittelst deutlicher Begriffe und manchfaltiger Einsichten Dinge zu vergleichen, das Fremde gehörig zu schätzen, und dem Antriebe der Gewohnheit Einhalt zu thun; daß es, um eben dieser ihrer eingeschränkten Erkenntniß willen, ihnen auch am Vermögen fehlt, in einem so sehr verschiedenen Lande sich zurechte zu finden, es sich so völlig bekannt, und ihre Lage dadurch behaglich zu machen; endlich auch oft, daß ihre gehässigen Begriffe, ihr Mißtrauen gegen Fremde, sie nicht zur ruhigen Hoffnung einer beständigen guten Begegnung derselben kommen lassen. Wo entgegengesetzte Umstände eintreten; da findet man, daß auch ein Wilder sein Volk leicht vergißt, und bey einem andern einheimisch wird. Ein Kriegsgefangener kehrt nicht leicht in sein Land zurück. An Austauschung wird unter ihnen nicht gedacht; und es schändet zu sehr, ein Gefangener des Feindes gewesen zu seyn, um eine gute Aufnahme bey der Rückkehr hoffen zu dürfen. Wenn nun, wie oft geschieht, einer das Glück hat, von den
 Sie-

*) Die Grönländer, so bald sie erfahren, daß es da keine Seehunde gebe, und oft donnere. S. Franz I. 226.

Siegern adoptirt zu werden: so nimmt er so fort Namen, Sitten und Ergebenheit eines Eingebornen an *).

Bei einem gewissen Grade des Wachstums der Erkenntniß, wo Antriebe genug für die Einbildungskraft entstehen können, und weniger Einwendungen des Verstandes, als bei noch mehrerer Aufklärung; und wenn zu gleicher Zeit es leichter scheint, der vorhandenen Vortheile anderer Länder mit Gewalt sich zu bemächtigen, als bei sich durch Fleiß und Geschicklichkeit sie hervorzubringen: da ist Trieb zum Auswandern genug vorhanden. Die Streifereyen nomadischer Völker, und die Züge der nordischen Eroberer, sind aus diesen Gründen begreiflich. Wiewohl diese doch keine recht eigentliche Beweise gegen die Vaterlandsliebe abgeben; da diese Leute zwar ihr Land, aber nicht ihr Volk, ihren Staat und ihr Eigenthum verließen.

Die andere der glänzendsten Erscheinungen der Vaterlandsliebe ist die in den Republiken; besonders in der Zeit ihres ersten Emporstrebens und Vordringens. Die Gründe, aus denen dieselbe hier entspringt, können zum Theil eben dieselben seyn, die bei dem ersten Falle bemerkt wurden; Einschränkung der Einsichten und der Bedürfnisse, Einfalt der Sitten. Aber hauptsächlich kömmt doch hier die Stärke dieser Liebe zum Vaterlande von den Vorzügen und Vortheilen her, die der Bürger eines Freystaats besitzt, oder doch zu besitzen glaubt; an allen Rechten, an der höchsten Gewalt Theil zu haben, keiner menschlichen Willkühr, sondern nur Gesetzen un-

) 4

ter.

*) S. *Robertson Hist. of America*, I. 367. seq.

terworfen zu seyn, die man selbst macht. Man kann da auch weniger das Land und die Staatsverfassung verachten, ohne sich selbst Vorwürfe zu machen.

Gleichwie unterdessen in einer wohleingerichteten Monarchie Freyheit und Eigenthum so gut gesichert seyn können, als in einem Freystaate, und oft noch besser: also kann auch der Ruhm des Regenten und der Nation noch eine besondere Ursache seyn, daß man sich freut, ihnen zuzugehören, und durch Selbstliebe sowohl als Eigenliebe sich antreiben läßt, für die Ehre und das Wohl des Vaterlandes mit Worten und Thaten sich zu beeifern.

Daß die Vaterlandsliebe, wenn sie sonst gegründet ist, in kriegerischen Perioden am stärksten sich hervor-
thut; kömmt daher, daß Güter uns am liebsten werden, wenn wir fürchten müssen, sie zu verlieren. Ferner sind überhaupt mehrere Antriebe der Thätigkeit alsdenn erregt; sowohl wegen der Lebhaftigkeit, die die ungewöhnlichern und lebhaften Ausstritte, und die beständigen Abwechselungen in dem Gemüthe verursachen; als auch wegen des manchfaltigen Interesse, so die Ehrbegierde, die Herrsch- und Eroberungssucht vor sich haben.

Daß endlich die Liebe zum Ganzen in kleinen Republiken leichter Statt finden müsse, in so fern man da leichter mit dem Ganzen und allen seinen Theilen sich als Eines, als zusammen gehörig gedenket, oder durch Bekanntschaft, Gewohnheit, Einartigkeit der Sitten und anderer Bande wirklich verknüpft ist; ist sehr begreiflich.

Kapitel VI.

Von der Menschenliebe und Geselligkeit.

§. 85.

Ob in den allgemeinen Eigenschaften der menschlichen Natur die Menschenliebe gegründet sey?

Menschenliebe, in der hohen moralischen Bedeutung, ist eben so wenig eine gemeine Eigenschaft aller Menschen, als Patriotismus. Aber man kann fragen, ob ein Mensch, bloß als Mensch betrachtet, dem andern ein völlig gleichgültiger Gegenstand sey; oder ein Gegenstand des Hasses vielmehr, als des Wohlgefallens? Und man darf behaupten, daß er das letztere ist. Er muß es seyn, vermöge des Wohlgefallens, so der Mensch an sich selbst hat, und dem zufolge auch an dem, was ihm ähnlich ist. Er muß es, vermöge der Sympathie; die einen Menschen mit dem andern genauer vereinigt, als mit keiner andern Art von Wesen. Dieser Schlußfolge wird auch von der Erfahrung nicht widersprochen. Dampier, der drey mal die Welt umreiset hat, ein Boucanier war, dabey aufgelegt genug, was er sahe, zu beobachten, giebt der Menschheit ein vortheilhaftes Zeugniß. Nach demselben, ist kein Volk so wild, bey dem nicht ein einzelner wehrloser Mensch Mitleiden und Beystand fände *). Mehrere Zeugnisse stimmen damit überein **).

Es beweiset dies auch die so gemeine Gastfrenheit, von der man fast bey allen Völkern sichere Beyspiele be-

N 5

merket

*) S. Hist. des navigat. aux T. A. II. 92.

***) S. Forster I. 321.

merket hat; und solche Beyspiele, bey denen kein Eigennuß, auch nicht Eitelkeit und Prahlerey, auch nicht Furcht, sondern nur die Vorstellung, er ist ein Mensch, zum Grunde zu liegen scheint *).

Auch verdient hiebey das Vertrauen, so die rohesten Völker in gegebenen Freundschaftsversicherungen, feyerlichen Versprechungen und Verträgen ihnen weiter nicht bekannter Menschen setzen, in Erwägung gezogen zu werden. Man hat oft bey ganz wilden Völkern bemerkt, daß nach solchen empfangenen Versicherungen sie nicht unruhig wurden, wenn die Anzahl der Fremden sich vermehrte, und außerdem ihnen fürchterlich hätte seyn müssen **). Sollte diese bloß in der Imagination gegründete Erwartung eines, nach solchen Vorgängen, sonst gewöhnlichen Verhaltens, oder ähnlicher Handlungen, ähnlich gekleideter Personen, nicht auch natürlicher, unentwickelter Trieb der Vereinigung, Liebe, und daher Vertrauen, Glauben an Gegenliebe seyn; Triebe, die zwar durch gewisse Umstände bisweilen benommen oder geschwächt werden, ursprünglich aber natürlicher sind, als ihr Gegentheil?

§. 86.

Woburch sie hauptsächlich geschwächt werden kann?

Freylich sind alle diese Antriebe zur Menschenliebe von Natur so stark nicht, daß sie nicht durch mancherley Ursachen geschwächt und überwältiget werden könnten.

Unter

*) S. Hirschfeld von der Gastfreundschaft.

***) S. von den Neuseeländern Forster.

Unter der Empfindung des eigenen Schmerzes oder Bedürfnisses erstirbt die Regung der Sympathie *).

Durch Unwissenheit und Eigenliebe gestimmte Vorstellungen können machen, daß zufällige Verschiedenheiten stärker afficiren, als die Uebereinstimmung der wesentlichen Eigenschaften. Vorurtheile verblendeter und Beispiele verdorbener Menschen endlich, können zu den unnatürlichsten Gefinnungen und Handlungen verleiten. Diese Gründe werden sich entdecken in allen Fällen, wo die Menschenliebe am meisten vermißt wird.

Schon die Verschiedenheit der Sprache ist den wilden Völkern oft ein Grund, sich als Feinde zu betrachten. Noch mehr aber macht die Verschiedenheit der Religion. Wie die Einheit der Religion, die Gemeinschaft des Tempels und anderer heiligen Dinge, eines der kräftigsten Mittel ist, die Stämme und Geschlechter mit einander vereinigt zu halten; also können die darauf sich beziehenden Unterscheidungen am meisten dazu beitragen, Fremde als Feinde, als Unmenschen anzusehen; als Verächter der Götter, und von ihnen gehaßt **).

Auch

*) Doch giebt es edlere Gemüther, bey denen auch durch dieses Hinderniß die Menschenliebe nicht zurückgehalten wird. Philipp Sidney, einer der tapfersten, gelehrtesten und rechtschaffensten Ritter unter der K. Elisabeth, ward in einem Gefechte gegen die Spanier in den Niederlanden tödtlich verwundet. Als er so auf dem Schlachtfelde lag, brachte man ihm einen Krug Wasser, seinen Durst zu löschen. Neben ihm lag ein Soldat in gleich elenden Umständen und gleichem Bedürfnisse. Als er dies gewahr wurde, sagte er, er braucht es nothwendiger, und überließ ihm den Trank. *Hume History IV. 589.*

***) S. Iselins Gesch. der Menschheit, B. V. R. II, XIII, XIV.

Auch dies ist aus den angezeigten Gründen begreiflich, daß die Triebe der besondern Neigungen zu den Verwandten und Bekannten, zum Vaterlande, natürlicher Weise stärker wirken müssen, als der Trieb der allgemeinen Menschenliebe.

Stolz und Eigennuß zeigen hiebey die größte Gewalt; nicht bloß in der Ueberwältigung der Empfindungen und Triebe, sondern selbst in der Verfälschung der Urtheile des von der Seite der Einsichten genugsam aufgeklärten Verstandes. Jene Leidenschaften machten es den Spaniern nur so schwer, die neu entdeckten Amerikaner für Menschen gelten zu lassen, und einen päpstlichen Ausspruch in der Sache nöthig. Wenn es auf Befriedigung eines sinnlichen Bedürfnisses ankam, hatten sie kein Bedenken, sie für ihres Gleichen zu erkennen. Und eben jene Ursachen machen es auch, daß die Einwohner eines andern Welttheils, unter den größtentheils elendesten Scheingründen irgend einer Rechtmäßigkeit, von den christlichen Europäern wie Lastthiere gebraucht, und der natürlichsten Rechte der Menschheit beraubt werden; wenn sie ihnen gleich, um ihrer schwarzen Farbe willen, den Namen ihrer Mitmenschen nicht streitig machen.

Indem auf diese Weise der Mensch durch seine eigene Gefühle und Erfahrungen belehrt wird, daß die ursprünglichen Triebe zur Menschenliebe so schwach sind, so leicht von selbstsüchtigen Empfindungen überwältiget werden: so nimmt sein Mißtrauen gegen andere noch mehr zu; treibt ihn an, zu seiner Vertheidigung sich feindselig gegen sie zu bezeigen, wenn irgend eine Gefahr ihm scheint bevorzustehen; sie dadurch noch mehr wider ihn einzunehmen; und so endlich, bey dem Anblick eines
Frem

Fremden, leichter die Idee eines Feindes, als die von einem Menschen in sich zu erwecken *).

§. 87.

Ob der Mensch von Natur gesellig sey?

Man hat noch nie mehrere Menschen in einer Gegend angetroffen, ohne gesellschaftliche Verbindungen unter ihnen zu bemerken; man weiß es aus Beobachtungen aller Arten, daß der Mensch zur elendesten Gesellschaft sich bequemet, wenn er keine bessere zu hoffen hat; die stärksten und natürlichsten Triebe der menschlichen Natur machen die Menschen einander nützlich und angenehm. Und dennoch hat man daran zweifeln können, daß die Natur den Menschen zur Geselligkeit bestimmt habe; weil man fand, daß er ohne die Einflüsse der Gesellschaft gewisse Laster und Plagen nicht haben würde; und auch einzusehen glaubte, daß nur von der Gewohnheit herkommen könne, und nicht von der Natur, was in der Gesellschaft aufgewachsenen Menschen zum unentbehrlichen Bedürfnisse geworden ist.

Man kann freylich, wenn man diese Untersuchung genauer entwickeln will, drey Fragen von einander unterscheiden: ob vermöge der Erfahrung Trieb zur Geselligkeit bey allen Menschen gefunden werde; ob die Gründe dieses

*) Die Beobachtungen, die den Menschen von der Seite vorstellen, giebt in großer Menge, aber ein wenig zu einseitig an, Some in den Versuchen über die Geschichte des Menschen, B. II. Vers. I. S. 412. ff.

dieses Triebes in der Natur des Menschen wesentlich, oder zufällig entstanden seyn; ob die Bestimmung des Menschen in der Welt, und seine Vervollkommnung gesellschaftliche Verbindungen erfordere?

Aber abhängig von einander werden diese Fragen immer bleiben. Es werden wenigstens ganz besondere Beweise dazu erfordert; wenn das nicht für natürlich gelten soll, was allgemein bey einer Art von Dingen bemerkt wird.

Daß der Mensch durch Triebwerk der Natur zur Gesellschaft bestimmt scheinen müßte; wenn die Zwecke seines Daseyns, wenn seine Vollkommenheit, dieselbe erforderte: dies hat Rousseau so gut eingesehen, als seine Gegner. Aber er ist auch kühn genug gewesen, den Nutzen der Wissenschaften und aller Cultur zur Beförderung der wahren Glückseligkeit und Vollkommenheit des Menschen zu leugnen.

Wenn es nöthig ist, solche Schwärmerereyen zu widerlegen: so ist es auch so hinreichend von vortrefflichen Männern geschehen, daß ich nicht Ursache habe, mich weiter hiebey aufzuhalten *). Dies einzige will ich nicht unbemerkt lassen, daß auch solche Neigungen Beweise der natürlichen Geselligkeit des Menschen abgeben, oder doch auf die Gründe derselben zurückführen, die bey dem ersten Anblicke das Gegentheil zu enthalten scheinen können. Eingeschlossen in seine Studierstube, in Bücher eingegraben, bringt dort einer seine Zeit zu; der Gesellschaft abge-

*) S. Ferguson Hist. of civil society, part. I. Sect. 3. 4. II. Sect. 1. Reimarus Nat. Relig. S. 512. ff. 3te Aufl.

abgestorben, sagt man; ein Menschenfeind! Aber womit beschäftigt er sich denn? Mit Menschen in seinem Kopfe. Und wofür arbeitet er so? Für den Beyfall der Menschen in seinem Kopfe. Rousseau selbst würde nicht so gegen die Gesellschaft deklamiret haben, wenn sie ihm gleichgültiger gewesen wäre; mich dünkt, ich muß hinzusehen, wenn er die Menschen weniger geliebt hätte.

Man sieht Menschen, die mit Thieren fast vertrauter und zärtlicher umgehen, als mit ihres Gleichen; Sonderlinge, Hagestolze u. s. f. Aber wie gehn sie mit ihnen um? Sie unterreden sich mit ihnen, sie behaupten einem wohl gerade zu, sie verstehen sie und haben Vernunft. Kurz, sie haben sie in ihrer Phantasie zu einer Art von menschenähnlichen Wesen umgeschaffen: und ihre Liebe zu denselben ist eine Wirkung des Triebes zur Geselligkeit, den irgend eine Ursache verhindert hat, seine natürlichste Richtung zu nehmen.

Wenn noch etwas zum Beweise der ursprünglichen Bestimmung des Menschen zur Geselligkeit nöthig ist: so giebt allerdings die Uebereinstimmung der Einrichtungen im ganzen Thierreiche einen neuen Grund dazu her. Bey allen Arten von Thieren findet sich der Trieb zur Geselligkeit um so viel mehr, wie sie einander zur Auferziehung ihrer Jungen, oder zu ihren sonstigen Bedürfnissen nöthiger sind. Und der Mensch, dem die gesellschaftliche Hülfe doch allemal so nöthig bleibt, sollte nicht durch das ursprüngliche Gesetz seiner Natur, sondern dessen Uebertretung, in der Gesellschaft seyn *)?

Kapit.

*) Home's Versuche über die Geschichte der Menschheit. Erst. B. Sechst. B. Anhang. Zweit. B. Erst. B. vom Anfange.

Kapitel VII.

Von der Liebe gegen Verstorbene und unnützte Thiere.

§. 88.

Verschiedene Beweise der Achtung und Liebe gegen Verstorbene.

Fast bey allen Völkern finden sich vielerley Beweise einer starken Liebe oder Achtung für Verstorbene. Den letzten Willen derselben, wenn er nicht den heiligsten Pflichten entgegen läuft, zu erfüllen, haben die gesittetsten Völker für ein Naturgesetz gehalten; und eben so sehr für eine Pflicht, ihnen nicht unverdienter Weise, oder lieber gar nicht, Böses nachzusagen. Nur wenige Völker machen sich es nicht zur Pflicht, die Leichname der Verwandten, durch den Scheiterhaufen, oder das Begräbniß, oder ein genugsam erhöhtes Lager in freyer Luft, vor gewaltsamen Angriffen wilder Thiere, zu bewahren *). Einige such-

ten

*) Die Tibetaner begraben ihre Todten nicht, sondern lassen sie die Thiere fressen. Rec. des Voyages au Nord, Vol. III. p. 319. Die Kalmucktataren halten es für ein schlimmes Zeichen, wenn die wilden Thiere nicht daran wollen. S. Pallas Reisen I. S. 363. Die Kamtschadalen sollen ehemals wohl gar mit den Sterbenden es so gemacht haben. S. Stellers Beschreibung, S. 271. in der Note und S. 294. Es ist nicht unbegreiflich, wie diese von der gemeinen so sehr verschiedene Denkart entstehen kann. Die Noth oder ein Zufall haben etwa den Anfang gemacht, das erste Beyspiel gegeben. Geiz oder Bequemlichkeit finden ihre Rechnung dabey. Und die dienstfertige Vernunft einiger Dogmatiker und Moralisten findet endlich gar einen Grund aus, um es zur Pflicht zu machen.

ten durch Einbalsamirungen und undurchbringliche Gebäude die Verwesung derselben zu verhindern. Allerhand Kostbarkeiten ihnen in das Grab mitzugeben, ist ein ebenso allgemeiner Gebrauch als das Begräbniß selbst *); bey barbarischen Völkern grausam dahin ausgedehnt **), daß man auch Sklaven und Weiber ihnen zur Gesellschaft tödtet. Bey den Chinesern ist es eine der vornehmsten Religionspflichten den verstorbenen Vorfahren jährliche Opfer zu bringen †). Viele wilde Völker sondern bey ihren festlichen Mahlzeiten immer einen Antheil für die Verstorbenen ab. Das Trauerceremoniel ist eine große Beschwerde für die Lebendigen in Europa; aber eine ungleich größere, sowohl der Dauer als der Art nach, bey mehreren anderen Völkern ††).

§. 89.

*) Die Tseremissen, in dem Lande der alten Scyten, geben nicht nur, unter andern ihrer Meynung nach zur Glückseligkeit überall, auch jenseit des Grabes nöthigen Dingen, eine Form, wornach der Verstorbene Baste hüten sich flechten kann, mit; sondern auch einen Prügel, um vor dem Höllenhund damit sich zu wehren. S. Rytschkow Tagebuch, S. 95. ff.

***) S. Recherches philos. sur les americains, II. 210. seqq.

†) S. Recherches philosophiques sur les Egyptiens & les Chinois, II. 219.

††) In Corea sollen die Kinder drey Jahre um ihren Vater dergestalt trauern müssen, daß sie nicht nur allen öffentlichen Geschäften, sondern auch den häuslichen Pflichten, ja allen lebhafteren Empfindungen, sich zu entziehen haben. „Il ne leur est pas permis pendant tout ce tems de coucher avec leur femmes, de se mettre en colere, de se battre, & encore moins de s'enivrer. Rec. des Voyages au Nord, IV. 73. Vergl.

§. 89.

Verschiedene Ursachen davon.

Untersuchet man die Ursachen dieser Gewohnheiten: so lästet sich von den mehresten weder die Vernunft, noch ein besonders angeborener Trieb zum Grunde angeben. Etliche lassen sich zwar als Wirkungen vernünftiger Beweggründe gedenken; aber man hat sehr Ursache zu zweifeln, ob sie dieses bey den meisten Menschen wirklich sind, oder ursprünglich waren. Dagegen entdeckt man überall Täuschungen der Einbildungskraft, und kühne Schlüsse aus ungewissen Voraussetzungen.

Man kann sehr vernünftige Gründe für das Begraben der Todten oder andere ähnliche Anstalten anführen. Verhinderung ungesunder Ausdünstungen; Verhinderung, daß nicht leichtsinnige Menschen sich zu Mißhandlungen und Grausamkeiten an Leichnamen gewöhnen u. d. gl. Aber diese Gründe entsprechen nicht hinlänglich, weder den so sehr hohen Begriffen von der Heiligkeit und Nothwendigkeit dieser Pflicht, die die meisten hegen; noch den andern Besinnungen, die sich dabey her-

vor:

Recherch. philosoph. sur les Egyptiens l. c. Von den Negern s. *Bossmann Voyages de Guinée*, Lettr. XIII. Die Gewohnheit anderer Völker, bey dem Tode eines nahen Anverwandten, ein Glied an einem Finger sich abzuschneiden, ist doch wohl auch nur aus der Absicht entstanden, ein Zeichen eines großen Verlustes an sich zu tragen. Eine Person von belobter Empfindsamkeit hat den braven Einfall zuerst gehabt; und die andern glaubten, es Ehren halber nachthun zu müssen. S. von der Gewohnheit selbst Nachrichten in den *Recherch. philos. sur les Americains*, II. 224. seqq.

vorthun. Vielmehr ist die Macht der sinnlichen, obgleich größtentheils nur von der Einbildung erzeugten, Vorstellungen für den hauptsächlichsten Grund dieser, und der verwandten Gewohnheiten, zu halten. So sehr die Vernunft es einigen auch sagt, daß nicht der Körper der eigentliche Mensch ist: so sehr ist er es doch in der Denkart der meisten Menschen, und besonders unter unaufgeklärten Völkern. An dem sinnlichen Bilde kleben die interessantesten Vorstellungen, hängen die mächtigsten Neigungen. Seinen Gatten, seinen Vater, sein Kind sieht der Mensch in erblaßtem Leichname. Wie sollte er gleichgültig diesen Gegenstand einem jeden Zufall, einen jedem Muthwillen überlassen können? Der Gedanke, daß auch er einmal erblaffen werde, kömmt hinzu; und erschrecklich wird nun die Vorstellung, so verlassen und preisgegeben einem jedem wilden Thiere, einer jeden Mißhandlung da zu liegen. Einem Geschöpfe, das sich so sehr im Körper fühlt, ist es gar zu schwer, gleichgültig gegen diesen Körper zu werden, und mit Beneseitigung desselben sein ganzes künftiges Selbst sich zu denken. Eben dieselbe Täuschung der gegenwärtigen Empfindungen bey der Vorstellung vom Künftigen, die die meisten Menschen so besorgt macht für ihre Ehre nach dem Tode; macht sie auch für ihren Leichnam und für seine Grabstätte besorgt. Und vermöge der Sympathie müssen sie es denn auch für andere werden. Auch hier können sich wohl unmittelbarer noch Selbstliebe oder Eigenliebe einmengen. Es ist ein Mensch, wie wir, es ist unser Verwandter, unser Oberhaupt, unser Landsmann.

Eine zweyte Hauptursache dieser Sorgfalt für den Leichnam der Verstorbenen findet sich aber freylich auch in

dem Glauben an ein anderes Leben; besonders wenn man sich eben wieder den Körper dabey nöthig, eben solche Neigungen und Bedürfnisse, wie hier den Menschen begleiten, dabey gedenket. Dann entsteht erstlich die Furcht vor den abgeschiedenen Seelen; eine Furcht, die durch so viele andere Gründe unterstützt wird, in den Zeiten der Unwissenheit; wo die gemeinsten Erscheinungen zu erklären, geistliche Kräfte angenommen, und allgewaltige Kräfte bey der vom Körper entbundenen Seele, wie Träume und Begierden sie nur immer ausdichten mögen, ohne Widerrede angenommen werden. Um dieser Furcht willen wird es für nöthig gehalten, die Todten zu versöhnen, und auf alle Weise sich in Acht zu nehmen, daß sie nicht gereizt werden *). Wenn aber auch die Bedürfnisse dieses Lebens nach dem Tode auf das neue Statt finden: so ist es ja natürlich, daß die Sterbenden wünschen, keinen Mangel leiden zu müssen, an allem dem, was ihnen dort, wie hier, nöthig seyn wird; und daß die Zurückbleibenden hierinn aufs beste für sie sorgen, theils aus Liebe zu ihnen, theils auch aus Liebe zu sich selbst; damit man ihnen dereinst ein Gleiches thue.

Es

*) Aus gleichem Grunde hegen einige Völke eine ähnliche Sorgfalt für todtte Thiere. Einige Völke in Louisiana getrauen sich nicht, das Gebeine der Leiber und anderer wilder Thiere den Hunden vor, oder in einen Fluß zu werfen; aus Besorgniß, die Seelen dieser Thiere, die es beobachteten, sagten es den lebendigen Thieren und den andern Todten, so daß sich diese Thiere weder in diesem noch in jenem Leben von ihnen fangen ließen. S. des P. Hennepin Voyages au M. Missipi; Rec. des Voyages au Nord, V. 283.

Es ist nicht schwer, die andern vorher angezeigten Beweise der Liebe und Achtung für die Verstorbenen aus eben diesen Gründen herzuleiten.

Auch dies darf nicht sehr befremden, wenn etwa gegen einen Menschen nach seinem Tode mehr Liebe oder Achtung von einigen bewiesen wird, als sie gar nicht schienen für ihn empfunden zu haben, so lange er lebte. Es kann dies von der gewöhnlichen Täuschung herkommen, daß uns Dinge anders, oft vollkommener, erscheinen, wenn wir sie nicht wirklich haben, wenn wir sie nur mittelst der Einbildungskraft betrachten. Es kann auch von der Begierde herkommen, Empfindsamkeit oder ein gutes, zärtliches, billiges Gemüth zu zeigen; oder durch seine Traurigkeit Aufmerksamkeit, Mitleiden zu gewinnen. Bisweilen ist das Gute, was man von Verstorbenen rühmt, nur eine feinere Wendung der Vorwürfe, die man Lebendigen machen will. Endlich aber fallen oft die Ursachen, die der vollen, herzlichsten Achtung für den andern im Wege stunden, mit seinem Tode weg; man hat nicht mehr Ursache, sich vor seinen steigenden Verdiensten zu fürchten, man kann ihm eben deswegen auch leichter verzeihen, da man weiter nichts mehr von ihm zu fürchten hat; und freylich ist man auch um so viel mehr dazu geneigt, wenn wahre Traurigkeit und Betrachtungen des Todes die Empfindungen gemildert und veredelt haben. Oder so man glaubte, vorher zu wenig gethan zu haben; kann der Antrieb dahin gehen, nach dem Tode es noch einzubringen, und eine Art von Abbitte und Ehrenerklärung bey dem Grabe zu thun.

§. 90.

Von der Liebe zu den unvernünftigen Thieren.

Die Liebe zu unvernünftigen Thieren geht bey einigen Menschen so weit ins Sonderbare, und kann in ihr ganzes Verhalten so viel Einfluß gewinnen, daß sie die Aufmerksamkeit des moralischen Naturforschers verdienet. Und ob sie gleich nicht völlig in eine Classe mit der Liebe zu den Verstorbenen gesetzt werden darf: so wird man doch in den Gründen dieser beyden Neigungen so viele Verwandtschaft leicht gewahr werden, daß die Ordnung, in der hier davon gehandelt wird, nicht ganz unnatürlich scheinen kann.

Erstlich besitzen freylich die Thiere zum Theil so vieles von der manchfaltigen Schönheit, die der Mensch an seines Gleichen oder an andern Werken der Schöpfung bewundert, daß Grund genug vorhanden ist, Wohlgefallen an ihnen zu finden. Zur ausschweifenden Neigung, zu einer Art von Freundschaft wird dieses Wohlgefallen, durch die Macht der Gewohnheit und Einbildungskraft. Nicht nur vermöge der allgemeinen, sonst schon bemerkten Einflüsse der Gewohnheit, nimmt die Neigung zu einem Thiere mit der Zeit zu; sondern weil wir auch immer mehrere und stärkere Beweise seiner Zuneigung, seines Einverständnisses mit uns empfangen. Je mehr man sich aber mit einem Gegenstande beschäftigt, und durch immer neue Eindrücke die Vorstellung von ihm belebt; desto schwächer werden verhältnißweise die Vorstellungen von andern Dingen, desto gleichgültiger werden sie. So kann das auf diese Weis wachsende Wohlgefallen an einem Thiere endlich Gleichgültigkeit gegen andere Dinge,
gegen

gegen Menschen selbst verursachen. Je weiter man nun in dieser Neigung schon gegangen ist, je mehr man den Gegenstand liebt; desto geneigter ist man auch hier, mehr Vollkommenheiten in ihm zu finden, als er wirklich nicht hat; die Einbildungskraft findet leicht Stoff, die Beweise dazu zu schaffen. Vernunft und Empfindsamkeit, und alles, was dem Menschen zur Vollkommenheit angerechnet wird, sieht man auf diese Weise in Thieren.

Etwas muß der Mensch lieben. Je mehr also die Liebe zu den Menschen bey einem geschwächt oder gehindert ist; desto eher kann die Liebe zu den Thieren ausschweifend werden. Man hat sie daher auch bey Tyrannen oft bemerkt, die sich zu sehr bewußt waren, den Haß und die Verachtung der Menschen auf sich geladen zu haben, um Liebe zu ihnen haben zu können *). Freylich kann auch diese ausschweifende Liebe zu den Thieren mit der Lieblosigkeit im Verhalten gegen Menschen, als gemeinsame und gleichzeitige Wirkung aus einerley Ursache, einer Unregelmäßigkeit der Anlagen der Seele, verknüpft seyn.

Die Völkergeschichte macht uns noch andere Ursachen einer ausschweifenden Achtung und Liebe für die Thiere bekannt; nämlich allerhand abergläubische Men-

*) S. von Tiber Surtou Kap. 72. Das sonderbare Wohlgefallen dieses Tyrannen an der Mythologie — Notitiam historiae fabularis usque ad ineptias atque derisum curavit cap. 70. — läßt sich vielleicht als verwandt mit jener Neigung zu den Thieren gedenken. Der Tyrann mußte seine Freunde unter Menschen sich aussuchen, die die wenigste Ähnlichkeit hatten mit denenjenigen, die er haßte, und von denen er gefaßt war.

nungen. Zuförderst die von der Seelenwanderung; zufolge welcher die Indianer und andere asiatische Völker befürchten, in einem Thiere eine ihrer ehemaligen Verwandten, oder eine andere würdige und wichtige Menschenseele zu beleidigen. Diese Leute tödten daher nicht nur keine Thiere; sondern sie haben sogar Hospitäler für schadhafte Affen, und andere wohlthätige Anstalten zum Besten der Thiere *).

Die Indianer in dem Spanischen Amerika, sonderlich in der Provinz Guatimala, glauben, daß ihr Schicksal mit dem Schicksale gewisser Thiere so sehr verflochten sey, daß sie die größte Achtung und Zärtlichkeit für sie hegen. Auch glauben sie, daß es einigen unter ihnen gegeben sey, sich bisweilen in solche Thiere zu verwandeln. Diese ihre Neigung gegen die Thiere soll auch einer von den Hauptgründen ihrer Ehrfurcht und Inbrunst gegen einige Heilige der katholischen Kirche seyn; weil nämlich dieselben gewöhnlich mit gewissen charakterisirenden Thieren an der Seite abgebildet werden **).

Kapit

*) Buffon Hist. naturelle edit. 4to vol. XIV. p. 227.
S. auch von den Bavianen Ebend. Berl. Uebersetz.
8. Th. VI. S. 59.

***) S. Voyages de Thomas Gage dans la nouvelle Espagne; Trois. part.

Kapitel VIII.

Von den feindseligen Neigungen und Trieben.

§. 91.

Einige vorläufige Betrachtungen über die Gründe dieser Triebe.

So wie es vermöge der Sympathie schon natürlich ist, andern lieber gutes als böses zu gönnen: so macht es die Vernunft zur Pflicht, neben seiner eigenen auch aller übrigen Menschen Glückseligkeit möglichst zu befördern; und nur in der einzigen Absicht, Unrecht von sich abzuwenden, oder überhaupt ein größeres Uebel zu verhindern, erlaubt sie, wenn es anders nicht seyn kann, jemanden ein Leid anzuthun. Dies fühlt und erkennet der Mensch bey einigermaßen ruhiger Fassung des Gemüths so sehr; daß er nicht leicht unterläßt, aus diesem einzigen rechtfertigenden Grunde seine Feindseligkeiten gegen andere herzuleiten.

Aber in gar vielen Fällen scheint es so unmöglich, den Anfang und Fortgang der Feindseligkeiten auf diesen Grund zurück zu bringen; die Gewaltthätigkeiten und Grausamkeiten, die, vermöge trauriger Erfahrungen, Menschen an Menschen begehen können, scheinen zum Theil so sehr den Grundgesetzen unserer Natur zu widersprechen; daß freylich der Empfindung des erstaunten Beobachters von zärtlichem Gefühle, kein Ausdruck natürlicher und anpassender vorkömmt, als der von Unmenschen, Ungeheuern. Und doch sind es Menschen; und die Untersuchung zwingt uns das Bekenntniß ab, daß Anlagen zu solchen anscheinenden Unmenschlichkeiten in

den allgemeinsten Eigenschaften der menschlichen Natur enthalten seyn.

Und nun, worinn bestehen diese? Sollte der wahre Widerspruch in der menschlichen Natur seyn, daß der Mensch geradezu und unmittelbar sich ergößen kann am Leiden anderer? Allerhand Schriftsteller behaupten dies, oder scheinen es doch zu behaupten. Nicht nur solche, die die menschliche Natur auf das gehässigste abmalen, um der Gnade desto mehr Gelegenheit zu geben, sich an ihr zu verherrlichen; sondern auch Philosophen, die alles mit der Natur ausrichten wollen *).

Um diese Frage beantworten zu können, ist es nöthig, die ausgemachten Ursachen des Hasses und der Grausamkeit und aller Arten von feindseligen Neigungen näher zu betrachten; und zu sehen, sowohl was sie wirken können, als auch auf was für Gründe man bey der Entwicklung ihrer Bestandtheile zurück kömmt. Aber um sich diese Untersuchung nicht zu leicht zu machen, und aus unvollständiger Betrachtung zu übereilt das Schlußurtheil abzuleiten; ist es auch nöthig, nicht bey den gemeinen Beyspielen von Grausamkeiten stehen zu bleiben, sondern sich an die grauenvollen Austritte zu erinnern, die von der Wirkung der Eroberungssucht, der Rachbegierde, des Religionshasses und des sectirerischen Verfolgungsgeistes

*) *S. Helvetius disc. III. chap. XII.* Il est des hommes malheureusement nés, qui, ennemis du bonheur d'autrui, desirant les grandes places, non pour jouir des avantages, qu'elles procurent, mais pour gouter le seul plaisir des infortunés, pour tourmenter les hommes & jouir de leur malheur.

geistes überhaupt, in den Annalen der gesitteten Völker aufgezeichnet sind; an die Wünsche und Thaten eines Tiberius, Nero, Caligula, eines Richard III, und Heinrich VIII, eines Carl IX, und eines Herzogs von Alba, und der Eroberer der neuen Welt. Ich will diese Abhandlung nicht anfüllen mit den ohnedem genug bekannten Geschichten. Aber Geseß muß es mir und meinen Lesern seyn, an sie zu denken, bey den nachfolgenden Untersuchungen *).

§. 92.

*) Einer einzigen, die nicht alt und doch nicht so gemein erinnerlich, völlig gewiß ist, und verschiedene bemerkenswürdige Umstände enthält, will ich nur einigen Raum hier verstatten. Bey dem Aufstande in Irroland unter Carl I, von welchem Geiz, Nachbegierde, Nationalhaß, unterdrückte, aber nicht ausgerottete Neigungen der vormaligen Wildheit, besonders aber Religionseifer die Ursachen und Triebfedern waren, wurde keines Alters, keines Geschlechts geschonet. Diejenigen, die als Freunde und Nachbarn mit den andern gelebt hatten, raubten ihnen nicht nur ohne Verschonung das Leben, sondern übten auch die unerhörtesten Martern an ihnen aus. Das zarte Geschlecht, ja Kinder wurden von der Wuth angesteckt, und widmeten ihre Kräfte der Mordsucht. Der Geiz selbst wich ihr; das Vieh der Protestanten wurde ohne weitere Absicht, als die Wuth auszulassen, ermordet, oder verwundet. Der auf diese Weise hingerichteten Schlachtopfer sind, nach einigen Schriftstellern, 200000, nach Lume 40000 gewesen. Noch weiß man am Ende dieser Geschichte nicht, ob man mehr über die Grausamkeit der Irroländer, oder über das Zaudern der Engländer, ihren so bedrängten Brüdern zu Hülfe zu kommen, sich entsetzen muß. — Der Hauptanführer dieser Grausamkeiten war ein muthloser Kerl. *Hume Hist. Tom. V.*

§. 92.

Rachsucht. Allgemeine Betrachtungen über ihre Gründe und Wirkungen.

Der gewöhnlichste Fall, wo der Trieb, Feindseligkeiten dem andern zu beweisen, erwacht, ist der, wenn sich ein Mensch von dem andern beleidiget glaubt. Die Empfindung seines Schmerzes, oder das lebhafteste Andenken an denselben, treibt ihn an, zu vergelten, sich zu rächen. Wenn die einzige Absicht und das genaue Maasß des Verhaltens dabei wäre, den Beleidiger durch ein gleiches Gefühl zur Erkenntniß des angethanen Unrechtes zu bringen, und überhaupt von künftigen Beleidigungen abzuhalten: so würde man sich leicht in den Gränzen der Vernunft erhalten. Aber die Rachsucht hat noch andere Gründe. Der Beleidiger ist ein Gegenstand des Hasses geworden, durch die Verknüpfung der Ideen, wenn er schon nicht mehr beleidiget. Wenn wir ihn schon nicht mehr zu fürchten haben: so empört sich doch das Gemüth bey dem Anblick desselben, bey dem Gedanken an ihn. Ohne seinen Untergang, seine Vernichtung gesehen zu haben, will es sich nicht beruhigen. Der Stolz ist besonders noch eine mächtige Triebfeder dabei. Der Gedanke, der Schwächere gewesen zu seyn, oder es nur geschienen zu haben, vielleicht noch dafür gehalten zu werden, erregt den heftigsten Wunsch, den Gegner zu demüthigen, ihm das Bekenntniß abzuwingen, dem Bewegenen, daß wir nicht so verächtlich sind, wie er glaubte, daß er Ursache gehabt hätte, sich vor uns zu fürchten. Daher ist der Rachgierige dieser Art nicht

zufrie-

zufrieden, wenn er sich gerächt hat, ohne daß es der andere weiß.

— Ma vengeance est perdue,
S'il ignore en mourant, que c'est moi, qui
le tue.

— Qu'il apprenne à l'Ingrat
Qu'on l'immole à ma haine & non pas à
l'état.

Und nicht nur aus dem allgemeinen Grunde, daß die Leidenschaft die ursprüngliche Absicht des Triebes vergessen macht, opfert oft der Rachsüchtige sich selbst mit auf; sondern um die Schande der ungerächeten Beleidigungen von sich abzuwenden, um der Vorstellung des vor ihm sichern Feindes los zu werden, scheuet er nicht den gewissen Tod; wenn er nur den Feind mit sich in das Grab stürzen, wenn er nur sich rächen kann.

Que je me perde ou non, je songe à me
venger.

Die Dichter haben noch einen viel abscheulichern Gedanken der Rache auf die Schaubühne gebracht *); den ich aber Bedenken tragen muß, als eine Bemerkung aus der Geschichte der Menschheit nachzuschreiben. Bey so manchen und so gewaltigen Antrieben zur Rache, zu denen man noch den mechanischen, oder doch instinctartigen Reiz, unangenehme Eindrücke von sich abzuwenden, und ihnen zu widerstreben, rechnen kann, (S. 30.) lassen sich wohl keine mäßige Wirkungen erwarten. Aber es sind noch
beson-

*) Er kömmt, wo ich nicht irre, unter andern auch im Trauerspiel: der Freygeist, vor.

besondere Gründe vorhanden, von denen es kommt, daß die Rache, auch bey der bloßen Absicht der Wiedervergeltung, das Maaß der erlittenen Beleidigung so leicht, und oft so sehr überschreitet. Das Uebel, das einem selbst wiederfahren ist, hat man empfunden; mißt es also nach einem lebhaftern Eindrücke, und schätzt es daher leicht für größer, als dasjenige, was man dem andern anthut, und nicht eigentlich empfindet, nur sich vorstellt. Dann macht die Eigenliebe, daß man auf sich einen größern Werth setzt, als auf den andern; und demnach auch die Beleidigungen, die einem wiederfahren, höher anrechnet, als diejenigen, die man andern anthut. Endlich hat der Mensch eben so sehr Wohlgefallen an dem Gefühl seiner sich auslassenden Kraft, an den Beweisen seiner Uebermacht; als die Empfindung seiner Ohnmacht ihm unangenehm ist.

Wie sich überhaupt die Bemerkungen und Urtheile nach den Leidenschaften richten: so macht auch die Rachbegierde, und der damit verknüpfte Haß des andern, daß man alles, was ihm zum Nachtheile gereichen kann, leichter gewahr wird und glaubt. Und so mit gelingt es auch der Rachbegierde nicht selten, sich hinter edlere Triebe und Absichten zu verbergen; die Absicht, den andern zu bessern, oder die Welt vor ihm in Sicherheit zu setzen.

§. 93.

Von der Rachsucht wilder Völker.

In den Sitten wilder Völker zeichnet sich nichts so sehr und so allgemein aus, als ihre höchste Rachsucht.

Sie

Sie scheint bey einigen die einzige Leidenschaft zu seyn, deren sie fähig sind; wenigstens diejenige, der alle andere weichen.

Sowohl in Ansehung der Art, wie sie ihre Rache ausüben, als in Ansehung ihrer Dauer, unterscheiden sie sich bis zum Entsetzen von gesitteten Menschen. So leicht der Wilde sonst vergift: so sehr scheint das Andenken einer ihm oder den Seinigen angethanen Beleidigung gegen die Länge der Zeit in seinem Gemüthe auszuhalten, und den Zunder der Rache aufzubewahren *).

Sie suchen aber die Gelegenheit zur Rache mit aller ihnen möglichen Vorsicht; und wissen ihre Empfindlichkeit auf das sorgfältigste zu verbergen, so lange bis sie mit völliger Sicherheit sich rächen zu können vermeynen. Wenn sie ihren Feind in ihrer Gewalt haben, wenn sie ihn gefangen aus dem Kriege in ihr Land gebracht haben; dann erst überlassen sie sich der ganzen Wuth ihrer Rache; die sich, um sie nur kurz zu beschreiben, nicht eher legt, bis derselbe unter allen nur ersinnlichen Martern, mittelst des langsamsten Todes, aller Empfindung beraubt ist. Weiber und Kinder nehmen mit größter Begierde an diesen Unmenschlichkeiten Theil, und einer sucht es dem andern darinn zuvor zu thun **).

Auch

*) *Robertson Hist. of America I. 351.* Auch die sonst in Vergleichung mit andern Wilden gutmüthigen Fröndländer sind ihnen darinn gleich. Sollten auch dreßsig Jahre vergangen seyn: so vergessen sie nicht schwere Beleidigungen, dergleichen Mord und Beherung nach ihren Begriffen sind, zu rächen, wenn sie den Thäter wo allein finden. *Cranz S. 249. f.*

***) *Robertson l. c. p. 359. f. 362.*

Auch der Gedanke, den Feind aufzufressen, scheint, nach der Meynung verschiedener Untersucher, eine Wirkung der Rachbegierde zu seyn *).

Ist denn nun also die Rachbegierde so sehr in der menschlichen Natur, daß sie nur bey gesitteten Völkern hat weggekünstelt werden können, bey rohen Völkern seyn muß? Oder ist sie vielleicht auch bey diesen zum Theil erkünstelt, durch äußerliche Ursachen erzeugt? Wir wollen sehen.

1) Der Wilde weiß, daß er seine Sicherheit, und die Behauptung seiner Rechte hauptsächlich von sich selbst zu erwarten hat. Vom Schuß der Geseze, von Genugthuung und Sicherheit, mittelst obrigkeitlicher Hülfe, ist ihm wenig oder nichts bekannt. Die Geseze und Obrigkeiten, die er kennt, haben solche Gewalt nicht; und er versteht auch noch nicht eine solche Gewalt genug zu schätzen, um mit Aufopferung seiner Unabhängigkeit ihr das Daseyn zu geben. Unter diesen Umständen ist ihm sehr viel daran gelegen, sich seinen Feinden so furchtbar als möglich zu machen.

2) Eben daher ist es auch ein Hauptstück der Erziehung, solche Gesinnungen gegen den Feind von Jugend auf einzulösen. Es wird dem Sohne vom Vater, von einem Freunde dem andern zur ehrwürdigen Pflicht gemacht, die noch unvergoltene Beleidigungen nicht zu ver-

*) *Robertson* l. c. p. 361. seq. Daß die Rachsucht der gemeinste Trieb zur Menschenfresserey gewesen, mag man wohl behaupten. Aber daß auch der Hunger dazu antreiben könne, ist durch einige Erfahrungen nicht weniger gewiß. S. Einleitung S. 2.

vergessen, die erschlagenen, gemarterten Brüder zu rächen. Einer sucht durch seine Wuth dem andern die wilde Begeisterung mitzutheilen *).

3) Nun kömmt noch hinzu, daß der Wilde, der seinem Feinde in die Hände fällt, seine größte Ehre darinn setzt, unempfindlich zu scheinen gegen die Schmerzen, die der andere ihm verursachen will; vielleicht mit aus dem Grunde, um ihm das Vergnügen der Rache zu entziehen. Daher sucht dieser immer neue Mittel auf, um seinen Feind zum Geständniß seines Leidens zu bringen. Ja, vermöge jenes Begriffes von Ehre, begnügt sich der Gefangene nicht, seine unangenehme Empfindungen zu unterdrücken; er reizt vielmehr seinen Feind durch alle nur ersinnliche Beweise von Haß und Verachtung, und durch prahlerische Beschreibungen der noch größern Leiden, die er den Seinen zu verursachen gewußt habe **).

Wenn man nun hiezu noch die allgemeinen Gründe nimmt, warum man bey der rachsüchtigen Wiedervergeltung so leicht zu weit geht; und daß die Sympathie, ohne den Beystand der höheren moralischen Erkenntnisse, nur ein schwacher Widerstand gegen die selbstsüchtigen Triebe ist: so wird man freylich zwar in der Natur der sinnlichen Triebe des Menschen den Grund einer Rachsucht, die die Vernunft nicht billigen kann, erkennen; zugleich aber auch eingestehen müssen, daß jene Grausamkeit des Wilden nicht ganz ursprüngliche Gestalt
der

*) *Robertsou* l. c. p. 352. 359.

***) *Robertsou* II. cc.

der Natur sey, sondern vielmehr Folge von Irrthümern und von der Unvollkommenheit des äußerlichen Zustandes; daß von ihr frey machen, nicht der Natur Gewalt anthun, sondern vielmehr ihr zu Hülfe kommen heißen müsse.

§. 94.

Andere Ursachen des Hasses und der Grausamkeit.

Eine jede Leidenschaft kann eine Ursache der Feindschaft gegen andere werden, in so fern sie Haß gegen dasjenige erwecket, was sich ihr widersetzt. Aber nicht alle sind bey einerley Grad der absoluten Stärke gleich geschickt, die sympathischen Gefühle zu ersticken und zur Grausamkeit anzutreiben; wie es einige vermöge ihrer Natur und nach der Erfahrung sind. Von dem falschen Religionseifer wird dies an einem andern Orte erhellen. Hier soll es von einigen andern Leidenschaften dargethan werden.

1) Der Geiz, *auri sacra fames*, ist als eine Quelle der entsetzlichsten Grausamkeiten, aus den Beyspielen der Spanier in Amerika, und der Boucaniers *), und hundert andern Geschichten hinlänglich bekannt. Es ist Grund dazu in der Natur dieser Leidenschaft. Wenn die Begierde nach Geld nicht mehr untergeordneter, sondern

*) Von den, nach der Zeit der Eroberung, verübten Grausamkeiten, findet man vieles in der *Nouvelle Relation contenant les Voyages de Thomas Gage 1695. part. III. ch. VI.* Die Grausamkeiten der Boucaniers, sonderlich des *Lolonais* und *Morgan* sind beschrieben in der *History of the Boucaniers. Lond. 1741. Vol. I.*

dem Haupttrieb geworden ist: so ist der Mensch aus den natürlichen Empfindungen so weit heraus gekommen, lebt so ganz in der einem unnatürlichen Vorstellung vom Geldreichtum, als dem höchsten einzigen wahren Gute; daß Rührungen der Sympathie, Vorstellungen von Ehre und Schande, von Billigkeit und Gemeinnützigkeit, nichts mehr über ihn vermögen. Er opfert sich ja selbst diesem seinem Abgotte auf; wie sollte er eines andern Menschen schonen, jenem zum Nachtheile?

2) Muthlosigkeit und äußerste Grausamkeit finden sich sehr häufig beisammen *). Und es scheint auch, man müsse nach der bloßen Vorstellung es schon so erwarten. Der durch seine Kraft sich immer sicher dünkende kann verzeihen, kann den ohne Gefahr leben lassen, der ihm Schaden wollte, und es nicht vermag. Der Furchtsame ist nicht ruhig, so lange seinem Feinde noch Kräfte übrig sind. Gleichwie unterdessen doch auch in dem Gefühle der Kraft, aus dem der Muth entsteht, Grund zum Stolze und, mittelst dessen, zur Vergrößerung der Vorstellungen von erlittener Beleidigung sich findet: also scheint nicht jedwede Art von Furchtsamkeit an sich schon den Character zur Grausamkeit zu stimmen. Sie kann

U a 2

aus

*) Besonders unter den wilden Völkern; und am häufigsten unter den Negern. S. z. B. *Rossmann Voyages de Guinée*, p. 27. seq. Ein großer Geschichtsforscher, *Robertson Hist. of America* vol. I. will zwar der Wilden Furcht vor dem Tode in der Schlacht auf patriotische Sorge für die Erhaltung der ohnedem geringen Volkszahl zurückführen. Aber der selbstsüchtige Trieb zum Leben scheint doch mehr in den Character solcher Menschen einzupassen.

aus einem solchen Selbstgefühl herkommen, mit welchem bescheidene Herabwürdigung seiner Selbst, Duldsamkeit und Achtung für den andern verknüpft ist. Aber wenn große Einbildung von seinem Werthe, und Furchtsamkeit zusammen kommen; oder ein hoher Grad von Argwohn und übler Meinung von andern sich ihr zugesellt; dann wird sie freylich eine Mitursache des Triebes zur Grausamkeit.

3) Wie die Herrsch- und Eroberungssucht diesen Trieb erzeugen können, ist oben (§. 62.) schon angezeigt worden. Doch findet einige Nachlese hier noch Statt. Der Herrschsüchtige wird nicht nur durch den Reiz, den die Macht, für die er alles thut, für seine Leidenschaft hat, unempfindlich gegen die Regungen der Sympathie; sondern er kann auch leicht, mittelst der Vorstellung der Gemeinnützigkeit seiner Gewalt und seines Ansehns, oder der Rechte, die er in Absicht auf dieselbe bereits zu besitzen sich einbildet, allem, was er zur Behauptung derselben für nöthig hält, einen Anschein von Rechtmäßigkeit geben. Die Schmeichler, die den Mächtigen nie fehlen, unterstützen diese Vorstellungen mit ihrer sophistischen Beredsamkeit. Je mehr er gewohnt wird, mit seinem Willen alles auszurichten; desto unerträglicher wird ihm jeder Widerstand. Mit der Idee der unumschränkten Gewalt, als des höchsten Glücks und Vorzugs, dessen ein Mensch theilhaftig werden kann, erfüllt, kann er sich endlich jeden noch so unsinnigen und unmenschlichen Einfall, der einen neuen Beweis seiner Macht und Gewalt abgiebt, in seiner taumelnden Phantasie begehrenswerth vorstellen. Des Caligula und anderer rasender

der

der Wüthrige Unthaten werden nur bey diesem Grunde noch einigermaßen begreiflich *).

4) Ein allgemein üblicher Begriff von den Menschen. Menschenhaß ist auch noch eine natürliche Ursache zur Grausamkeit. Und so kann das erlittene Unrecht, bey andern mitwirkenden Ursachen, vieles dazu beitragen, daß ein Mensch hart und grausam wird.

Mens incorrupta miseria corrumpitur,
Mutat se bonitas irritata injuria **).

5) Daß die Wollust, mehr als jedwede andere ungeordnete Leidenschaft, zur Grausamkeit führe; scheint mir nicht natürlich. Wenn beyde Laster sich oft beisammen gefunden haben: so können sie auch wohl beyde Wirkungen einer gemeinschaftlichen Ursache, der ungestümen Sinnlichkeit gewesen seyn. Aber die Grausamkeit kann den Trieb zur Wollust, als der geschwindesten und lebhaftesten Zerstreung der den Grausamen nothwendig oft verfolgenden Schreckenbilder, erzeugt haben.

Na 3

6) Jed-

*) Man lese den Sueton im Leben dieses Ungeheuers, Kap. 29. 32. 27. Nur weniges daraus. Trucidaturus fratrem, quem metu venenorum praemuniri medicamentis suspicabatur: *Antidotum, inquit, adversus Caesarem?* — Lautiore convivio effusus subito in cachinnos, Coss. qui juxta cubabant, quidnam rideret, blande quaerentibus: *Quid, inquit, nisi uno manu jugulari utrumque vestrum statim posse?*

**) Aber schlechthin mit Helvetius zu sagen: L'Homme malheureux est mechant, ist ungerecht. Auch Trublet hat den Grundsatz: L'Homme n'est mechant, que parcequ'il est malheureux; der doch noch eher sich vertheidigen ließe, als der Helvetische.

6) Jedwede Art der Lasterhaftigkeit aber, wenn sie so weit geht, daß sie zum Gegenstand der allgemeinen Verachtung und Verabscheuung macht, kann leicht zur Grausamkeit verleiten. Wer sich verachtet und verhaßt sieht von andern, ist nicht geneigt, sie zu lieben und zu achten. Und wenn ein Mensch die Würde der menschlichen Natur in sich selbst nicht mehr empfindet; wie will er von Beleidigungen anderer durch dieses Gefühl zurückgehalten werden?

§. 95.

Noch einige Ursachen des Wohlgefallens an anderer Leiden, oder doch bey Gelegenheit desselben.

Wie Neid und Schadenfreude aus den allgemeineren Gründen der menschlichen Neigungen entstehen; ist an einem andern Orte schon gezeigt worden (§. 35.). Es giebt aber gewisse andere Arten angenehmer Gemüths-bewegungen, bey'm Anblicke oder der Vorstellung unglücklicher Zufälle, oder schmerzhafter Zustände, in denen andere sich befinden, die man damit nicht verwechseln darf; die entweder gar nichts tadelhaftes an sich haben, oder doch wenigstens nicht von Haß und Grausamkeit herkommen.

1) Aus der Betrachtung des Uebels, das andere betroffen hat, Trost und Beruhigung schöpfen in seinem eigenen Leiden, kann aus dem unschuldigsten Herzen kommen, und vor der Vernunft gar wohl gerechtfertiget werden. Einmal dient jene Betrachtung dazu, die Vorstellung von der Größe seines eigenen Leidens zu mäßigen; indem man sieht, daß andere eben dergleichen, oder

oder noch mehr ertragen und ausgehalten haben. Gar zu leicht stellt sich sonst ein Mensch sein Leiden als einzig in seiner Art und unausstehlich vor. Dann gewähret sie auch oft den Trost, daß man nicht durch seine Schuld leide, nicht nothwendig dadurch verächtlich werden müsse; wenn man findet, daß andern rechtschaffenen, angesehenen Leuten dergleichen auch begegnet ist. In so fern man doch zum Mitleiden gegen diese andern dabey bemogen wird, im Falle nämlich, daß sie noch wirklich leiden; so ist es freylich ein kümmerlicher Trost, *Miserum solamen, socios habuisse malorum*. Aber ein Beweis eines harten und menschenfeindlichen Herzens liegt nicht darinn.

2) Der Ausspruch des Rochefoucault, *dans l'adversité de nos meilleurs amis nous trouvons toujours quelque chose, qui ne deplait pas **): ist gewiß nicht allgemein richtig. Aber daß etwas daran sey; kann man um so viel weniger in Zweifel ziehen; da ein Mann von einem ganz andern Sinn und Herzen, in den Beobachtungen über sich selbst, einer solchen Erscheinung gedenket **). Es lassen sich Ursachen davon gedenken, die keinen bösen Trieb beweisen. Vielleicht ist es die Vorstellung, dem Freunde beystehen zu können, eine Gelegenheit zu haben, ihm seine Liebe zu beweisen. Vielleicht der noch allgemeinere Trieb zur Geschäftigkeit,

Na 4

zu

*) S. *Reflexions morales de Mr. de la Rochefoucault*, Lausanne 1760. p. 25.

**) S. *Tagebuch eines Beobachters seiner selbst*. S. 64. 65. Die darüber gemachten Bemerkungen stimmen mit den hier beygebrachten Gründen überein.

zu Scenen, die etwas neues, besonderes haben. Vielleicht auch das lebhaftere Gefühl seines Wohlstandes bey der contrastirenden Vorstellung. Daß es Menschen geben könne, in denen Neid und Selbstsucht so kleinmüthig über alle andere Triebe herrschen, daß sie bey eines jeden Menschen, selbst ihres besten Freundes, sinkenden Glücke ihren Wohlstand sich steigend gedenken können; mag seyn. Nur so leicht vermuthen läßt es sich nicht; geschweige denn zu einem allgemeinen Grundsatz machen.

3) Der Trieb zur Beschäftigung und zu Scenen, die den innern oder äußern Sinnen eine neue oder mannfaltige Beschäftigung geben, erklärt manches, was dem ersten Anscheine nach für Grausamkeit gehalten werden könnte. Wie es einige Menschen giebt, die kein Thier, geschweige denn einen Menschen, könnten tödten sehen: so giebt es auch andere, die nicht nur ganz ruhig von Köpfen und Rädern sprechen, sondern auch eine Gelegenheit, dergleichen mit anzusehen, ungern versäumen. Man weiß, daß es gesittete Nationen gegeben hat, bey welchen die mörderischen Fechterspiele eine der liebsten Vergnügungen des Volks waren, an welchen auch das edelste Frauenzimmer den lebhaftesten Antheil nahm. Und Thiergefechten zuzusehn, ist für die mehresten Menschen ein Vergnügen.

Die Vorstellungen von Gemeinnützigkeit, von Handhabung der Gerechtigkeit, von Erweckung kriegerischer Triebe und dergleichen abgerechnet, die das meiste bey der Sache überhaupt wohl nicht thun, ist die Quelle des Vergnügens bey solchen Auftritten, so wie bey Erzählungen oder dem entfernten Anschauen von Kriegen, Schlachten, Seestürmen und Schiffbrüchen, in der
 Manch-

Manchfaltigkeit der Sinne und Einbildungskraft beschä-
 tigenden Gegenstände, in dem Wohlgefallen am Großen,
 Neuen, Lehrreichen; und gar nicht im menschenfeindli-
 chen Wohlgefallen am fremden Elende zu suchen *). Ich
 habe gewiß recht gutgeartete Jünglinge nur mit halbem
 Scherze es bedauern hören, daß eine entstandene Feuers-
 brunst sobald gedämpft ward. Nach dem wahren
 Grunde ausgelegt, hieß es weiter nichts, als daß sie den
 Auflauf, und die Gelegenheit zur Auslassung ihrer eige-
 nen Kräfte sich länger gewünscht hätten. — Es gehört
 freylich etwas dazu, wenn die Gemüthsbewegungen bey
 dergleichen Anlässen überwiegend angenehm seyn sollen.
 Die Gewohnheit kann vieles auch hiebey thun; so wie bey
 den eigentlichen feindseligen Trieben.

4) Wohin den Menschen das Vergnügen am Ge-
 fühl seiner Kraft, Unabhängigkeit und Ueberlegenheit füh-
 ren kann; ist bey mehrern Gelegenheiten schon bemerkt
 worden. Die Wirkungen davon können freylich bisweilen
 unedel, unbillig, ungerecht, grausam genannt werden. Doch
 ist nicht das Uebel des andern eigentlich dasjenige, woran
 einer sich ergötzet. Aus dieser unlautern, oft sehr ver-
 achtungswürdigen Quelle entspringen die Neigungen,
 Menschen gegen einander aufzubringen; einem seine Zu-
 friedenheit und Vergnügen über eine Sache zu stören,

Na 5

durch

*) Der Grund, den Lucrez in den bekannten Versen, von
 dem Suaue, turbantibus aequora ventis, e terra
 magnum alterius spectare laborem angiebt: Non
 quia vexari quemquam est iucunda voluptas, sed
 quibus ipse malis careas, quia cernere suave est,
 thut hier wohl nicht das meiste; so wenig er ganz zu
 verwerfen ist.

durch andere Begriffe, die man ihm davon bezubringen bemüht ist, ohne weitere Absicht; Unwahrheiten glauben zu machen, und andere Thorheiten vorzunehmen.

5). Ich habe Geschichten von Missethättern erzählen hören, die Mordthaten sollten begangen haben, zu denen sie selbst keine andere Beweggründe, als die Lust zu morden, einen Menschen im Schlafe in seiner Hütte verbrennen zu sehen, und dergleichen anzugeben wußten; die sich noch auf dem Richtplatze mit Wohlgefallen an die Convulsionen erinnern konnten, an denen die durch ihre Hand ermordeten erblaßten. Ist eine Imagination, die solche Reize schaffen kann, in einem, nicht im eigentlichsten Verstande verrückten, Kopfe wirklich möglich?

§. 96.

Vom Partheygeiste.

So wie der Eifer für das gemeine Beste, Liebe zur Gesellschaft, zu den edelsten der freundschaftlichen Triebe gerechnet werden muß, in so fern er gesetzmäßig zum Wohl der Gesellschaft wirkt; so hat man hingegen auch volle Ursache, die ungeordnete Anhänglichkeit an die Neigungen und Gesinnungen einer Gesellschaft zu den feindseligen Trieben zu zählen. Sectireren, Partheygeist sind die Namen, die einem solchen Triebe gebühren; und diese Namen allein sind schon im Stande, einen jeden, der in der Geschichte des menschlichen Geschlechts nicht ganz fremd ist, an unzählige Ungerechtigkeiten

keiten und Grausamkeiten zu erinnern, die als Wirkungen von ihm abstammen *). Wenn man die Gründe dieses Triebes genauer untersucht; so entdeckt sich ein manchfaltiges Gemische von Eigenliebe und Sympathie, von Gewohnheit und Ideenassociation. Die Eigenliebe macht geneigt, diejenigen, die durch die Gemeinschaft der Absicht, der Denkart, des Namens mit einem verbunden sind, in der Collision Fremden vorzuziehen, und diese Absichten und Denkarten für besser und wichtiger zu halten, als sie nicht sind; und um so viel hartnäckiger dafür zu streiten, je länger und eifriger man es bereits gethan hat. Sie macht, daß man Verachtung und Beeinträchtigung derselben; wenn sie schon einen sonst nicht betreffen, auf sich zieht; welches dadurch noch mehr befördert wird, daß ein jeder seinen Privatangelegenheiten mit Fremden gern das Ansehn einer gemeinwichtigen Sache giebt. Auf diese Weise können benahe alle feindseligen Empfindungen einzelner Mitglieder der einander entgegen strebenden Partheyen in den Sectennamen übergetragen, und mittelst desselben ausgebreitet und auf die Nachkommen fortgepflanzt werden. Mittelst einer solchen Grundlage bekommen hernach jede neue Eindrücke, die einem jedem seine eigenen Erfahrungen zuführen, sogleich eine schlimmere Gestalt. Alle selbst-

süch.

*) Der Streit der Lancastrianer und Yorkianer hat in einer Zeit von 30 Jahren, außer unzähligen einzeln begangenen Grausamkeiten, 12 blutige Schlachten verursacht, 80 Prinzen vom königlichen Geblüte das Leben gekostet, und den alten Adel von Engelland fast ganz ausgerottet. Hume II. 374.

süchtige Antriebe des Stolzes, des Eigennuzes, der Rechthaberen, der Rachbegierde, können hier aber um so viel leichter Wurzel schlagen, um so viel mächtiger um sich greifen: je leichter sie sich hinter den Anschein gesellschaftlicher Triebe verbergen können. Besonders aber werden die sanfteren Gefühle der Menschlichkeit, und die Antriebe der Gerechtigkeit und Billigkeit durch den Partengeist erstickt; wenn wirklich wichtige gemeine Vortheile der Gesellschaft damit in Streit kommen; und zu den bisher bemerkten Gründen auch noch das Beyspiel und der Beyfall so vieler der in einem vorzüglichen Ansehn stehenden Personen hinzukommt. Daher ist bey den Kirchenversammlungen das Gesuch um die Verbesserung der Sitten der Geistlichkeit und die Abstellung so vieler dem Staat und der Menschheit schädlichen Mißbräuche immer vergeblich gewesen *).

S. 97.

*) Eine durch Unrecht erlangte Gewalt fahren zu lassen, einen einträglichen Irrthum aufzugeben, sind Opfer, die die Tugend einzelner Menschen der Wahrheit bisweilen gebracht hat. Aber von einer Gesellschaft läßt sich dergleichen nicht erwarten. Unordnungen einer Gesellschaft, die derselben zum Vortheil gereichen, und allgemeines Beyspiel für sich haben, werden von den Mitgliedern ohne Schaam und Abscheu betrachtet. Nie entstehen daher Verbesserungen solcher Unordnungen durch die Gesellschaft selbst; sondern sie werden immer durch eine fremde Hand mit Gewalt veranstaltet. *Robertson Hist. of Scott. I. 143.*

§. 97.

Ob allgemeiner Menschenhaß in der menschlichen Natur
Statt finde?

Obgleich Sympathie und Selbstliebe den Menschen zur Liebe seines Geschlechtes überhaupt bestimmen: so können doch allerhand feindselige Gesinnungen gegen einzelne Menschen und Gesellschaften gar bald entstehen. Aber ist es wohl möglich, daß allgemeiner Haß und Abscheu gegen die Menschen in eines Menschen Brust aufkomme? Der Name eines Menschenfeindes oder Menschenhassers deutet in seiner ursprünglichen und strengsten Bedeutung dieses an; und Griechenland soll einen solchen Menschenfeind gehabt haben, in dem bekannten Simon, der sogar ein Philosoph genannt wird *) Beweises genug von seinen abscheulichen Gesinnungen wäre freylich schon dies einzige, daß er unter allen Menschen, die ihm vorgekommen, den einzigen Alcibiades noch mit einigem Wohlgefallen anblicken konnte, darum weil er vorhersehe, daß er den Griechen viel Uebels anthun werde; wenn dies wirklich seines Herzens Meynung war. Viele unangenehme Erfahrungen an treulosen Freunden sollen ihn so aufgebracht haben gegen die Menschen. Man beschuldigt ihn auch des Geizes. Und aus diesen beyden Gründen können starke Antriebe zu feindseligen Gesinnungen gegen die Menschen entstehen. Unterdessen ist es wahrscheinlich, daß, wenn auch die Aufführung und die Aeußerungen dieses Mannes wirklich so gewesen, wie sie

be-

*) S. Brucker. Hist. crit. philos. I. 582.

beschrieben werden, dennoch seine Gesinnungen gegen die Menschen so durchaus feindselig nicht waren; und daß von der Begierde, sonderbar zu seyn, manches dabey herrührte.

Hypochondrische Furcht und Mißtrauen können machen, daß man scheu vor den Menschen wird, und sie fliehet. Die einzelnen Menschen, die von ihrer Kindheit an unter Thieren aufgewachsen waren, thaten gleichfalls scheu und flohen vor ihrem Geschlechte. Aber keines von beyden beweiset jenen allgemeinen Menschenhaß. Begreiflich ist ein solcher Character nicht. Erfahrungen allein könnten seine Möglichkeit beweisen. Und man darf sagen, daß diese fehlen.



Abchnitt III.

Triebe von sehr vermischten Beziehungen.

Abtheilung I.

Von den moralischen Trieben.

Kapitel I.

Von den moralischen Empfindungen und Trieben überhaupt betrachtet.

§. 98.

Von den Gründen der moralischen Begriffe und Urtheile.

Die Untersuchungen über die Natur der moralischen Triebe, der Neigung zur Tugend und dem, was recht ist, und der Abneigung von dem Lasterhaften, und über die Gründe dieser Triebe und Neigungen, führen nothwendig zur Untersuchung der Gründe und des Ursprungs der moralischen Begriffe und Urtheile. Denn wenn es wahr wäre, wie einige vorgeben, daß ein eigener Sinn, wohl gar ein besonderes inneres Organ, uns den Unterschied zwischen Recht und Unrecht bemerk-

fen

fen machte *): so würde die Folge alsbald wahrscheinlich werden, daß ganz eigene Beschaffenheiten der Grund der moralischen Gefühle und Antriebe seyn, die in den Gründen anderer Gefühle und Willensäußerungen nicht enthalten sind. So wie auch umgekehrt der Schluß auf einen besondern Sinn für die moralischen Beschaffenheiten und Unterschiede dadurch gegründet scheinen würde; wenn die moralischen Triebe und Neigungen aus andern Neigungen, die aus andern gemeinen Empfindungen entspringen, nicht zu erklären seyn sollten. Nämlich jedweder der ausgemachten Sinne bringt eigene Ideen, und zugleich auch eigene Reize zum Wohlgefallen und Mißfallen, zu Begierden und zu Handlungen mit sich.

Wenn nun die Frage vom Grunde der moralischen Begriffe und Urtheile beantwortet werden soll: so setze ich jetzt dabey voraus, als eingestanden, oder an einem andern Orte zu erweisen; daß die Unterscheidung zwischen Recht und Unrecht, Tugend und Laster ihren Grund in der Natur hat, nicht in leeren Einbildungen oder willkürlich angenommenen Sätzen, daß die Menschen, diese Unterschiede einzusehen, einige natürliche Geschicklichkeit haben; daß oftmals die Urtheile über Recht und Unrecht in ihnen entstehen, ohne daß sie sich eines Schlusses aus allgemeinen Begriffen und Grundsätzen im mindesten dabey bewußt sind; und endlich auch, daß diese Urtheile nicht gleichgültig lassen, sondern mehrentheils Wohlgefallen oder Mißfallen, Begierden und Verabscheuungen erregen. Weil nun diejenige Erkenntnißart, bey der
man

*) S. meine Abhandlung: Ueber das moralische Gefühl im deutschen Museum 1776. Abschn. II.

man sich keines Ursprungs aus andern Vorstellungen bewußt ist, zumal wenn sie mit Rührungen, mit Gemüths-
bewegungen verknüpft ist, nach einem gewöhnlichen, und
wenn nicht immer auf die genaueste Beurtheilung, den-
noch immer auf Analogie sich gründenden Sprachgebrauch,
Empfindung, Gefühl, genannt wird: so kann man
es gelten lassen, daß, in eben solcher Bedeutung der
Worte, dem Menschen ein moralisches Gefühl, ein
moralischer Sinn zugeschrieben werde.

Dabey ist nun aber zu untersuchen, ob diese mo-
ralischen Erkenntnisse, Begriffe, Urtheile, oder Em-
pfindungen, Gefühle, wie man sie nennen will, im
Ganzen genommen, je für einfache Empfindungen, und
überhaupt für Wirkungen eines eigenen Sinns angesehen
werden können: oder ob sie vielmehr allemal Folgen sind
von dem Zusammenflusse mehrerer Empfindungen und
Vorstellungen, die aus solchen Gründen entstehen, wo-
von keiner ein moralischer Sinn genannt werden kann;
einem Zusammenflusse, der durch Unterricht, oder auch
durch eigene Beobachtungen und Nachdenken bewirkt
wird.

Dies ist die seit Shaftesbury und Hutchesons
Zeiten aufs neue rege gewordene, und so oft aus Miß-
verständnissen verschiedener Art verworrene, an sich selbst
auch allemal verwickelte Streitfrage über das moralische
Gefühl, auf die genaueste, und, ich hoffe, deutlichste
Bestimmung gebracht.

Diejenigen nun, die für einen eigenen moralischen
Sinn, als eine einfache und ursprüngliche Erkennt-
nisquelle streiten wollen, pflegen folgender Gründe sich
zu bedienen:

Erster Theil.

B 6

1) Es

1) Es lehre das Bewußtseyn einen jeden, daß nicht nur oft plötzlich und vor allem Râsonnement die moralischen Urtheile in uns entstehen; sondern auch bisweilen bey der Untersuchung und allem darauf folgenden Nachdenken nicht aus Vernunftschlüssen hergeleitet werden können. Ja das Râsonnement aus anderweitigen Vorstellungen und Grundsätzen könne zuweilen ganz etwas anders lehren, als was uns die Empfindung sagt. Und es gebe Fälle, wo auch der geübteste Râsonneur über moralische Gegenstände dasjenige nicht als recht oder unrecht aus solchen anderweitigen Gründen erweisen könne, was doch die natürlichste Empfindung alle oder die allermeisten Menschen zu billigen oder zu mißbilligen zwingt.

2) Es beweise die Erfahrung, daß auch solche Menschen schon moralische Empfindungen haben, Empfindungen von Recht und Unrecht, von Beleidigungen und von verdienter Begegnung; denen weder Unterricht anderer, noch eigene Vernunftschlüsse sie verschaffen konnten. Kinder sähe man das eine mal eine verdiente Züchtigung demüthig und geduldig leiden, das andere mal alle Empfindlichkeit eines Beleidigten bey einer unverdienten Strafe zu erkennen geben.

Allein diese Gründe sind entweder nicht richtig aus der Erfahrung abgezogen; oder unzulänglich zu dem, was sie hier beweisen sollen.

1) Daß unsere Urtheile und Empfindungen gar oft, ohne daß wir es selbst wissen, aus Schlüssen entstehen; oder, wenn dieser Name, wegen Mangel des Bewußtseyns der das Urtheil erzeugenden Ideen, nicht gebraucht werden soll — aus der Verknüpfung und Zusammenwirkung vieler Vorstellungen, aus den verschiedensten

Quel-

Quellen, der Empfindung dieses und jenes Sinnes, des Unterrichtes und des Nachdenkens; dies gehört zu den ausgemachtesten psychologischen Wahrheiten. Auch ist dies durch vielerley Erfahrungen bekannt genug, daß es auch in andern Fällen viele Mühe kostet, bis sich Menschen von einem solchen Ursprunge überzeugen, und von der Meynung abbringen lassen, daß solche von Kindheit an allen Menschen gewöhnliche Urtheile, z. E. von den äußerlichen Gegenständen unserer Empfindungen, und deren Abstand von uns und unter einander, unmittelbare Empfindungsurtheile seyn *).

Das Nichtbewußtseyn zu Grunde liegender Vorstellungen bey dem Ursprunge eines Urtheils oder Gefühls, und bey dem darauf folgenden Nachdenken gewisser Leute, beweiset also im mindesten nicht, daß selbiges Urtheil oder Gefühl unmittelbar aus einem besondern Sinne entsprungen sey. So wenig als die Geschwindigkeit, mit der es entsteht. Denn was kann geschwinder seyn, als die Folge und Verknüpfung der Ideen?

Daß Empfindung und Vernunftschluß nicht immer mit einander übereinstimmen, beweiset auch nichts. Denn dies kann, genauer untersucht, gar leicht weiter nichts heißen, als daß verschiedene Vorstellungen in der Seele liegen, oder auf sie wirken; die einen deutlich und zum Vernunftschlusse sich erhebend; die andern dunkel, in irgend einer unentwickelten Erinnerung, oder unentwickel-

*) Wenn diese Materien noch nicht bekannt sind, der muß sich aus den Schriften, die vom menschlichen Verstande handeln, z. E. Condillac *Traité des Sensations*, oder aus der Optik davon unterrichten.

ten Gewährwerdung einer Analogie, oder sonst einer Ideenassociation enthalten; und bey aller dieser ihrer Dunkelheit, wie unzählige Erfahrungen beweisen, zur Wirksamkeit nicht weniger geschickt.

Und dies wird sich wohl endlich auch so finden in denjenigen Fällen, wo auch in den moralischen Untersuchungen geübte Denker nicht im Stande seyn sollen, einen andern Grund der natürlichsten moralischen Empfindungen anzugeben, als Natur und Empfindung. Doch diese Fälle können von sehr verschiedener Art seyn. Es kann seyn, daß das Urtheil, welches in einer solchen Empfindung liegt, wirklich richtig ist; und die Erkenntniß von einem höhern Unterrichte herrührt, von welchem die Vernunft den Grund nicht einsieht, vom Unterrichte der Offenbarung. Dieser Unterricht und sein Ansehen kann ja unmittelbar, oder auch mittelst der daher entstandenen Denk- und Handlungsart anderer Menschen, der Familie; der Nation, zu der man gehört, der Denkungsart eines Menschen eine solche Bildung geben, wodurch unauslöschliche und unveränderliche Empfindungen erzeugt werden, und so, daß deren Ursprung weiter zurückliegt, als das eigene Bewußtseyn nicht geht. Auf ähnliche Weise können richtige moralische Empfindungen aus frühe eingeprägtem Unterrichte bloß natürlicher, aber aus tiefem Einsichten oder besondern Erfahrungen entstandener Weisheit herrühren. Es sind aber vielleicht diese moralischen Empfindungen, für die sich keine Vernunftgründe aufbringen lassen wollen, auch so natürlich und nothwendig nicht, als sie scheinen; und nur die Wirkung eines, wer weiß woher entstandenen Unterrichts, oder ohne deutliche Gewahrnehmung der Gründe gezogener Folgerungen.

Ende

Endlich, wenn es auch natürliche und untadelhafte, vielleicht in ihren Folgen wohlthätige, innere Empfindungen solcher Neigungen oder Abneigungen geben sollte, die auf keine der angezeigten Gründe zurückzubringen wären: so wäre, unter den angezeigten Bedingungen, auch kein Grund vorhanden, warum sie moralische Empfindungen heißen sollten. Vielleicht eben so wenig, als es eine moralische Empfindung heißen kann, wenn etwa ein Mensch Abscheu vor einer durch irgend einen Sinn, oder irgend eine ihm dunkelbleibende Ideenassociation ihn unangenehm afficirenden, vielleicht auch schädlichen Speise hat, und mit großem Mißfallen sieht oder höret, daß ein anderer sie kostet.

Alles dieses zusammen genommen, scheint es mir, daß ein in moralischen Untersuchungen gehörig geübter Denker nicht in Verlegenheit kommen werde, bey aufrichtiger gerader Prüfung solcher Fälle *).

2). Was die moralischen Gefühle derjenigen anbelangt, denen weder Unterricht noch eigene Vernunft die moralischen Unterschiede habe lehren können: so kann gar leicht auf eine gedoppelte Weise dabey gefehlt werden, wenn man sie zum Beweis eines besondern, zur Bemerkung dieser Unterschiede bestimmten Sinnes machen will. Es können selbige Gefühle früher von den Wirkungen der Vernunft herrühren, als man denkt; sie können aber auch dem Verhältnisse der Gegenstände zu den moralischen Gesetzen zufälliger Weise ent-

B b 3

spre.

*) Ich habe einige der bedenklichsten Fälle dieser Art nach den hier allgemein angegebenen Grundsätzen erörtert in der angeführten Abhandlung im Deutschen Museum. J. 1776. S. 481. u. f.

sprechen, ohne daß sie, in Rücksicht auf ihren Grund, den Namen moralischer Gefühle im geringsten verdienen. Wie viele Ursachen bestimmen nicht den Grad der Empfindlichkeit eines Kindes, seine Disposition zur Nachgiebigkeit oder zur Widerseßlichkeit, zum rachsüchtigen Toben und Schreien, oder zur geduldigen Unterwürfigkeit? Aber die Sache kann auch schon um etwas weiter gehende den moralischen mehr sich nähernde Gründe haben. Wenn das Kind von demjenigen mit Gewalt abgehalten oder darüber gestraft wird, was ihm schon oft vorher untersagt und verwehrt worden ist: so stimmen die vorhergehenden von dem Gedächtnisse oder der Imagination auf bewahrten Eindrücke mit dem gegenwärtigen überein; kein Wunder, wenn einem also verstärkten Eindrücke das Gemüth nachgiebt. Wenn hingegen verwehrt oder bestraft wird, was sonst erlaubt wurde: so sind die widerstrebenden Triebe, wegen ihrer vormaligen Befriedigung, stärker; der Wille des Gesetzgebers ist befremdend, mit sich selbst nicht übereinstimmend. Auch ohne alles Licht der Vernunft muß dies schon die angeführte Wirkung hervorbringen; noch mehr, wenn auch nur einige Strahlen der Vernunft auf diese vermischten Empfindungen fallen. Und solche Lichtstrahlen der Vernunft entstehen im Kinde oft sehr frühe.

Endlich sind freylich die natürlichen und frühesten Empfindungen des Angenehmen und Unangenehmen, sie mögen sich nun auf uns selbst beziehen, oder, vermöge der Sympathie auf andere, den Gesetzen des Rechts und Unrechts keinesweges immer entgegen. Wenn sie nun aber gleich bey dem Kinde und bey dem, der sonst keine Begriffe vom Recht und Unrecht hat, bisweilen mit diesen Begriffen übereintreffen: so können diese Empfindungen

gen des Angenehmen und Unangenehmen darum doch nicht für moralische Empfindungen gelten; eben deswegen, weil sie, vermöge der Gesetze, aus denen sie entspringen, nur zufällig, oder wenn es doch vielmehr göttliche Weisheit, als Zufall ist, nur selten damit übereintreffen.

Aus dieser Zergliederung und Widerlegung der Gründe, nach welchen der Ursprung der moralischen Empfindungen in einem eigenen, der menschlichen Natur verliehenen Sinn liegen sollte; läßt sich schon einigermaßen abnehmen, wo der wahre Ursprung derselben zu finden ist. Nämlich zunächst in allerley durch Unterricht und eigene Vernunft, d. h. Erfahrung und Nachdenken entstandenen Begriffen und Grundsätzen. Dies erhellet nun noch weiter

1) aus der Natur der allgemeinen Begriffe vom Recht und Unrecht, wie solche insgemein bey den Menschen gefunden, und von ihnen angegeben werden. Es heißt ihnen unrecht, was gegen die Gesetze, was verboten ist, von Menschen, die sie fürchten oder lieben und ehren, oder von Gott; oder auch was schädlich ist, entweder dem, der es thut, oder andern Menschen. Keinesweges sagen sie, daß unrecht etwas sey, was sich nicht sagen, nicht beschreiben, sondern nur fühlen lasse *).

2) Aus der Beleuchtung und Entwicklung der moralischen Empfindungen im einzelnen Falle. Die

Bb 4

meh-

*) Ein Philosoph, der schon Parthey ergriffen hat, sagt dies wohl einmal zu Gunsten seiner Hypothese, s. Cicero fin. II. 14. Aber der ist hier durch das gegenseitige Zeugniß der Einfältigern hinlänglich widerlegt.

mehresten male wird man da gar leicht aus der Anwendung aller dieser Begriffe vom Verbote oder von der Schädlichkeit, dem Gebote oder der Nützlichkeit, selbige bey sich entsprungen finden. Und wenn man dies einmal nicht finden könnte: so muß doch auch hier nach der logischen Regel das ausgemachte Natürliche im dunkeln Falle vermuthet werden.

3) Daraus auch, daß die Menschen, wenn sie gleich in noch so vielen Sprachen vom Empfinden, in Ansehung des Rechts und Unrechts, sprechen, dennoch, wenn sie darüber uneinig mit einander sind, nie, mit Abweisung der Vernunft, der bloßen Empfindung die Entscheidung überlassen; wie in Ansehung der Dinge, für die wir unstreitig eigene Sinne haben, oft geschieht und geschehen muß. Sondern sie berufen sich alsdenn schlechterdings auf die Gesetze, oder gründen sich auf die durch Erfahrung und Vernunft erweislichen Folgen.

4) Endlich richten sich bey allen Menschen die moralischen Empfindungen und Urtheile dergestalt nach diesen Gründen, und den Ursachen, wodurch sie bestimmt werden; wie nicht geschehen könnte, wenn ihre einzige, oder auch nur ihre vornehmste Quelle ein eigener ursprünglich natürlicher Sinn wäre. Nämlich gerade nach den Vorstellungen, die jedwedes Volk, jedweder einzelne Mensch durch Religion und politische Gesetze erlangt hat, und die Achtung, die er dafür hegt; oder nach dem Umfange und der Stärke der Einsichten in die Folgen der Handlungen, die er durch Erfahrung und Nachdenken sich erworben hat, richten sich jedesmal diese Empfindungen und Urtheile. Einfluß haben freylich auch Vorurtheile und Schlüsse auf die Urtheile und Empfindungen von solchen Dingen, für welche der Mensch unleugbar
einen

einen eigenen Sinn hat; Einfluß bis auf die Empfindung und Beurtheilung, Werthschätzung oder Verachtung der Speisen und Getränke. Aber dieser Einfluß, und jene beynahe völlige Abhängigkeit, wie weit sind diese nicht von einander entfernt *)?

§. 99.

Von den Gründen der moralischen Neigungen und Abneigungen.

Die Untersuchung über die Gründe der moralischen Triebe ist hiemit noch nicht geendigt. Ja das Licht, das durch die bisherigen Erörterungen angezündet worden ist, kann wieder sehr verdunkelt werden, durch die Vorstellungen, die man bey der Frage, was die Ursache des Wohlgefallens an der Tugend, und des Mißfallens an dem Laster ist, sich entstehen läßt.

Wenn nämlich, wie einige vorgeben, diese Neigungen und Abneigungen des Willens nichts mit andern Neigungen gemein hätten, nicht aus ihnen entstünden;

B b 5

son-

*) Wenn etwa jemanden, nach Erwägung dieser Gründe, oder sonst schon die Wahrheit, die ich behaupte, so evident scheint, daß er die Weitläufigkeit der Untersuchung für überflüssig hält; dem muß gesagt werden, daß angesehene Gelehrte sie bezweifeln, daß eine ganze Gesellschaft von Gelehrten noch vor wenig Jahren der Schrift, die das Gegentheil behaupten wollte, den Preis zuerkannt hat. Er darf auch nur bedenken, daß der Irrthum hier auf der Seite der Neigungen stark bedeckt ist, wenn er gleich auf der Seite der Vernunft bloß steht.

sondern von ganz eigenen Reizen, einer eigenen Schönheit der Tugend und Häßlichkeit des Lasters herrührten: so würde schwer zu behaupten seyn, daß die Begriffe von Tugenden und Lastern nur aus andern Begriffen entstünden und zusammengesetzt seyn. Wenn auch eingestanden würde, daß die Vernunft im Stande sey, Begriffe vom Recht und Unrecht zu bilden, durch ihr einleuchtende Merkmale, um Tugend und Laster darnach zu unterscheiden: so würde es doch scheinen, daß der Empfindung diese Unterschiede sich auch offenbarten. Und dann möchte, beim Streite der Vernunft und der Empfindung, die erste nicht gut stehen.

Aber auch diese Beziehung aufs vorhergehende bey Seite gesetzt; zugestanden, daß nicht das Gefühl ohne Vernunft, sondern allein die Vernunft Recht und Unrecht unterscheiden, Tugend und Laster erkennen lehre: so ist es doch noch immer eine sehr wichtige Frage, woher die Reize der Tugend entstehen, und das Mißfällige lasterhafter Characteres und Handlungen. Ob allein aus der Selbstliebe und dem Eigennuße, wie Epikur lehret; oder aus einem ganz eigenen, vom Eigennuße sowohl, als andern gemeinen Trieben entfernten Grunde, wie die Platoniker und Stoiker, und unter den neuern besonders Hutcheson behaupteten; oder endlich, ob aus mehreren nicht ursprünglich und nothwendig darauf zielenden Trieben, eigennütigen und uneigennütigen zusammen genommen, die moralischen Neigungen und Triebe entstehen? diese letztere Meynung ist es, die durch die mehresten Beobachtungen und die genaueste Untersuchung bestätigt wird.

1) Die Tugend wird als nützlich, als der Grund der eigenen Glückseligkeit und der gemeinen Wohlfahrt, durch Unterricht und Erfahrung einem jeden vorgestellt. Sie wird als der Grund der dauerhaftesten und nützlichsten Achtung, als der Grund der Gemüthsruhe und Zufriedenheit mit sich selbst, als schlechterdings nur auf Beförderung des reinsten und dauerhaftesten Vergnügens abzielend, von allen, die mit ihrem Wesen bekannt sind, beschrieben; und von allen ihren Verehrern und Liebhabern dafür erkannt. Können solche Vorstellungen von einer Sache etwas anders als Neigung dagegen bewirken; Wohlgefallen und angenehme Gemüthsbewegungen, wenn irgend etwas unter diesem Gesichtspunkte angesehen wird? Oder kann man auf der andern Seite zweifeln, daß die Neigung auf diese Vorstellungen gegründet sey, wenn diese im Verstande, wie jene im Willen, sich finden? Die Natur der Sache schon, die allgemeinsten Gesetze des menschlichen Willens, lassen nichts anders vermüthen. Und die Erfahrung macht ja nichts gewisser, als daß eben diese Vorstellungen von den Vortheilen der Tugend sehr oft ausdrücklich als Beweggründe gebraucht werden, tugendhafte Neigungen in das Gemüth zu pflanzen, und bey sich selbst zu unterhalten und zu stärken.

Wollte man dagegen einwenden, daß mit der Vorstellung von der Tugend auch sehr viele unangenehme Vorstellungen verknüpft seyn; von Opfern, die man ihr bringen, von Schmach und Verfolgung, die man deswegen erdulden müsse, u. s. w.: so würde die Antwort seyn, daß es auch Menschen giebt, die, eben um dieser Vorstellungen willen, die Tugend verabscheuen, vor ihr
flie-

fliehen; daß aber alle diejenigen, die die Tugend lieben, sich für überzeugt halten, daß die Leiden, die sie verursacht, nicht in Vergleichung kommen können, mit den Vortheilen, die sie, wo nicht hier, doch in der Ewigkeit gewähret; endlich aber auch, daß diese Vorstellungen von der Nützlichkeit der Tugend, nur für einen, nicht für den einzigen Grund der Neigung angenommen werden soll.

Und diese letztere Betrachtung ist freylich auch nöthig, um völlig erklären zu können, warum tugendhafte Handlungen und Charactere auch alsdenn uns noch gefallen, wenn sie gar keine Folgen für uns haben, wenn sie uns in der Geschichte der entferntesten Zeiten, oder in Erdichtungen, die wir auch dafür halten, vorgestellt werden; ja warum wir auch die Rechtschaffenheit eines Feindes, die uns schädlich ist, lieben oder doch bewundern und hochachten?

2) Die Sympathie ist der zweyte und das meiste von dem zuletzt angemerkten bewirkende Grund des Wohlgefallens an der Tugend. Es wirkt aber die Sympathie bey den moralischen Vorstellungen auf eine vielfache Art. Erstlich, indem sie uns ins Mitgefühl der Folgen, die die Tugenden oder Laster des einen für andere haben, versetzt. So treibt sie uns selbst an, rechtschaffen, menschenfreundlich gegen andere zu handeln, und hält uns von Ungerechtigkeit und Lieblosigkeit ab; indem sie uns die Vorstellungen von den angenehmen und unangenehmen Zuständen, in die wir andere versetzen, zu Gefühlen macht. So erfüllt sie uns mit dankbarer Bewunderung und Liebe gegen die Wohlthäter der Vorwelt, gegen den großmüthigen Retter der gedruckten Unschuld, in jedweder

Geschichte. Sie setzt uns aber auch in die Stelle des Tugendhaften selbst. Und da macht sie einmal, daß wir seine Seligkeit mit fühlen, die dieses sein Wohlthun, und der Dank, die Bewunderung und Liebe seiner Nebenmenschen ihm zuführen. Hernach erhebt sie uns auch selbst zu einigem Gefühle ähnlicher Eigenschaften, ähnlicher Würde und Hoheit der Seele. Denn wir werden immer einigermaßen, wenigstens auf einige Zeit, das, was wir uns lebhaft mit Theilnehmung vorstellten. Endlich macht die Sympathie auch, daß der Tugendfreund Wohlgefallen an der Tugend anderer Menschen hat, auch wenn sie ihm keinen Vortheil bringt, vermöge des allgemeinen Grundes, daß es uns angenehm ist, wenn die Gesinnungen anderer mit den unsrigen übereinstimmen *).

3) Endlich erhält die Tugend noch Reize, und uneigennützig Reize, durch die Vorstellungen von Größe und Erhabenheit, von Wahrheit, Standhaftigkeit und Schönheit. Vorstellungen, die im Wesen der Tugend liegen; und so oft in besondern Betrachtungen zu Gemüthe geführt, oder durch gemeine Redensarten und Lehrtprüche der Seele eingeprägt worden. Das Laster, recht eingesehen, ist allemal Thorheit, auf eiteln Wahn und Irrthum gegründet; ist Schwachheit, Sklaverei der Vernunft, ist ewiger Krieg mit sich selbst, ist Verunstaltung des Lebenswandels, des Characters, gar oft

*) Wer dies alles verfeinerten Eigennutz, oder auch nur Selbstliebe nennen will; der kann wohl auch beweisen, wie Anaxagoras, daß der Schnee schwarz sey. Vergl. S. 21.

oft des Körpers selbst. Daß es seine einzelnen schönen Seiten hat, seine Stunden des Glanzes; macht weder diese Gemeinſäße zur Declamation, noch ſchwächt es den Grund unſerer Behauptung. Eben darum hat es auch ſeine Liebhaber und Bewunderer. Aber wer erleuchteter, oder beſſer unterrichtet, nach jenen Vorſtellungen das Laſter ſich denkt; wer es ſo in allen ſeinen Arten hat kennen lernen, eben ſo im gegenwärtigen Fall erblickt: muß der es nicht verabscheuen? Muß dem das Herz nicht an der Tugend hängen, der ihr entgegengeſetztes Weſen aus allen den genannten Geſichtspunkten hat kennen lernen, der alle dieſe Eigenſchaften bey ihr gewahr wird?

Dieſe Betrachtungen ſind ſo evident, und ſo geſichert durch die Erfahrung, daß keine andere, als ſehr ſchwache Einwürfe dagegen aufgebracht werden können. Das Wohlgefallen an der Tugend, ſagt man, iſt doch nicht von der Art, wie das Wohlgefallen an einer Maſchine, oder irgend einem nützlichen Dinge, irgend einer phyſiſchen Vollkommenheit. — Das ſoll es auch nicht, kann es nicht; die Tugend hat ihr eigenes Weſen; iſt weder Maſchine, noch Genie. Aber kann ſie darum nicht Eigenſchaften und Beziehungen haben, die mit den Eigenſchaften und Beziehungen dieſer andern Dinge unter einem allgemeinen Begriffe zuſammen kommen? Nicht um eines ſolchen Nutzens willen, wie der einer Maſchine, oder irgend einer der nicht zu den moralischen gehörigen Vollkommenheiten iſt, und überhaupt nicht um des Nutzens willen allein wird die Tugend geſchätzt; dieſes iſt wahr. Aber dennoch kann ihre Nützlichkeit ein Grund ſeyn, warum ſie geſchätzt wird.

Aber

Aber so, heißt es weiter, müßte bey der Beurtheilung der Handlungen und Charactere der Grad des Wohlgefallens sich nach dem bewirkten Schaden oder Nutzen richten. Und dies geschieht nicht. Eine uns selbst oder einem andern nützliche That, die aus einer unedlen, wenn auch nicht unerlaubten Absicht entsprungen ist, findet wenig Beyfall; da hingegen eine fruchtlose Bemühung, eine bloße gute Absicht unsern ganzen Beyfall erhalten, unser ganzes Herz mit Wohlgefallen erfüllen kann, wenn sich edle Gesinnungen, rechtschafnes, verständiges Wohlwollen dabey offenbaren.

Diese Beobachtungen, so weit sie richtig sind, stimmen mit unsern Grundsätzen vollkommen überein. Erstlich haben wir nicht angenommen, daß die Tugend bloß um des Nutzens willen geachtet werde. Und wenn auch dieses wäre: so könnte doch die bemerkte Wirkung noch sehr leicht statt finden. Wenn man bey einer Handlung, die gefällt, zugleich Neigungen und Absichten entdeckt, von denen man ungleich mehr schädliche Handlungen zu erwarten hat, als solche gute; hat man da denn viele Ursache zum Vergnügen? Und eben so natürlich ist im Gegentheil das Vergnügen bey Entdeckung eines Characters, in dem die Gründe zu den wünschenswertheften Handlungen liegen; wenn gleich die eine Handlung, durch die er sich zu erkennen giebt, ohne den erwünschten Erfolg geblieben ist.

Es ist aber hiebey nicht überflüssig, auch einige entgegengesetzte Erfahrungen anzumerken; daß es nämlich auch Fälle giebt, wo die Ueberzeugung von der guten Absicht eines Menschen nicht verhindern kann, daß man nicht mit den unnützen oder gar schädlichen Bemühungen bes-

desselben sehr unzufrieden; und über die Handlungen eines andern, die gemeine Vortheile schaffen, vielmehr vergnügt ist, ob man gleich an der Eigennützigkeit seiner Absichten nicht zweifelt. Wenn nämlich die einen und die andern anhaltend so sind, und wichtige Zwecke betreffen, wie z. B. bey Regenten oder Staatsmännern: so wird nicht nur der rohe Haufe, sondern auch Menschen von Einsicht und feinem Gefühlen, werden mehrentheils solche Urtheile und Neigungen zu erkennen geben.

Mit den bisherigen Bemerkungen stimmt endlich auch die Untersuchung der Ursachen, welche Verschiedenheiten der Menschen, in Ansehung dieses Stückes der moralischen Gefühle, in Ansehung des Wohlgefallens und Mißfallens an Characteren und Handlungen, zu bewirken pflegen, vollkommen überein. Menschen, die durch dergleichen Vorstellungen wenig oder gar nicht gerührt werden, sind entweder unwissend, in Ansehung der nützlichen und schädlichen Folgen der Neigungen und Handlungen; oder haben überhaupt wenige Fähigkeit zu feinem Gefühlen, zu den Gefühlen fürs Große und Uebereinstimmende, zur Sympathie; oder werden doch in den einzelnen Fällen, wo sie sich so fühllos zeigen, durch selbstsüchtige Triebe und Absichten daran verhindert.

Kapitel II.

Vom Gewissen und dem Gewissenstriebe.

§. 100.

Wie das Gewissen in der menschlichen Natur gegründet ist?

Unter den Gründen der moralischen Empfindungen und Antriebe ist einer, der besonders betrachtet zu werden vor
an-

andern werth ist. Das ist nämlich die Vorstellung vom göttlichen Willen und dessen Verbindlichkeit. Nach vieler Meynung giebt allein dieser Grund den moralischen Empfindungen und Trieben ihre wahre Gestalt und Richtung. Alle sind darinn einig, daß dessen Einflüsse von großer Wichtigkeit dabey sind. Das Bewußtseyn dieser Vorstellung vom göttlichen Willen und seiner Verbindlichkeit, oder der Nothwendigkeit, unsere Gesinnungen und unser Verhalten darnach einzurichten, heißt das Gewissen; der Antrieb, der daraus entsteht, Gewissenstrieb; die Leichtigkeit, dadurch gerührt und in seinem Verhalten bestimmt zu werden, Gewissenhaftigkeit.

Einige Schriftsteller, besonders atheistische, nennen überhaupt das moralische Gefühl in Beziehung auf unsere eigene Gesinnungen und Handlungen Gewissen. Wir nehmen das Wort in der gewöhnlichern engern Bedeutung.

Einen angebohrnen Begriff von Gott, als einem allweisen, allgütigen, gerechten, allgegenwärtigen und allmächtigen Wesen, in der menschlichen Seele sich zu gedenken, kraft dessen der Mensch, ohne allen Religionsunterricht, wenn er anfängt, mit Ueberlegung zu handeln, oder vielleicht noch vorher, seine Gesinnungen und Handlungen nach ihrem Verhältnisse zum göttlichen Willen beurtheile; sich beunruhige und ängstige, wenn er sie demselben widersprechend, sich freue, wenn er sie damit übereinstimmend findet; dies streitet nicht nur gegen die ausgemachtesten psychologischen Grundsätze von der Natur und dem Ursprunge unserer Begriffe, sondern wird auch durch das, was die Beobachtung von den Religionser-

fennntnissen und Gewissenrührungen der Menschen gelehrt hat, völlig verwerflich.

Daß es nicht nur einzelne Menschen, sondern viele Völker gebe, die diesen Begriff von einem solchen höchsten Wesen, und der Verbindlichkeit seines Willens nicht haben; kann bey mittelmäßiger Bekanntschaft mit dem sittlichen Zustande der Welt nicht bezweifelt werden.

Die mehresten wilden Völker, wenn sie auch einen Begriff von einem höchsten Wesen haben, hegen keine Furcht, zum Theil gar keine Achtung *) für dasselbe. Jene halten es für zu gut, um den Menschen etwas zu leide zu thun: so wie Epikur es seinen Göttern für zu mühsam hielt, sich auf die Angelegenheiten der Menschen einzulassen.

Freylich fürchten sich jene weniger aufgeklärte Menschen desto mehr vor allerhand unsichtbaren Wesen, von denen sie glauben, daß sie durch menschliche Handlungen beleidiget und zum Zorne gereizet werden können. Und als etwas dem Gewissen analoges verdient dies wohl betrachtet zu werden. Doch ist es nicht das Gewissen, nach der Erklärung unserer Moralisten, und um welches willen einige einen angeborenen Begriff von Gott behaupten wollen.

Aber wenn auch dieser Begriff so wenig angeboren als allgemein ist: so kann man doch immer sagen, daß derselbe, und durch ihn das Gewissen in der menschlichen Seele natürlich gegründet sey, und zu den Bestimm-

*) S. von den Kamtschadalen Stellers Beschreibung S. XXIV.

stimmungen der menschlichen Natur bey einiger vollkommenern Ausbildung derselben gehöre.

Denn es ist eben so gewiß eine Folge vernünftiger Betrachtungen und Schlüsse, daß der Mensch ein unsichtbares höchst vollkommenes Wesen für seinen und der ganzen Welt Schöpfer erkennt; als daß er es nicht für gleichgültig hält, ob seine Handlungen mit dem Willen dieses Wesens übereinstimmen oder nicht.

Die Gründe des ersten Urtheils liegen außer dem Bezirke unserer gegenwärtigen Untersuchungen, und sind auch die bekanntesten. Die Gründe des letztern müssen hier erwogen werden.

1) Viele Menschen sind schon so gewöhnt, bey dem Begriffe eines Herrn und Obern die Verpflichtung zum Gehorsam gegen seinen Willen, die Nothwendigkeit, sich ihm gefällig zu machen, sich zu denken; daß sie gar keine Gründe nöthig haben, um den göttlichen Willen für ein Gesetz, und dessen Uebertretung für strafbar zu erkennen; keiner solchen Gründe sich bewußt sind, es für unnatürlich halten, darnach zu fragen. So steht es aber nicht in allen Gemüthern.

2) Mittelft genauerer Auseinandersetzung und Verbindung ihrer Begriffe, denken sich andere Gott als ein solches Wesen, welches entweder um seiner Heiligkeit willen, d. h. des ihm unmittelbar wesentlichen Wohlgefallens am moralisch Guten, und eben so unmittelbar in seinem Wesen gegründeten Mißfallens am moralisch Bösen; oder um seiner weisen Güte willen, das Böse bestrafe und das Gute belohne. Um jener seiner Heiligkeit willen, glauben einige, müsse Gott alles Böse bestrafen, ja gar mit unendlichen, mit ewigen Strafen, jede der klein-

sten Missethaten verfolgen. Andere, die nur an eine solche strafende Gerechtigkeit glauben, die mit der vollkommensten Güte bestehen kann, die Summe des physischen Uebels in der Welt nicht vermehrt, sondern vielmehr vermindert; sind doch überzeugt, daß Tugend und Laster dem allgütigen, aufs vollkommenste und weiseste gütigen Wesen, nicht können gleichgültig seyn; daß es vielmehr aus weiser Güte das Böse bestrafen müsse, so oft und so viel, als zur Erhaltung der Ordnung, die die größte Summe von Glückseligkeit in der Welt erfordert, nöthig wird; sey es allernächst um den Gestraften selbst zu bessern, oder andere vom Bösen abzuschrecken, oder sonst auf eine Art ein größeres Uebel zu verhindern. Und diese bescheiden sich gern dahin, daß der Mensch von sich selbst nicht wissen könne, wie viele Strafen aus diesem Grunde nothwendig werden können; und daß er sich also allemal bey Versündigungen vor göttlichen Strafen zu fürchten habe.

3) Natürlich und vernünftig ist auch der Grund des Gewissenstriebes, daß Gott als das vollkommenste und weiseste Wesen allemal die beste Erkenntniß und den besten Willen habe, und derjenige also gewiß von den Befehlen der Vollkommenheit abweiche und sich schade, welcher die göttlichen Befehle übertritt; gesetzt auch, daß für diese Uebertretung keine besondere Strafe veranstaltet wäre. So wie, kraft eben dieses Grundes, die größte Zufriedenheit und Beruhigung aus der Vorstellung entspringt, den göttlichen Vorschriften gefolgt zu seyn.

4) Endlich kann sich auch der Trieb der Dankbarkeit zu dem Gewissenstriebe gesellen, einer seiner Gründe werden. Es ist einem edlen zärtlichen Gemüthe höchst beun-

beunruhigend, das Mißfallen seines Freundes und Wohlthäters, seines besten Vaters verdient zu haben. Es fühlt hingegen den stärksten Trieb in sich, seinen Dank, seine Liebe durch Gehorsam gegen dessen Willen an den Tag zu legen; zumal wenn es diesen seinen geliebten Vater oder wohlthätigen Freund zu erhaben, sich zu schwach weiß, um auf eine andere Weise, durch ihm nützliche Thaten, seine dankbare Liebe zu beweisen. Es ist klar, wie diese allgemeinen Gesinnungen in die Religionsempfindungen übergehen, und auf unser Verhältniß gegen Gott angewandt werden können; bisweilen freylich in den Wegen undeutlicher, allzumenschlicher Vorstellungen von Gott; aber auch mittelst solcher Vorstellungen kann es geschehen, vor denen die gesunde Vernunft sich nicht zu schämen hat, die wahre Philosophie nicht widerlegen kann.

Wenn nun das Gewissen aus einem oder dem andern dieser Gründe, oder aus allen zusammen, entweder mittelst eigenes Nachdenkens, oder mittelst der Belehrungen anderer entsteht: so kann behauptet werden, daß es etwas natürliches und vernünftiges sey.

§. 101.

Von den vornehmsten Ursachen der Verschiedenheit der Menschen in Ansehung des Gewissens.

Aber diese Gründe offenbaren sich nicht so nothwendig, oder sind nicht von Natur so genau bestimmt, daß nicht sehr große Unterschiede bey den Menschen in Ansehung des Gewissens Statt finden könnten. Es muß einem jeden vernünftigen Menschen der Mühe werth scheinen,

die Ursachen dieser Unterschiede kennen zu lernen. Sie müssen, vermöge der Natur des Gewissens und seiner Gründe, sich finden

1) in den Vorstellungen von Gott, seinem Willen und der Verbindlichkeit desselben. Jeder Religionsirrtum kann daher leicht schädliche Folgen im Gewissen haben; wenn er sich entweder auf die Ideen von den moralischen Eigenschaften Gottes und seinen Willen erstreckt; oder die Gründe angreift, warum dieser Wille verbindlich scheint. Und es lassen sich die Vorstellungen leicht auffinden, die entweder durch Erweckung grundloser Furcht der Ruhe des Gewissens, oder, durch falsche Beruhigung, der Gewissenhaftigkeit und Tugendliebe schädlich sind. In so fern freylich, als das moralische Gefühl überhaupt noch mehrere Gründe hat, und nicht alle Vorstellungen, die die Gründe der Handlungen ändern könnten, in einem jeden Menschen wirklich bis zu denselben und in der geradesten Richtung fortwirken; kann es doch wohl seyn, daß Religionsirrhümer, die, überhaupt betrachtet, dem Gewissen und der Tugend nachtheilig scheinen, in manchen Gemüthern keinen Schaden stiften. Es kommt auch da auf die andern Gründe mit an. Und die liegen

2) in den Neigungen. Es hängt im Menschen, wie in der ganzen Welt, alles aufs genaueste zusammen; und der Einfluß der Kräfte und ihrer Zustände auf einander ist wechselseitig. So bestimmen die Neigungen unter sich, so ferner diese und die Vorstellungsarten einander wechselseitig. So groß der Einfluß des Gewissens auf die übrigen Neigungen ist: so sehr hängt doch, auch die Beschaffenheit des erstern von diesen letztern ab. Und zwar

zwar auf mehr als eine Weise. Erstlich in so fern der Mensch gewöhnlich alles, und so auch Gott, mit sich vergleicht; und theils aus Mangel besserer Begriffe, theils auch, zufolge der Eigenliebe, diejenigen seiner Eigenschaften, die ihm am meisten gefallen, am meisten Vollkommenheit zu seyn scheinen, Gotte beylegt. So denkt der Weichherzige Gott am leichtesten und liebsten sich als die Güte, und ganz oder mehrentheils so gütig, wie er es selbst ist; unfähig, anhaltenden Liebkosungen und zärtlich demüthigen Bitten zu widerstehen; unfähig, zu zürnen und zu strafen, wenn er ein Herz sieht, das bey allen seinen Fehlern, bey allem seinem Leichtsinne, in dem es Gottes und seiner Gebote vergißt, doch allemal, wann es an ihn denkt, der wärmsten Empfindungen der Liebe und des Dankes gegen den guten Gott so voll ist. Gott weiß, daß ich ihn liebe; daß ich bey allen meinen Vergehungen nie aufhöre, ihn zu lieben; sind die Formeln, womit solche sich in ihren verliebten Empfindungen hauptsächlich gefallende, und wenn sie in ihrer süßen Ruhe oder in ihrem Laufe zum Vergnügen nichts stöhret, gegen alle Geschöpfe herzlich gutgesinnte Seelen sich gegen ihr eigenes Gewissen, auch wohl gegen andere Menschen öffentlich rechtfertigen. Es kann seyn, daß bey andern eben diese Besinnung Vorurtheil des empfangenen Unterrichts ist; eine Erinnerung, die sich bey jedweder ähnlichen Bemerkung versteht. Leute von einer gewissen Art, schreibt ein angesehener Moralist, sehen Gott als einen Herrn an, der nach verrichtetem Hofdienste seine Bediente wiederum alles mögliche Vergnügen frey genießen läßet *).

C c 4

oder

*) S. Millers Compend. der christl. Moral, S. 42. 67

oder zu gewissen Zeiten des Jahres, in strenger Zucht und ängstlich sorgsamer Andachtsübung. Dann denken sie weiter nicht viel mehr an Gott und seine Gebote.

Gleiche Einflüsse der Neigung und Sitten auf die Gewissensmeinungen zeigen sich gar oft bey ganzen Völkern. Ein rachgieriges verwilbertes Volk stellt sich seine Götter hart und grausam vor; glaubt, daß sie nur mit Blut und Aufopferung der Edelsten im Volke, das sie beleidigt hat, versöhnt werden können. Seinen Göttern zu gefallen, begeht es neue Grausamkeiten, rottet ganze Nationen als seine und Gottes Feinde aus, opfert seine Jünglinge und Jungfrauen, nimmt Kinder von der Brust der säugenden Mutter, um sie in das vom Blitze entstandene Feuer zu werfen *).

Die zweite Art, wie alle übrige Neigungen auf das Gewissen Einfluß erhalten können, gründet sich darauf, daß die Menschen allemal geneigter sind, etwas anzunehmen, und sich leichter davon überreden, wenn es mit ihren Neigungen übereinstimmt, als wenn es ihnen sehr zuwider ist. Dies ist überhaupt bekannt genug, und auch in den bisherigen Untersuchungen schon oft angemerkt worden. Aber die Folgen davon gehen in der Geschichte des Gewissens vielleicht weiter, als sich nicht immer vermuthen läßt. Leute von gewissen Ständen oder Sitten scheinen in der Religion die Vorstellungen von Teufeln und ewigen Höllenstrafen aus eben dem Grunde zu lieben, aus welchem sie das Getränk für das beste halten, das ihnen am meisten zu Kopfe steigt. Von der Wahrheit
oder

*) Voyages au Nord, Tom. V. p. 25.

oder Falschheit dieser Vorstellungen ist hier gar nicht die Rede.

Endlich haben die Neigungen, die den Character eines Menschen überhaupt bestimmen, auf das Gewissen auch in so fern Einfluß, als nach der Beschaffenheit und dem Verhältnisse derselben unter einander die Triebe der Furcht, Bewunderung und Dankbarkeit überhaupt mehr oder weniger rege und wirksam sind; ernsthaftere Betrachtungen dauerhaftern Eindruck machen, oder leichter wieder vertilgt werden, und dann auch noch entweder zur Furcht oder zur Bewunderung oder zur Liebe das allgemeine Verhältniß der Neigungen mehr hintreibt.

3) Dies führet nun leicht auf die Bemerkung, daß auch der Körper zu den Ursachen gehöre, durch die die besondere Modifikationen des Gewissens bewirkt werden. Denn wie die Seele überhaupt nach allen ihren Kräften und deren Wirkungen vom Körper gar sehr abhängt; also richten sich insbesondere die Vorstellungen der Einbildungskraft, die Urtheile, die man über sich selbst fällt, und die immer davon hauptsächlich abhängige Urtheile über den Werth anderer Dinge, dergestalt nach dem Zustande des Körpers, daß man zu den traurigsten Betrachtungen über die Schwachheit des menschlichen Geistes auf dieser Seite gebracht werden, und es verzeihlich finden kann, wenn einige durch diese Beobachtung dahin geleitet worden sind, daß sie den Körper sich nur als den Tyrannen der Seele, als die Quelle alles Uebels vorstellten. — Indem ich dieses schreibe, habe ich die traurige Gelegenheit, diese so oft schon erfahrne, so oft bezeugte Abhängigkeit des Gewissens; des Urtheils über sich selbst und seinen mora-

lischen Werth, vom Befinden des Körpers, vor meinen Augen bestätigt zu sehen.

Durch hypochondrische oder hysterische Leiden geschwächt, ohne Trieb, ohne Kraft, seine gewöhnliche Geschäfte, seine alltägliche Pflichten zu verrichten, hält sich der Kranke für ein unnützes Mitglied der Gesellschaft, an dem nichts gutes ist. Je sanfter und demüthiger seine Seele ist; desto weniger mag er Gott, seinen Schöpfer, anklagen, wegen dieser seiner Unvollkommenheit. Gott ist der Vollkommene; ganz Güte. Ohne eigene Schuld ist kein Geschöpf so unvollkommen. So denkt er; und nun untersucht er die innersten Winkel seines Gedächtnisses, wo irgend ein Bewußtseyn eines Fehlers aufbewahrt ist, irgend ein Andenken einer nicht ganz reinen That, oder auch nur eines Gedankens. Aufgestört, werden sie ihm bald Anlässe zu neuer Beängstigung. Er kann sie noch nicht mit völligem Abscheu, ohne alle Einmischung von Wohlgefallen, denken, diese seine unglücklichen Neigungen, diese sündhaften Gedanken. Selbst im Traume verfolgen sie ihn. Und er — je aufmerksamer er auf sie ist — aufmerksam, um sie zu verabscheuen und auszurotten — desto mehr belebt er sie. Vielleicht ist er gar so unglücklich, sie vor Eingebungen des mächtigen bösen Wesens zu halten, gegen welches der Mensch zu schwach ist. Er nimmt seine Zuflucht zum Gebete. Aber auch dazu hat er nicht Heiterkeit, nicht Sammlung, nicht Innbrunst genug. Er hält sich von Gott verworfen. Zum Leben hält er sich untüchtig; und der Tod ist ihm fürchterlich.

Der Arzt gebe dem Körper seine Kräfte, reinige ihn, stärke ihn; und die Gewissensruhe ist hergestellt.

Wie

Wie bald verfliegen aber dann nicht auch gar oft die Gelübde, die in der Krankheit gefaßt wurden; wenn im Körper wieder alles seinen freyen Lauf hat? Wie geschwind sind sie nicht vergessen, verflogen, die Strafpredigten des Gewissens, die so tiefen Eindruck zu machen schienen auf dem Bette der schlaflosen Mitternächte? Wie bald übertäuben dann nicht wieder Stolz und Eitelkeit und Wollust und Habsucht die Stimme des Gewissens!

4) Endlich kommen auch die äußerlichen Umstände, die Schicksale zum Vorschein; wenn man den Ursachen der Verschiedenheiten im Gewissen tiefer nachspührt. Denn des Einflusses, den sie, mittelst anderer durch sie gebildeter Neigungen, haben können, nicht zu gedenken: so darf man nur erwägen, daß gewöhnlich jeder Mensch die Welt, und folglich auch Gott und die Vorsehung am meisten nach seinem eigenen Standpunkte und Schicksale in der Welt beurtheilet; daß dieselben Hauptursachen sind von mehr fürchterlichen oder von mehr erfreulichen, aufheiternden Vorstellungen im Gemüthe; ernsthaften Nachdenken und moralischen Untersuchungen überhaupt, und den Vorstellungen von den fürchterlichen letzten Dingen, wie man sie nennt, Tod, Gerichte und Ewigkeit öfter Zugang verschaffen, oder ihnen im Wege stehn. Wenn gleich die Behauptung im Allgemeinen viel zu gewagt ist, daß die Furcht vor unbekanntem schrecklichen Naturbegebenheiten, Gewittern, Erdbeben, Ueberschwemmungen, und wer weiß was noch für schreckhaften Veränderungen, die ersten Götter geschaffen, Religion und Gewissensbewegungen zuerst empor gebracht habe im Menschen; so lehren es doch noch alltägliche Er-
 fah.

fahrungen zur Genüge, wie ganz anders es im Gewissen vieler Menschen aussieht, je nachdem es ihnen wohl oder übel geht; und je nachdem, bisweilen auch im buchstäblichen Verstande, schwere Gewitterwolken über ihrem Haupte schweben, oder heller Sonnenschein ihren Gesichtskreis beleuchtet *).

Warum in den Stunden des annahenden Todes die Scene und Acte im Gewissen so sehr sich ändern, bey der ungleich größern Zahl der Menschen; braucht nach den bisherigen Erörterungen kaum mehr bemerkt zu werden. Körper, Interesse und Gesichtskreis haben sich geändert.

Aber darüber kann hier noch füglich eine Untersuchung angestellt werden, warum das Urtheil des Gewissens nach vollbrachter That so oft anders lautet, als vorher? Die Erfahrung lehret, daß es auf zweyerley Weise abweichen kann, das nachfolgende Urtheil vom vorhergehenden. Verwerflich erscheint bisweilen, was gut geheißen ward, ehe es geschehen war. Bisweilen wird gerechtfertiget, was vorher verdammt wurde. Im erstern Fall ist die gewöhnliche Ursache des veränderten Urtheils die mehrere Ruhe der Seele, nachdem die Leidenschaft sich ausgelassen hat. Die Vernunft beleuchtet die Gegenstände wieder; sie erscheinen wieder in ihrer wahren Gestalt. Bisweilen ist dazu die Befriedigung der
Lei-

*) Es kommt aber allerdings hiebey auf den ganzen Character an. Es giebt zärtliche, dankbare Seelen, denen unerwartete Proben der göttlichen Güte das Gewissen mehr rühren, stärker sie zu Gott ziehen, als Trauerfälle nicht thun.

Leidenschaft unter der Erwartung geblieben; so daß Unmuth die Seele um so viel leichter einnehmen, und lustlosen Vorstellungen die Zugänge eröffnen kann. Im andern Falle ist die befriedigte Leidenschaft oder die Selbstliebe überhaupt stark genug, die ihr angenehmen Vorstellungen empor zu halten, und die unangenehmen Ideen zu unterdrücken. Die Parthey der Unschuld ist aufgegeben; man sucht die zu vertheidigen, die man ergriffen hat; und das System zu verschönern, dem man einmal, wenn auch noch so sehr aus Uebereilung, gefolgt ist.

§. 102.

Einige Bemerkungen über die natürlichen Beschaffenheiten der Gewissenstriebe bey wenig gesitteten Völkern.

Die ausführlichste Untersuchung der natürlichen Geschichte des Gewissenstriebes würde die natürliche Geschichte der Religionen und des Aberglaubens werden; oder doch zu entferntern Ursachen fortführen, als diejenigen sind, zu deren Erörterung dieser erste Theil bestimmt seyn soll. Einige Anmerkungen aber über die Beschaffenheit des Gewissens, und der daraus entspringenden Triebe, bey den untersten Stufen der Cultur der Menschheit, können aus dem bisherigen schon leicht verstanden, und zur weitern Aufklärung der Sache so fort behülflich werden.

1) Es ist in dem vorhergehenden schon bemerkt worden, daß keinesweges alle Völker den guten Gott, den guten allgemeinen Weltgeist, als ihren Herrn und Richter fürchten und verehren; wenn sie gleich eine Idee von einem solchen Wesen haben. Denn erstlich
 hal

halten ihn keinesweges die mehresten für den Schöpfer der Menschen. Sie glauben vielmehr, daß diese aus den Hölen der Erde hervorgekommen, oder aus einer andern Thierart einmal entstanden seyn. Sodann schaffet ihnen ihre Imagination gar bald mehrere und nähere Gegenstände, die ihre regsten Triebe stärker interessiren; und die Betrügeren der Herrschsüchtigsten, oder Gewinnsüchtigsten, oder Ruhmsüchtigsten, oder Schwärmerischsten unter ihnen bildet diese Vorstellungen weiter aus, und unterhält sie. Gewohnt, überall geistliche Kräfte sich zu denken, wo unsichtbare Ursachen wirken oder zu wirken scheinen, wo unbegreifliche, absichtlich scheinende Wirkungen geschehen; erfüllen sie sich in ihrer Phantasie gar bald Berge und Thäler, Flüsse, Seen und Wälder mit Gottheiten. Und endlich ist nichts mehr, wobey nicht ihre Imagination erhitzt werden, und eine dieser Vorstellungen anbringen könnte. Ueberall liegen ihnen Fetische, Mokissos *), Modors **), und wie die Namen in den vielen Sprachen alle heißen, im Wege. Und für ihre Gemüthsruhe oder Gewissensrührungen ist es meist gleichgültig, ob ihre Dogmatiker diese Geschöpfe

der

*) Bekannte Namen der Gegenstände der abergläubischen Furcht der Neger in Afrika. Man kann mehr davon finden bey *Bossmann Voyages de Guinée*, lett. X. *Oldendorps Geschichte der Mission*, S. 322. ff. *Iselin Geschichte der Menschheit*, I. 285. ff. und hundert andern Schriftstellern.

***) Ist der Name des außerordentlich heilig gehaltenen Hausgötzen der Wotjaken; welches ursprünglich weiter nichts ist als ein Fichtenreis. S. *Kytschkows Tagebuch* S. 166. ff.

der Einbildungskraft für Theile, für sichtbare Repräsentanten, für Wohnungen der Gottheit, oder für so viele unterschiedene geistliche Naturen erklären.

2) Nicht Ehrfurcht, Bewunderung und Liebe sind die Gründe des Gewissenstriebes bey solchen Menschen; sondern Furcht, Staunen und Hoffnung *).

3) Die Furcht, die sie vor diesen Wesen haben, geht oft so weit, als die Furcht vor Gott bey einem gewissenhaften Menschen nur immer gehen kann. Und obgleich zweifelhaft seyn kann, ob dieser verirrte, vom Aberglauben beseelte Gewissenstrieb, öfter zum Vortheil eingebildeter oder wahrer Pflichten wirke: so ist doch so viel gewiß, daß auch die Geseze der Natur oft einen mächtigen Schuß dadurch erhalten **).

4) Furcht ist wohl auch für die vornehmste Triebfeder bey ihren Opfern zu halten. Die Gelegenheiten,
bey

*) Die Loanger verehren daher auch ihren König als einen Gott; weil er erstlich tödten, schaden und verwüsten, dann aber auch Regen vom Himmel herab bringen, endlich aber in allerley Arten von Thieren sich verwandeln kann. S. Geschichte von Loango S. 339. f. Als ein fürchterliches Wesen, als den Donnerer, als ein verzehrendes Feuer stellen auch die Namen, die sie Gott geben, ihn gewöhnlich vor, weyn er ihnen ein höchster Gegenstand der Ehrfurcht ist. S. Robertson H. A. I. 382. 485.

***) Die Verehrer der Motissos oder Fetische unterstehen sich nicht, von dem, wobey der Eigenthümer ein solches Gößenbild gelegt hat, das geringste zu entwenden, wenn sie auch von keinem Menschen gesehen würden. S. Geschichte von Loango S. 276. f.

bey denen sie am häufigsten, oder am reichlichsten gebracht werden, beweisen es *).

5) So heftig aber auch die Anfälle der Furcht vor diesen Wesen bisweilen sind: so groß sind auch die Abfälle in die entgegengesetzten Gemüthsbewegungen, wenn sie sehr unzufrieden über sie zu werden anfangen **).

Um so viel mehr scheint zu verwundern, daß diese Menschen mit ihren Priestern oder Zauberern so viele Nachsicht haben, da sie sich solcher Freyheiten gegen die Götzen bedienen; daß sie von jenen sich so schändlich mißbrauchen, martern, ausplündern; ja so gröblich, so oft betrügen lassen †).
ber.

*) Die Wilden in Louisiana, wenn sie auf ihren Wegen eine gefährliche Ueberfahrt oder dergleichen etwas antreffen, werfen Castorfelle, Toback oder andere ihrer Kostbarkeiten hinein, um die Gunst des Geistes, der über die Gegend herrschet, sich zu verschaffen. Rec. des Voyages au Nord, V. 282. Eben also die Kamtschadalen, Toback und Hobelspäne; letztere aus dem Grunde, weil sie sich einbilden, daß Gott krause Haare, und also an den Hobelspänen, wegen der Aehnlichkeit, Wohlgefallen habe. Steller S. 20. f.

***) Fast allgemein ist die Gewohnheit der Wilden, durch Schläge oder andere Beweise der Verachtung, ihren Zorn gegen die Götzen auszulassen. So bringt der Affect bisweilen zu den natürlichen Verhältnissen zurück, wenn es die Vernunft nicht thut. Von den ziemlich cultivirten Ceylonesern erzählt dasselbe Knax III. cap. 5. Haben es ja aber auch die Römer zur Zeit der Kaiser noch nicht besser gemacht. Nach dem Tode des Germanicus, Lapidata sunt templa, subversae Deum arae, lares a quibusdam familiares in publicum abiecti. Sueton. Calig. cap. 5. August. c. 16.

†) S. Bossmann Voyag. de Guinée, p. 155. Voyag. au Nord, V. 282.

berkünsten und das Bedürfniß herrschender Leidenschaften, denen der geringste Schimmer von Hoffnung zu ihrer Befriedigung so viel werth ist, der Begierde, die Zukunft und andere verborgene Dinge zu entdecken, Rache auszuüben *), u. a. überwältigen die Vernunft und die natürlichsten Empfindungen.

§. 103.

Wie ungleich ihrem gewöhnlichen Character auch ausgebildeter Menschen durch die Gewissenstrieb werden können.

Das natürlichste Zeichen eines ausgebildeten Characters ist die Uebereinstimmung und Einförmigkeit des ganzen Betragens in allen Fällen. Und diese Festigkeit und Einförmigkeit des Characters ist überall nur im Alter der Vernunft, nicht im Alter der Einbildungskraft, zu erwarten. Auch in Ansehung des Gewissentriebes und seines Einflusses zeigt es sich so. Unterdessen ist dies immer der Trieb, durch dessen Gewalt die plöglichsten und größten Anomalien in dem Character, oder Abweichungen von dem gewöhnlichen Betragen, auch noch bey höhern Stufen der Cultur bewirkt werden können.

Der

*) Bey Völkern, die noch keine Gottesdienste und Priester haben, finden sich doch schon Zauberer und Wahrsager, hauptsächlich um bey Krankheiten gebraucht zu werden. Und es sind überhaupt viele Gründe zur Vermuthung vorhanden, daß der religiöse Aberglaube und der Priesterbetrug bey vielen Völkern daher ihren Anfang genommen haben. S. Robertson Hist. of America I. 389.

Der sanfteste, gutherzigste Mensch wird zum Verfolger, der stolze niederträchtig *), Helden kindisch, furchtsam **), Kinder werden heldenmäßig furchtlos und standhaft; die leichtsinnigste Coquette wird plötzlich in eine Betschwester umgeschaffen. Der Geiz scheint auch hier am unempfindsamsten. Die Beyspiele, daß ein ungerechter Geizhals durch Gewissenstrührungen zur freigebigen Oeffnung seiner Kasten gebracht worden ist, sind höchst selten.

§. 104.

Vom Religionseifer.

Eine von den nächsten und merkwürdigsten Wirkungen des Gewissenstriebes ist der Eifer für die Wahr-

*) Der Herzog von Alva, einer der stolzesten Männer seiner Zeit, entschloß sich, nicht nur willig, den Friedensbedingungen gemäß, bey dem vermessenen Pabst, Paul V, fußfällig um Verzeihung zu bitten, daß er durch seinen Einfall in den Kirchenstaat ihm Schrecken verursacht hatte; sondern er bekannte auch, daß er Besonnenheit und Stimme verloren, als er dem heiligen Vater sich nähete. *Robertson Carl. V. p. 293.*

***) Die Römer waren in der Epoche ihres größten Heldenthums so kindisch furchtsam, bey allen Vorstellungen ihres Aberglaubens, als kaum der zaghafteste Neger. Daß Pfeifen einer Maus war ihnen genug, eine vollzogene Wahl der Obrigkeiten wieder aufzuheben; und ein nachher entdecktes Versehen des kleinsten Umstandes in den heiligen Gebräuchen Ursache, daß sie Bürgermeister und Feldherren von der Armee zurückriefen, um sie aufs neue zu wählen. Daß sie alles dies bloß aus Politik gethan haben sollten, ist nicht begreiflich, und bey den Umständen, die die Geschichte selbst angiebt, nicht wahrscheinlich. *S. z. B. Plutarch im Leben des Marcellus, R. 4. 5.*

Wahrheiten und Gebräuche der Religion, deren Vertheidigung und Ausbreitung; der ehrwürdigste, oder auch der fürchterlichste und abscheulichste Trieb der menschlichen Natur. Nicht seine Wirkungen, sondern nur der Zusammenhang und die einfachern Bestandtheile seiner Gründe, sowohl wenn er verfolgt, als wenn er der Verfolgung Widerstand thut, sollen hier aus einander gesetzt werden.

Der Eifer in der Ausbreitung religiöser Meinungen und Gebräuche, der so leicht in Haß gegen die anders denkenden und in Verfolgung derselben übergeht, hat überhaupt in der Vorstellung der Wichtigkeit solcher Beobachtungen und Ueberzeugungen seinen Grund. Für wichtig und nothwendig zur eigenen Wohlfahrt eines jedweden Menschen, für wichtig und nothwendig zur gemeinen Wohlfahrt werden sie gehalten, von denen, die also dafür eifern. Dazu gesellt sich noch gar oft die undeutliche Vorstellung von der göttlichen Ehre, die durch Unglauben oder Ungehorsam gegen die Befehle der Religion verletzt würde. Mit allem dem Zorneifer, von dem man sich selbst entbrannt fühlt, wenn man sich in seiner Ehre verletzt, seinen Rath, seine Befehle verachtet sieht, denkt man sich Gotterfüllt gegen solche Widerspenstige; und als ein Streiter Gottes, als ein getreuer Anhänger von ihm, glaubt man sich nun verbunden, seines Namens, seiner Befehle Ehre zu vertheidigen, und seine Feinde entweder zum Gehorsam zu zwingen, oder auszurotten. Je mehr man nun aus eigenem Gefühle weiß, wie stark der Religionshaß ist; desto leichter stellt man sich auch des andern Haß und feindselige Gesinnung groß vor. Und dies wird ein neuer Grund, ihn zu hassen, und als einen

Feind zu behandeln. Endlich aber gesellt sich auch leicht zu diesen Gründen des Eifers für eine Religion, wenn sie nicht gar der Hauptgrund desselben ist, die Neigung, über die Gemüther anderer zu herrschen, und ihre Meinungen durch die seinigen überwältiget zu sehen, deren starke und natürliche Gründe an einem andern Orte untersucht worden sind.

Es kann daher auch die Duldung anderer Religionsmeinungen und Gebräuche aus mehreren und verschiedenen Gründen entspringen. Entweder aus der Gleichgültigkeit gegen die Religion überhaupt, oder der Geringschätzung dieser und jener Verschiedenheiten; oder aus der Ueberzeugung, daß es Gottes Wille nicht ist, jemanden Gewalt hierinn anzuthun, und andere Mittel, als Belehrung und Ueberzeugungsgründe, hiebei zu gebrauchen, weil es unvernünftig und zweckwidrig ist; oder endlich auch aus bescheidenem Mißtrauen in seine eigene Erkenntniß und Ueberzeugung, bey der man sich selbst vor dem Irrthum nicht sicher genug, und also auch nicht für berechtiget hält, andere in seine Meinungen hineinzuziehen (§. 63.). So viele Stärke der Religions-eifer der Bekehrsüchtigen und Verfolger auch hat: so scheint doch der Trieb noch mehr Kraft zu haben, den der Eifer für die Bertheidigung, für die Rettung der verfolgten Religion erweckt. Wenigstens hat jener Trieb diesem insgemein weichen müssen, wenn auch gleich die Zahl der Streiter auf jener Seite größer war. Aber es führen auch hier nicht alle Triebfedern auf Gewissenstrieb, auf Achtung für Religion und Pflicht zurück. Die Wirkungen aber, die daher schon oft entstanden sind, machen es der Mühe werth, alle Gründe der Sache genauer aufzusuchen.

1) Ist die verfolgte Religion insgemein eine neue Religion. Und wenn gleich das Alte und Gewohnte auch bey der Religion eigene Unterstüzungen gewähret: so scheint doch der Reiz des Neuen in diesem Falle, überhaupt genommen, überwiegende Stärke zu geben. Man erwäge nur, wo überhaupt die Reize der Neuheit am meisten thun können. Da nämlich, wo die Vorstellungen von einer Sache sehr zusammengesetzt, und nicht sehr deutlich und bestimmt sind; wo ferner auch, vermöge der Beschaffenheit der Sache, Anlässe zu großen Hoffnungen sind. Keinesweges braucht eine neue Religion, um der alten den Vortheil abzugewinnen, immer den gröbern sinnlichen Lüsten zu schmeicheln, oder zeitliche Vortheile zu versprechen. Die Menschen sind nicht alle so sinnlich und irdisch gesinnt. Ja, man könnte sagen, alle oder doch die meisten seyn geistlich und himmlisch gesinnt, schätzen geistliche Vollkommenheiten und ewige Seligkeit höher, als das körperliche und zeitliche; wenn ihnen nur die erstern lebhaft geschildert werden, und nicht zu schwer zu erreichen scheinen. Wenn also eine neue Religion viele größere Vollkommenheiten des Geistes, eine höhere Weisheit, eine vollkommeneren Tugend verheißt, als die bisherigen, von denen man die Erfahrung hat, nicht verschaffen: so kann dies schon eine große Empfehlung für sie seyn. Und es ist nicht nur natürlich, daß eine neue Religion dies verspricht; sondern auch natürlich, daß sie es leistet, wenn sie irgend dazu eingerichtet ist. Denn ihre Lehren werden noch mit großer Aufmerksamkeit gehört, mit Lebhaftigkeit unterhalten, und vielleicht durch das gute Beyspiel der Lehrer noch am meisten unterstützt, weil sie diese Unterstüzung noch am meisten

nöthig haben. Auch die Verfolgung trägt dazu bey. Denn Leiden und Verfolgungen sind der Tugend überhaupt günstiger, als gute Tage und Herrschaft.

Wenigstens lehret die Geschichte, daß, wenn eine neue Religion verfolgt, die alten es nicht so gegen die neue aushalten, als diese gegen jene im umgekehrten Falle. Doch ist dies immer nur ein Grund. Die verfolgte Religion hat noch mehrere Vortheile.

2) Darinne gleich, daß die Ueberzeugung oder Ueberredung von der Pflicht, die erkannte Wahrheit nicht zu verleugnen, durch keine Martern davon sich abbringen zu lassen, doch viel natürlichere Gründe vor sich hat; als die Vorstellung, daß es Pflicht sey, durch Feuer und Schwert die Menschen rechtgläubig und fromm zu machen. Der verfolgende Priester wird es nicht leicht wagen, die hohen Belohnungen mit der Zuversichtlichkeit den Verfolgern zu verheißten, die der Priester des gedrängten Häufleins den Märtyrern verspricht. Und selbst die Verfolgung jener wird diesen ein neuer Beweis, daß ihre Religion nicht die wahre sey, und daß sie sich dazu nicht gesellen dürfen.

3) Und nun die Märtyrer. Ihr Anblick widerlegt alle die Lügen der Verfolgungsprediger, daß diese Religion keine Tugend, keine Gemüthsruhe bewirken könne. Und wenn sie es Schwärmeren, Fanaticismus nennen: so wird es ihnen schwer fallen, zu verhindern, daß dieser leidende Fanaticismus nicht mehr Bewunderung und Liebe erwecke, als ihr schnaubender Eifer. Er flößt wenigstens Mitleiden ein, selbst den Verfolgern; und dies Mitleiden schwächt ihren Muth. Den Gleichgläubigen aber wächst er, als ob himmlische Einströmungen ihn belebten.

4) Es

4) Es kommt die Rachbegierde, die durch Mitleiden mit entflammte Rachbegierde, noch hinzu; nicht nur das selbst erlittene, sondern auch das andern geliebten Personen angethane Unrecht zu vergelten, die gemarterten, getödteten Freunde und Verwandte zu rächen.

5) Endlich, so stark der Trieb, über andere zu herrschen, auch ist: so scheint doch der Trieb des menschlichen Geistes zur Freyheit und Unabhängigkeit noch stärker zu seyn. Wenigstens wenn die Vorstellung, Gott und der Religion zu dienen, indem man sich dem Zwange widersezt, hinzukommt, und die Vorstellung der allergrößten Belohnungen, deren man dadurch auf das geschwindeste und gewisseste theilhaftig wird: so ist dieser Trieb schon im Stande, der Sache den Ausschlag zu geben *).

§. 105.

Von der Geschicklichkeit des menschlichen Herzens, seine minder guten Neigungen und Absichten unter dem Vorwande des Gewissens zu verbergen.

Bei den bisherigen Untersuchungen ließ sich schon anmerken, daß die Menschen ihr Gewissen, ihre Pflicht, bisweilen nur zum Vorwand gebrauchen, und vielleicht

D d 4

sich

*) Man hat wirklich alle diese Betrachtungen nöthig, um den Muth und die Thaten der Hugonotten nach der Pariser Bluthochzeit, und der vereinigten Niederländer unter Philipp II zu begreifen. Uebereinstimmende Bemerkungen eines großen Theologen kann man lesen in Walchs Neuester Religionsgeschichte, Th. VI. S. 9.

sich selbst dabey betrügen können. Mehrere Betrachtungen stimmen darinn überein, und geben der Sache eine weitere Erklärung.

1) Je wichtiger die moralische Seite unsers Characters und unserer Handlungen ist; desto mehr üben wir uns von Jugend auf darinn, alles schlimme an derselben zu verbergen, und ihr immer einen guten Anschein zu geben. Eine, und bey vielen nicht die unwichtigste Absicht der Aufmerksamkeit auf diese ihre moralische Seite ist erreicht, wenn sie andern gut scheinen. Man gewöhnt sich endlich, selbst zufrieden zu seyn mit dem Scheine, mit dem man sieht, daß andere zufrieden sind. Und in der That, sie sind es bisweilen, auch wenn sie wissen, daß er das Schlimmere verbirgt. Sie verlangen nur noch Anstand, ein gewisses Decorum bey der Unsittlichkeit.

2) Um so viel leichter täuscht sich der Mensch hierinn selbst; je angenehmer ihm die vortheilhaftere Vorstellung ist. Man glaubt leicht, was man gerne glaubt. Man könnte das Schlimmere von sich selbst wohl besser wissen, als andere; aber man hat weniger Lust, es zu bemerken. Und aus anhaltender Gewohnheit, das eine nur zu bemerken, und das andere zu übersehen, entsteht endlich Fertigkeit, die immer mit einer gewissen Unfähigkeit zum Gegentheile verknüpft ist.

3) Je hypothetischer viele Pflichten und Rechtsregeln sind; desto leichter kann es geschehen, daß ein Mensch sich das als recht denkt, was mit seinen Neigungen am meisten übereinstimmt; was er aber freylich nicht so beurtheilen würde, wenn seine Temperamentstribe und Neigungen anders beschaffen wären. Vielleicht könnten diese

diese letztern das Verhalten bisweilen wirklich rechtfertigen. Denn der Zustand der eigenen Bedürfnisse und Kräfte, das eigene Interesse eines Menschen gehört doch auch mit zu den Bestimmungsgründen seiner Pflichten. Aber dieser Grund wäre nicht so edel; es giebt noch andere Gründe, die eben das erfordern; und da er die Sache selbst will, findet er nichts gegen die Gründe einzuwenden, und überredet sich leicht, daß diese edlern Beweggründe die seinigen waren.

Auf eine oder die andere Weise also geschieht es sehr oft, daß die Menschen dasjenige, was sie um ihres eigenen Vergnügens oder Nutzens willen, allein oder hauptsächlich thun, aus Liebe zu andern, zur Ehre Gottes zu thun scheinen wollen, und sich selbst wirklich scheinen; oder daß es um feinere Vergnügungen und höhere Zwecke ihnen soll zu thun gewesen seyn, wenn sie durch gröbere Reize und niedrigere Triebe bestimmt wurden.

Je verworrener es im Kopfe aussieht, und je lebhafter die Vorstellungen durch einander laufen; desto leichter kann auch diese Art von Täuschung statt finden. Kein Wunder also, wenn der Schwärmer sich und andere hiebey betrügt *).

Ob 5

Aber

*) Die Spanier ließen bey ihren Zügen gegen die armen Amerikaner, bey denen Geiz und Herrschsucht doch unleugbar die Haupttriebfedern waren, das Kreuz vortragen, zerstörten hie und da einen Götzentempel; taufte diejenigen, die sie wie Straßenräuber ausgeplündert hatten, ehe sie sie ermordeten; und so glaubten sie ein gutes Gewissen zu haben, und erwarteten nun, bey allen ihren Unmenschlichkeiten, göttlichen Schutz und Beystand. — Il n'y a rien qui soit si sujet à l'illusion que

Aber man kann ziemlich weit von der Schwärmeren entfernt seyn, ohne vor diesem Selbstbetruge sicher zu seyn. Die Gründe dazu sind gar zu gemein. Geistliche und Staatsmänner *), Verfeinerte und Wilde **) geben häufige Beweise davon.

Kapit

que la pieté, schreibt der Cardinal von Retz, bey Gelegenheit der Erzählung, daß sein Vater ihn zum geistlichen Stande bestimmt habe, ohngeachtet er gar nicht dazu sich schickende Neigungen zeigte; dazu bestimmt, seiner eigenen Meynung nach, bloß aus frommen Absichten; in der That aber, weil ihm das Erzbisthum von Paris in die Augen stach, und er einem ältern Sohne sein ganzes Vermögen überlassen wollte. Memoires I. pag. 4.

*) Weit gieng des Card. Mazarin, man mag annehmen Heuchelen, oder Selbstbetrug, wenn er die nothleidenden und um ihn verdienten nächsten Angehörigen des Königs mit der Ausrufung abwies: Helas, si elles savoient, d'où vient cet argent, & que c'est le sang du peuple, elles n'en feroient si liberales! Er, der geschehen ließ, daß seine Niece, die Gräfinn von Soissons, von eben diesem Gelde oft in einem Tage 3,4000 Pistolen verlor. Esprit de la Fronde I. 188.

**) Auch der räuberische Tartar versteht diese Kunst. S. Voyages au Nord, IV. 121. Und die Menschenopfer, die Tänze und Spiäle und andere Feyerlichkeiten zu Ehren der Götter, können eben sowohl durch den unmittelbaren Einfluß der Neigung aufs Urtheil, als durch den Schluß von seinen Neigungen auf die göttlichen bey den Völkern aufgekommen seyn.

Kapitel III.

Von der Neigung zum Wohlanständigen.

§. 106.

Erörterung der Begriffe, und Bestimmung des Allgemeinen und Natürlichen dabey.

Mit den moralischen Gefühlen stehet das Gefühl fürs Wohlanständige, mit den Trieben, die aus jenen entspringen, die Triebe, die diesem folgen, in genauer Verwandtschaft. Man kann sagen, sie gehören dazu. Nur daß sie nicht, wie jene, sich auf das Innere der Handlungen zugleich, sondern bloß aufs Aeußerliche beziehen; und nicht die wichtigsten Folgen des Schädlichen und Nützlichen, sondern die minder wichtige Folge des unmittelbar Angenehmen zum eigentlichen Gegenstande haben. Und so wie die wichtigsten Pflichten zum Theil die eigene Vollkommenheit des Handelnden zur Absicht haben, zum Theil die Vollkommenheit des andern; so beziehen sich auch die Gesetze des Wohlstandes theils auf die Bervollkommnung oder Verschönerung dessen, der sie beobachtet, theils auf das Vergnügen anderer. Jene machen den guten Zustand aus; diese die Höflichkeit. Ja man kann auch, wie höhere Gesetze, also auch Gesetze des Wohlstandes in Beziehung auf die Religion unterscheiden.

Daß bey allen diesen Gattungen der Begriffe vom Wohlanständigen vieles vorkomme, was aus natürlichen Grundgesetzen des menschlichen Verstandes und Willens nicht erklärbar ist; dies ist ausgemacht. Dieser willkührliche oder zufällig entstandene, und daher mehr veränder-

änderliche Wohlstand heißt Mode. Aber daß es gar keine natürliche Gesetze des Wohlstandes gebe; kann mit Grunde nicht behauptet werden. Wenn es auch keine allgemeine, an allen Orten der Welt, unter allen Arten von Menschen wirklich anerkannte, oder doch bey den ursprünglichen Dispositionen der Natur leichter Eingang findende gäbe — und auch die muß es geben — so würde doch bald eingestanden werden müssen, daß es einen hypothetisch natürlichen Wohlstand gebe. Und daß sehr viel hypothetisches in den Gesetzen des Wohlstandes sey; ist gemein bekannt. Was einem Alter, einem Stande, einem Geschlechte anständig ist, kann großer Uebelstand für Personen aus andern Classen seyn; und lächerlich, unhöflich, kann unter gewissen Umständen seyn, was unter andern die natürlichste Höflichkeit ist.

Anständig ist nämlich allemal dasjenige, was einem gut steht, ein gutes Ansehn giebt, sich gut zusammen schicket, d. h. sowohl unter sich, als mit den physischen und moralischen Eigenschaften, die man bey einem gewahr wird, oder sich zu denken veranlaßt ist, übereinstimmt. Höflich aber heißt, was dem andern entweder eine kleine Mühe oder unangenehme Empfindung erspahrt, einen kleinen Dienst leistet, oder doch Vorstellungen von Geneigtheit zu solchen Begegnungen erweckt.

§. 107.

Warum wir Anstand und Höflichkeit an uns selbst und an andern lieben?

Wenn man diese Begriffe voraus hat; so hält es gar nicht schwer, die Gründe zu entdecken, warum die Menschen
schen

schen das Wohlstandige lieben, und das Unanständige verabscheuen; sowohl an ihnen selbst, als an andern. Erstlich an andern;

1) Zum Theil wegen des unmittelbar unangenehmen Eindrucks, den das Letztere auf die Sinne macht. Die größten Arten von Unhöflichkeit und Uebelstand beleidigen die äußern Sinne; bey andern leiden die feineren Empfindungen, das Gefühl fürs Schöne, fürs Ueber-einstimmende, der gute Geschmack.

2) Oft aber geschieht es nur wegen der Vorstellungen, die dadurch erweckt, der Schlüsse, die nach natürlicher oder angenommener Denkart veranlaßt werden. Es scheint Mangel an Geschmack zu verrathen, an Umgang mit der feinem Welt, an Aufmerksamkeit und hinlänglicher Achtung für andere, an Gefälligkeit und Geneigtheit, sich, wo es seyn kann, nach andern zu richten, sich ihnen angenehm und nützlich zu machen. Und mittelst dieser Vorstellungen müssen Unhöflichkeit und Uebelstand nicht nur um der Selbstliebe willen, sondern oft auch um der Sympathie und der Liebe willen, die wir für andere haben, an ihnen uns mißfällig werden.

An uns selbst aber das Wohlstandige dem Gegentheile vorzuziehn, bewegen uns allerdings auch zum Theil eben diese Triebfedern; nämlich die Reize der natürlichen; gröbern oder feinem Empfindungen, denen die Sache nicht ganz gleichgültig ist. Das meiste dabei thut aber doch wohl, ursprünglich wenigstens, die Begierde, andern zu gefallen. Die Beobachtung seiner selbst und anderer lehret dies hinlänglich. In der Folge, wenn die Neigungen und Triebe einmal gebildet sind, kömmt denn vieles allernächst auch nur von der Gewohnheit.

§. 108.

Ursachen der verschiedenen Begriffe und Neigungen in Ansehung des Wohlstandes.

Die Verschiedenheit der Sitten und Neigungen verdient hiebei noch einige Aufmerksamkeit. Die Untersuchung über die Ursachen derselben kann der wichtigern Untersuchung über die Verschiedenheiten der moralischen Begriffe und Neigungen in den höhern Theilen der natürlichen Geseze zur vorläufigen Aufklärung dienen. Es liegen aber die Ursachen jener Verschiedenheiten

1) In dem verschiedenen Grade der Empfindlichkeit gegen das schöne und häßliche, oder überhaupt gegen das angenehme und unangenehme; als wovon die Beurtheilung des Wohlstandes in einigen Fällen unmittelbar abhängt. Mag nun der bestimmte Grad dieser Empfindlichkeit oder Unempfindlichkeit von der Natur oder von der Uebung und Gewohnheit herrühren.

Die Wilden übertreffen uns in der Schärfe der mehresten, wenn nicht aller äußerer Sinne; aber von der Empfindlichkeit wissen sie nichts, die ein Attribut der geschwächten Natur ist; um welcher willen oft Personen aus der verfeinerten Welt gar leicht in Gefahr kommen, bey irgend einem unangenehmen Eindrucke von einer Ohnmacht überfallen zu werden. Daneben gewöhnt sie ihre Lebensart an vielerley von Natur nicht angenehme Eindrücke; daß, ihrer sonstigen Sinnesschärfe ungeachtet, diese ihnen nicht mehr merklich, oder doch nicht beschwerlich werden. Allerley Arten von Unreinlichkeit sind daher bey ihnen kein Uebelstand; am allerwenigsten diejenigen, bey denen die Ideenassociation die schlimmste Wirkung thut.

Um

Um ihrem Gaste Lust zum Essen zu machen, nehmen sie einen ausgewählten Bissen zuerst in den Mund, essen davon und geben das übrige dem Gaste. Einige sollen die Höflichkeit wohl noch weiter treiben; so weit, daß es sich bey uns kaum schickt, es zu erzählen *). In Ansehung des Gefühls fürs Schöne sind die noch größern Unterschiede und die Ursachen davon bekannt. (S. 48.)

2) Sind viele Dinge von der Art, daß sie sich, auch im Verhältniß zum Anstande und zur Höflichkeit betrachtet, nach verschiedenen Seiten verschiedentlich beurtheilen lassen. Schon gleich das vorhergehende Beispiel läßt sich hierauf anwenden. Mit dem andern seinen Bissen theilen, den Bissen aus dem Munde ihm geben, so wie aus einem Becher mit ihm trinken; kann dies nicht höflich, verbindlich scheinen? Eben also kann es aus einem natürlichen Grunde, wie bey uns geschieht, für unhöflich gehalten werden, dem Vornehmern den Rücken zuzuwenden; ihm das Gesicht zuzukehren, heißt sein Edelstes, gewissermassen sein Innerstes, seiner Beurtheilung darstellen, und auf seine Winke sich bereit halten. Aber in *Corea* befiehlt es der Wohlstand, dem Vornehmern den Rücken zuzukehren; es wäre Frechheit, Vermessenheit, seinen Anblick ertragen zu wollen **). Eben daher ent-

stehen

*) S. z. B. *Histoire de Loango* p. 73. *Kranz Historie von Grönland* I. 192. 214. f. Gerühmt wird hingegen die Keuschheit der halbgesitteten *Utahiter*. Bey einigen Wilden sind auch die Zeichen der tiefsten Ehrfurcht, das Niederfallen auf das Angesicht u. d. gewöhnlich. S. *Histoire des Boucaniers* I. 241. *Bossmann Voyage de Guinée* Lett. XVIII.

***) S. *Voyages au Nord* IV. gegen das Ende. Die Perser

stehn ja auch die Widersprüche des particulären Wohlstandes; und kann z. B. Handküssen Höflichkeit und Unhöflichkeit seyn.

3) Wenn auch nach der natürlichsten Vorstellung die Sachen sich im gleichen Verhältnisse zeigen würden; was vermögen nicht die, wer weiß wie zufällig, einmal entstandenen, und durch die, welche Ansehn hatten, erhaltenen und zur Hauptidee gemachten Nebenideen? Was verachteten Personen gewöhnlich, vielleicht nothwendig ist, kann eben darum bey andern das Ansehen von Uebelstand bekommen; und hingegen kann seine Sitte werden, an sich zu haben, was jene als unnöthige Beschwerde ablegen *). Auf diese Begierde, von den geringer geachteten sich

fer können nicht begreifen, wie wir es für eine Höflichkeit halten können, das Haupt zu entblößen; es scheint ihnen eine Freyheit zu seyn, die man sich nur vor den vertrautesten Freunden oder Geringern erlauben dürfte. *Chardin* II. 37. Ohne Zweifel liegt hier der Grund in der verschiedenen Art der Kleidung. Mit der Perücke halten wir es, wie die Perser mit ihrem Turban. Aber vielleicht hat der Huth, ehedem das Zeichen der Freyheit, Gelegenheit zu diesem Gebrauch gegeben. Sonst gilt auch den Persern die linke Hand, was uns die rechte. Und auch davon ließe sich noch wohl Grund aus einer verschiedenen Ideenassociation angeben.

*) In China schneiden vornehme Leute sich die Nägel nicht ab, weil die gemeinen es um ihrer Arbeiten willen thun müssen. Von den Otahitern wird dasselbe erzählt. *Forster* Voyage I. 283. In manchen Fällen scheint der Aberglaube sich eingemischt zu haben; dessen Ursprung aber gleich zufällig seyn konnte. Von der sonderbaren Etiquette der Könige von Loango, daß sie in einem andern Hause essen, in einem andern trinken, und

sich zu unterscheiden, gründet sich hauptsächlich als auf seine Achse der Kreislauf der Moden. Möchte er doch bald bewirken, daß die feinere Welt in unsern gesitteten Staaten zur Natur und Wahrheit eifriger zurückkehrte; da die Entfernung davon schon so gemein geworden ist.

4) Ursachen mancher Verschiedenheiten in den Gebräuchen des Wohlstandes geben auch die verschiedenen Begriffe von den vorzüglichsten Gütern und Vergnügungen ab. Jedes Volk sucht in dem seine Pracht und die Mittel andern Höflichkeit zu beweisen, was für das kostbarste, niedlichste, angenehmste bey ihm gilt.

5) Endlich aber müssen auch die Begriffe in diesem Theile der Sitten nach den Begriffen des höhern Theils sich richten, den Religion, Gerechtigkeit und Menschenliebe bestimmen; obgleich in manchen Fällen diese durch jene überwogen werden. Die Begriffe von Anstand und Höflichkeit enthalten vielfältig die deutlichsten Merkmale von dem verschiedenen Grade, in welchen die Pflichten der Keuschheit, Mäßigkeit, Duldung, Herzhaftigkeit, Billigkeit, Ehrfurcht für Gott und Menschen, ja bisweilen der strengen Gerechtigkeit, erkannt und geachtet werden.

Ab.

und beydes so geheim als möglich, um von niemand gesehen zu werden, wird der Grund angegeben, daß der König unverzüglich sterben müßte, wenn ihn jemand essen oder trinken sähe. Eben derselbe muß, wenn er Gericht sitzt, zwischen jedem neuen Rechtshandel einmal trinken. Die Entscheidung würde nicht rechtskräftig seyn, wenn es unterbliebe. Geschichte von Loango S. 238. 275.

Abtheilung II.

Untersuchungen über die noch übrigen Triebe
nebst einigen Schlußfolgen.

Kapitel I.

Von der Neigung zum Großen und Wunder-
baren.

§. 109.

Umfang, Gründe und Bedingungen des Wohlgefallens am
Großen.

Der Reiz des Großen ist schon in vorhergehenden Untersuchungen, sowohl unter den Triebfedern der Hochachtung (§. 64) als auch unter den Gründen des Wohlgefallens an der Tugend (§. 99) bemerkt worden. Hier sollen noch seine Verknüpfung mit den Grundgesetzen des menschlichen Willens, und die übrigen Wirkungen desselben untersucht werden.

Daß Dinge, die durch ihre wesentliche Beschaffenheiten nothwendig Schmerz, Ekel, oder Furcht und Schrecken verursachen, nicht zu angenehmen Gegenständen werden dadurch, daß sie sich vergrößern; versteht sich. Auch kann nicht behauptet werden, daß alle angenehme Gegenstände immer noch angenehmer werden, wenn sie an Größe zunehmen. Es giebt oft ein maximum bey den Dingen, über welches sie nicht wachsen dürfen; wenn nicht entweder die innere Harmonie ihrer Theile, oder ihr ebenmäßiges Verhältniß zu uns, oder andern Dingen gestört werden soll. Insbesondere muß, was uns ergötzen soll,

soll, nicht zu groß für uns auch in so fern seyn, daß es uns nicht zum Gefühl unserer Kleinheit und Schwäche bringe.

Aber Dinge, die bey einer gewissen Kleinheit gleichgültig sind, oder nur wenig Vergnügen geben, werden anziehend und angenehm, wenn sie zu einer gewissen Größe gelangen. Ein Maulwurfhaufen, ein Tropfen Wasser, sind nicht leicht für einen Menschen ergötzende Gegenstände. Aber jenem werde die Größe eines Berges, und diesem der Umfang eines Meeres gegeben: so verweilet jeder mit Vergnügen bey der Betrachtung derselben.

Liegt nun der Grund hievon in der Größe an sich, oder in gewissen neuen von der Natur mit der Größe verknüpften Beschaffenheiten; oder in zugesellten Ideen?

1) Das große giebt mehrere Beschäftigung, für Sinne, Verstand und Einbildungskraft; oder giebt sie doch leichter, als das kleine; bey welchem sie erst mittelst eines durch Kunst und Wissenschaft gestärkten Blickes gefunden wird. Was aber Beschäftigung giebt, der langen Weile, dem schwerlichen Gefühle druckender Kräfte abhilft, ist angenehm. Freylich ist bey dem Großen insgemein auch mehrere Mannigfaltigkeit, oder Vorrath an sich ergötzender Dinge; wie in den vorhergebrauchten Beyspielen. Aber doch hat es jenen Grund zu mehrerer Beschäftigung auch an sich schon.

2) Bey dieser Beschäftigung mit dem Großen, dieser Ausbreitung der Vorstellungskraft über dasselbe, kommt der Geist gar oft sich selbst größer vor. Denn vermöge der Sympathie werden wir einigermaßen in dasjenige verwandelt, was wir uns lebhaft vorstellen.

Und wie wir auf diese Weise mit dem Steigenden uns heben, und mit dem fallenden sinken (S. 17): so erweitert sich auch das Gefühl unserer Kraft und unsers Daseyns durch die Betrachtung des Großen; und verengt sich durch die Verweilung bey dem, was keine Größe hat. Letzteres kann daher dem Menschen, vermöge der Liebe zu sich selbst und seinen Kräften, nicht so angenehm seyn, als das erste. Dieser Grund thut besonders viel bey der Vorstellung moralischer Größe; erhabner Gesinnungen, wahrhaft heldenmüthiger, Herrschaft des Geistes über gefährliche Neigungen beweisender Handlungen.

3) Daß nicht alle Menschen dies Gefühl fürs Große und Erhabene in gleichem Grade besitzen; daß Größe des Geistes dazu gehört, um es haben zu können; dies kann noch eine dritte Ursache seyn von der Neigung, den Vorstellungen davon nachzuhängen. Denn was uns, vielleicht auch andern, unsere Vollkommenheiten beweiset, wird leicht auch darum angenehm.

4) Endlich aber gesellt sich auch oft zur Idee des Großen die Idee des Nützlichen, und mischt ihre Reize unter diejenigen, die dem Großen an sich betrachtet zukommen. Dies geschieht wiederum bey geistlichen und vornehmlich bey moralischen Vollkommenheiten am häufigsten.

Aus allem aber, was bisher, und bey vorhergehenden verwandten Untersuchungen, angemerkt worden ist, erhellet gar bald, wie bedingt und verschiedenartig das Wohlgefallen am Großen sey. Denn um dieses Vergnügens theilhaftig zu werden, muß man erstlich das Große sich gehörig vorzustellen im Stande seyn, folglich vieles unter einen Gesichtspunkt zu bringen, und als
zusam-

zusammengehörig sich vorzustellen wissen. Oft müssen Ursachen und Wirkungen, Absichten und Umstände, Mittel, Schwierigkeiten, Gefahren, Beweggründe mit einander verglichen und geschätzt werden; um einzusehen, wie groß eine Anstalt ist, wie groß die That war. Ferner aber dürfen nicht die Vorstellungen entstehen, daß dasjenige, was durch Größe einnehmen soll, schädlich, oder doch dem Nützlichern oder Schöneren hinderlich sey. Die bloße Vergleichung mit dem noch Größern kann das Wohlgefallen vernichten, oder doch sehr schwächen. Dem, der an das Größere gewöhnt ist, und es nur damit vergleicht, scheint der Große klein und verächtlich. Eben derselbe Mensch, der sich als Knabe kaum satt sehen konnte an den mittelmäßigen Häusern einer kleinen Landstadt, als er zum ersten mal sein väterliches Dorf verlassen hatte, und die Größe derselben anstaunte; kann nun, da er von Reisen zurückgekommen ist, in dem engen Neste, in den niedrigen Hütten dieser kleinen Stadt nicht mehr aushalten. Eben so geht es mit Gebirgen und Aussichten, Flüssen und Wasserfällen, Gesellschaften, Festen und Höfen.

Am allerwenigsten ist es zu verwundern, wenn bey moralischen Größen die Menschen in ihren Gefühlen und Neigungen sehr ungleich sich bezeigen. Denn wo ist der allgemeine, genau bestimmte Maasstab zur Schätzung und Vergleichung derselben? Welche Tugendthat, welches Opfer der Pflicht gebracht, beweiset am meisten Stärke des Geistes, Größe der Seele? Nach allgemeinen Begriffen läßt sich hierauf kaum antworten. Und die im einzelnen Fall entscheidenden Umstände sind mehrtheils den Augen der Menschen verborgen.

Dazu kommt nur noch, daß das Selbstgefühl, das nie entgegen seyn darf, wenn das Große einen angenehmen Eindruck machen soll, besonders bey dieser Gattung leicht nicht übereinstimmt. Der sympathisirende sanft- und großmüthige fühlt Größe, und wird entzückt bey der That eines Germanicus, der seinen niederträchtigen und arglistigen Gegner Piso rettet, da er ihn von den Wellen des Meers hätte können verschlingen lassen; *) der bescheidene, durchs innere Gefühl des Verdienstes glückliche, bey'm Charakter des Timoleon; **) der edelstolze bey der Weigerung eines Gesandten, ein seiner Ehre vielleicht nachtheiliges Geschenk, unter der Bedingung, daß es niemand erfahren solle, anzunehmen, aus
der

*) S. Tacitus Annal. II. 55.

***) Timoleon gab nicht nur gewöhnlich den Bewunderern seiner Thaten zur Antwort: Er danke den Göttern, daß, da sie beschlossen hatten Sicilien zu befreien, sie seinen Namen dazu gebraucht; sondern er ließ auch, um diese Gesinnungen noch mehr an den Tag zu legen, dem Glück in seinem Hause eine Kapelle erbauen. Als bey einer niederträchtigen, aber gesetzmäßigen Forderung eines Unwürdigen an ihn, das Volk diesem sich voll Unwillens widersetzen wollte: hielt er es mit den Worten zurück; eben darum habe er solche Beschwerlichkeiten und Gefahren übernommen, daß jeder Syrakuser der Gesetze sich bedienen könne, wenn er wolle. Plutarch A. 36. 37. War es denn — in Vergleichung mit diesem Betragen des Timoleon — Größe oder Kleinheit, wenn Scipio, bey der Anklage der Tribunen, das Volk vom Gerichtsplatze weg mit sich in die Tempel führte, um am Gedächtnistage seines Sieges über den Hannibal den Göttern zu danken? Livius lib. XXXVIII. cap. 51.

der Ursache, weil er selbst es doch wissen würde *). Andere anders.

§. 110.

Von der Neigung zur Pracht und großem Aufwande.

Zu den Arten und Anwendungen der Neigung zum Großen kann mit Grunde auch die Neigung zur Pracht in Kleidung, Wohnung, Tafel, Gefolge und andern Arten des Aufwandes gerechnet werden. Denn eine gewisse Größe, die auch von andern bewundert und mit Vergnügen betrachtet wird, ist doch wirklich dabey. Bey den Erzählungen von den Reichthümern und dem Aufwand der Römer zu den Zeiten der Triumvirate, und der Kaiser in den ersten Jahrhunderten, oder der Persischen und andern Asiatischen Könige und Fürsten erweitern, und heben sich doch auch die Gefühle, und haben etwas angenehmes, wenn sie nicht durch weiter gehende Blicke auf Ursachen und Wirkungen verändert werden. So belustigen auch Romanenschreiber und andere Dichter sich und ihre Leser sehr gern mit dergleichen Schilderungen. Die Neigung kann unterdessen auch durch andere Gründe erzeugt oder verstärkt werden. Einmal durch die Neigung zum sinnlichen Vergnügen, zu dem, was Bequemlichkeit, Sicherheit oder sonst auf eine Weise Nutzen schafft; wobey die Begierden, wie be-

Ge 4

kannt

*) Es war, wo ich nicht irre, der Graf von Bristol, Gesandter an den König von Spanien, in der Heurathsangelegenheit Carl I.

kannt ist, sich nicht nach den wahren Bedürfnissen messen und einschränken. Sodann durch den Trieb, die Sphäre seiner, wenn auch nur mittelbaren, Existenz und Wirksamkeit, den Umfang des Seinigen auszudehnen. Endlich durch die Begierde, Beweise seines Vermögens oder seines Geschmacks zu geben, und anderer Achtung dadurch zu gewinnen *).

Was aber nun insbesondere den Reiz des Großen hiebei anbelangt: so ist klar, daß derselbe nicht sonderlich auf diejenigen Gemüther wirken könne, in denen richtige und lebhaftere Begriffe von den übrigen Arten des Großen sind. Man wird in der Geschichte der Reichen und Mächtigen wenige durch ihre Thaten merkwürdige und innerlich große Männer finden, die für sich einen großen Aufwand machten, und Pracht liebten in dem, was eigentlich zu ihrem Dienste und Gebrauche veranstaltet ward. Gegen einen Lucullus, der eine Tafel, eben so gut als ein Treffen, anzuordnen nicht nur verstand, sondern Pracht und Aufwand wirklich liebte, giebt es, dünkt mich, immer weit mehrere gleich große Männer in allen Gattungen und Zeiten, von entgegengesetztem Character, ohne daß sie des Geizes beschuldiget werden können **).

Die

*) Helvetius, um nur geschwind wieder auf seinen Grundtrieb zum sinnlichen Vergnügen zu kommen, nimmt nur zweien von diesen Gründen an; den zweyten und vierten. S. Disc. III. chap. X.

***) Einige Beispiele, von übrigens sehr verschiedenen Umständen, sind Carl der Große, Attila, Omar,

Die gemeinsten und natürlichsten Wirkungen dieser Neigung — nur von den nächsten und innerlichen ist hier die Rede — geben ihr keine vortheilhafte Bezeichnung. Mit seiner Aufmerksamkeit, so außer sich verbreitet, und eingenommen von der Meynung des großen Werthes der Gegenstände dieser Neigung, hat der Geist gar leicht weder Zeit noch Fähigkeit, den Werth der Weisheit und Tugend zu studieren, und zum Gefühl und Antrieb sich zu machen. Hingegen kann das Bestreben durch immer steigende Größe oder immer neue Erfindungen entweder die eigenen immer steigenden Begierden zu befriedigen, oder bey andern den Eindruck zu unterhalten, neues Aufsehen zu erregen, und den Nebenbuhlern es zuvor zu thun, nicht nur eine große Beschwerde und Beunruhigung fürs Gemüth werden; sondern endlich auch die kleinsten unwürdigsten Vorstellungen zu Hauptbeschäftigungen der Seele machen, wegen des Ansehns der Wichtigkeit, so jeder kleine Umstand, in der Kunst, prächtig zu seyn, und jede auf ihn sich beziehende Einsicht und Geschicklichkeit erlangt haben.

Es erweckt ein vermischtes Gefühl von Mitleiden und Verachtung, wenn man ein wenig darüber nachdenkt, auf was für Ideen Tausende von Menschen ihre Stunden und Tage anwenden, zum Theil anwenden müssen, um dieser Neigungen willen. Und der erste Grund von allem könnte doch Gefallen am Großen seyn?

§. III.

Von der Liebe zum Wunderbaren und zu Geheimnissen.

Mit der Neigung zum Großen stehet auch in Verwandtschaft die Liebe zum Wunderbaren. Denn es hat, wenigstens in den Fällen, wo es am meisten anzieht, etwas Großes. Es erweckt Vorstellungen von Kräften und Fähigkeiten, die die gemein bekannten Kräfte der Natur übertreffen. Und darinn hat es also den gemeinschaftlichen Reiz des Großen überhaupt, daß es der Seele viele Beschäftigung und Füllung gewähret*). Ja es kann dieses noch mehr leisten, als andere Arten des Großen; weil die Imagination um so viel freyeres Spiel hat, je weniger bestimmt und aufgeklärt die Begriffe sind. Das Wunderbare ist eben deswegen wunderbar, weil man es nicht auf deutliche und bestimmte Begriffe zu bringen weiß. Aber der Grund von unzähligen ausschweifenden Vorstellungen kann es werden.

Und also auch von Hoffnungen. Dies ist der zweyte Reiz desselben. Mitteltst der Vorstellungen und des Glaubens wunderbarer, übernatürlicher, unbegreiflicher Künste, kann der Mensch eine, natürlicher Weise gar nicht, oder nicht so leicht und geschwind mögliche Befriedigung seiner Begierden erwarten. Daher sind die
Men.

*) Religion ohne Wunder würde für viele Menschen eine lose Speise seyn, vor der ihnen ekelte. Und es giebt Gelegenheiten, zu bemerken, wie manchem seine ganze Andacht von dem entsteht, wobey ein anderer nur über die Möglichkeit erstaunt, daß Menschen so etwas für Religion und Wahrheit annehmen können?

Menschen immer so viel geneigter, solchen Vorstellungen beizupflichten; je heftiger die Leidenschaften sind, die nur dadurch die Erfüllung ihres Wunsches sich versprechen können. Von jeher haben sie geherrscht, und herrschen noch unter dem gemeinen Volke, in Ansehung der Mittel, von Krankheiten befreit zu werden, seinen Feind zu entdecken und sich an ihm zu rächen, eine geliebte Person zur Gegenliebe zu bewegen, besonders aber das Künftige vorher zu wissen.

Auch der Stolz kann Antheil haben an der Neigung, übernatürliche Wirkungen zu erwarten und zu glauben. Es ist schmeichelhaft, außerordentliche Anstalten, Ausnahmen von den Gesetzen der Natur, um seineswillen gemacht, die Gottheit unmittelbar mit einem beschäftigt, und gleichsam auf ein verabredetes Zeichen bereit und wirksam sich vorstellen zu dürfen. Der Mensch hält sich leicht für wichtig genug, um dergleichen nöthig zu finden. Die Geschichte des Aberglaubens beweiset es, und noch weit mehr.

Endlich ist noch ein Grund der Wohlgefallen am Wunderbaren, sowohl in Verbindung mit den vorhergehenden Gründen, als auch für sich bewirkt, im letztern Fall aber freylich der Sache eine andere Gestalt giebt. Das ist das Vergnügen, so viele Menschen darinne finden, mit dem, was sie wissen, oder zu wissen vorgeben, Aufsehen, Staunen, Nachdenken, Gefühl und Beständniß der Unwissenheit zu verursachen. Dies können sie durch Erzählungen und Behauptungen wunderbarer, unbegreiflicher Dinge.

Es ist bekannt, daß dieses Wohlgefallen am Wunderbaren nur im Alter der Imagination und Unwissenheit

heit recht groß ist; und sich vermindert, wie Erfahrungen und vernünftiges Nachdenken den Verstand zu mehrerer Reife bringen.

Das Wunderbare hat für den menschlichen Geist etwas mißfälliges darinn, daß es unbegreiflich ist; daß es sich nicht an unsere Erfahrungen anschließen, und mit unsern daraus entstandenen, mit unsern vorzüglichsten, deutlichsten, vollständigsten Begriffen vereinigen will; daß es unserer Wißbegierde unüberwindliche Schwierigkeiten entgegensetzt, das Gefühl unserer Ohnmacht uns erweckt. Man findet daher bey Knaben schon bisweilen Abneigungen vor solchen Vorstellungen. Aber diese Wirkung setzt doch immer schon einigen Vorrath deutlicher und festgegründeter Begriffe voraus; Kraft und Neigung, sie anzuwenden, und Urtheile zu prüfen; und Sicherheit vor täuschenden Râsonnements zu Gunsten des Wunderbaren. Im ersten Alter nimmt der menschliche Verstand doch insgemein seine Vorstellungen und Urtheile mehr leidend an, als daß er selbsthätig sie sich schaffe. Neue Vorstellungen finden leicht Eingang, bey dem wenigen Widerstand der bisher noch erworbenen. Und eine Erdichtung der Einbildungskraft kann leicht durch eine andere beschöniget und gerettet werden. Für alle mögliche Wunder hat der kindische Verstand, Kraft und Grundes genug in den Geistern, womit er, wie es ihm gefällt, alle Plätze besetzt, und die er annehmen kann, wie es ihm nur irgend nöthig scheint.

Aber dieser Geister werden immer weniger bey der fleißigern Beobachtung des Laufs der Natur. Das Wunderbare wird verdächtig, nachdem man so oft nur Wahn und Betrug dabey entdeckt hat. Das Unbegreifliche

greifliche wird, wo keine überwiegende Gründe, keine größere Unbegreiflichkeit des Gegentheiles es aufdringen, verwerflich wegen seiner Aehnlichkeit und oftmaligen Verknüpfung mit dem Unmöglichen. Es findet kein Zutrauen mehr, giebt keine Beruhigung, keine Hoffnung mehr.

Wie wenig dennoch diese letztern Gründe in Vergleichung mit den erstern ausrichten, kann man aus den vielen Beyspielen aller Arten, wie oft und wie leicht sich die Menschen immer aufs neue durch angebliche Wahrsager und Wunderthäter einnehmen lassen, schon zur Genüge abnehmen. Es scheint aber auch, daß das Wunderbare vielen Menschen den Muth benimmt, mit ihrem gewöhnlichen Scharfsinn zu denken; vielleicht weil sich einmal die Begriffe von unmittelbar wirkender Gottheit oder furchtbar mächtigen Geistern, der Gedanke, von unserer Schwäche überhaupt, und dem Unvermögen unseres Verstandes, alles zu ergründen und einzusehen, damit vereinigt haben.

Einige von den Gründen, aus denen die Neigung zum Wunderbaren entsteht, erzeugen auch das Wohlgefallen an Geheimnissen. Und zwar was die feyerlichen religiösen Geheimnisse oder Mysterien anbelangt, die fast bey allen Völkern sich finden, bey denen eine gemeinschaftliche Volksreligion sich festzusetzen angefangen hat *); so gehören diese, auf der Seite, nach welcher sie hier betrachtet werden, ganz unter den Artikel vom Wunderbaren. Aber es zeigt sich in der menschlichen Natur
noch

*) S. Meiners über die Mysterien der Alten. Vermischte philos. Schriften, Th. III. S. 169. ff.

noch ein nicht unerheblicher Hang zu Geheimnissen, auch wenn diese in keiner Verbindung mit der Religion stehn.

Man sieht es fast immer in den Gesellschaften sich unter einander belustigender Kinder, wie einige sich zusammen thun, um eine Heimlichkeit unter sich auszumachen oder auszumachen zu scheinen. Die mehresten Zünfte und Verbrüderungen mögen gerne ihre Geheimnisse, andern unverständliche Gebräuche und Redensarten haben. Und wer weiß, ob nicht bey den meisten Orden — diesen Ausdruck in seinem größesten Umfange auf das Kleine sowohl als das Große angewandt — das Geheimniß mehr Absicht als Mittel ist?

Außer dem im vorhergehenden schon bemerkten Triebe, Aufmerksamkeit und Neugierde bey andern zu erregen, und wichtiger sich zu machen, kann doch auch in manchen Fällen der Gedanke, mittelst des Geheimnisses, als eines gemeinschaftlichen Heiligthums, in genauere und unverbrüchlichere Verbindung mit andern Menschen zu kommen, etwas bey der Sache thun. Denn seine Geheimnisse dem andern anvertrauen, gehört doch immer zu den natürlichen Wirkungen und Merkmalen der Freundschaft.

Kapitel II.

Vom Wohlgefallen am Lächerlichen.

§. 112.

Festsetzung einiger Begriffe.

Die Untersuchung, die hier soll vorgenommen werden, muß mit einigen andern, mittelst verwandter Begriffe,
zu

zusammenhängender Untersuchungen, die aber keinesweges; so wie jene, in das Gebiet des Moralisten gehören, nicht verwechselt und vermengt werden. Die Neigung am Lächerlichen, sowohl in der Natur als in der Nachahmung des Wises, und der Kunst, sich zu ergößen, interessirt den Moralisten. Er muß ihre Gründe und Wirkungen kennen, sowohl um beurtheilen zu können, wie sie sich zu den Gesetzen der Weisheit und Tugend verhalte; als auch um zu wissen, durch was für Mittel ihr gehöriges Verhältniß zu den übrigen Neigungen könne bewirkt werden. Aber die Kunst, lachen zu machen, und die mancherley Arten des Lächerlichen in Beziehung auf jenen Zweck zu schaffen oder zu beurtheilen, ist nicht sein Eigenthum. Das Lachen ist eine Berrichtung des Körpers, an der wenigstens die Seele nicht immer als Ursache Antheil hat. Den Ursprung und die Wirkungen desselben im Körper zu beschreiben, ist die Sache des Physiologen; dessen Lehren freylich hier, wie in andern Fällen, der Moralist zu Hülfe nimmt, wenn es seine Zwecke erfordern.

Die Untersuchung der Gründe, warum Menschen am Lächerlichen sich ergößen, erfordert, daß zuerst ausgemacht werde, worinn das Lächerliche bestehe?

So sehr nun auch die Beyspiele, in denen nach den mancherley Denkarten der Menschen das Lächerliche sich finden soll, sich von einander unterscheiden, und den Zweifel einige Zeitlang rechtfertigen können, ob wohl auch Naturgesetze und nicht vielmehr veränderliche Meynungen und Gebräuche ganz allein dabey zu Grunde liegen: so erhellet doch aus der Vergleichung aller dieser Beyspiele so viel, daß eine gewisse Art von Unschicklichkeit,

keit, Ungereimtheit, von Mißverhältniß in dem, was beyfammen sich zeigt, das lächerliche hervorbringe. Das Fallen einer gefunden, erwachsenen Person auf Wegen, wo nur ein Kind in Gefahr seyn möchte zu fallen; der Gang eines Betrunknen, Kleidungen, die der Größe und Gestalt des Körpers gar nicht angepaßt sind, litterarische, politische und andere Kleinigkeiten in das feyerlichste Ansehn sehr wichtiger Dinge eingekleidet; solche Erscheinungen verursachen am allgemeinsten das mit Wohlgefallen verknüpfte Lachen.

Eine nothwendige Bedingung aber in diesen und allen andern Fällen, wo Ungereimtheiten und Mißverhältnisse ein belustigendes Lachen erregen, ist, daß weder der Gegenstand an sich diesem angenehmen Eindrucke entgegen gesetzte Gemüthsbewegungen, als da sind, Furcht, Schaam, Ekel, Nachdenken, Mitleiden, überwiegend erwecke; noch sonst schon die Seele davon eingenommen sey.

§. 113.

Gründe dieser Neigung.

Von den Gründen des Wohlgefallens am lächerlichen ist derjenige den meisten aufgefallen, und von manchen für den einzigen oder doch hauptsächlichsten gehalten worden, der in den Wirkungen der Eigenliebe und des Stolzes sich findet *). Vermöge dieser Neigungen

*) S. Homer's Grundsätze der Kritik. B. I. Kap. II. Th. II. S. 163. Bestritten aber ist diese Meynung in dem *Traité des causes physiques & morales du rire*. Amst. 1768. Deutsch 1772.

gen kann es freylich leicht geschehen, daß dasjenige Menschen Vergnügen macht, woben sie sich für vollkommner, für klüger, geschickter, für richtiger im Geschmacke und Urtheile als andere halten können. Und je mehr ihr Stolz sich versichert hält, daß sie nicht zu einem ähulichen Vergnügen andern Anlaß geben können; desto ungehinderter kann ihre Eigenliebe dasselbe in sich ziehen. Wer sich ein wenig auf die Kennzeichen der Leidenschaften versteht, wird mehrentheils es bald bemerken, wann das ergötzende Lachen aus diesem Grunde entstanden ist.

Unabhängig von diesem Grunde und unwillkührlicher kann aber auch ein Mensch zu einem an sich nicht unangenehmen Lachen durch eben solche Anlässe gebracht werden. Und zwar, wie es scheint, vermöge des Contrastes, und dessen sowohl mechanischer als geistlicher Wirkungen. Contrast ist allemal im Lächerlichen. Und zwar nicht, wie in andern Fällen, Contrast, der alsbald vernünftige wichtige Zwecke gewahr werden oder vermuthen läßt, und Nachdenken erregt. Also kann derselbe ungehindert seine ihm eigene Wirkung in der innern Organisation und in der Seele hervorbringen. Und diese besteht in Absicht auf jene wahrscheinlich darinn, daß durch die gleichzeitige Erweckung gewöhnlich sich nicht mit einander verbindender Ideen eine ungewöhnliche, lebhaft, aber doch nicht heftige, nicht dauerhafte, sondern leichte und vorübergehende Bewegung der Lebensgeister entsteht; wovon der Eindruck vielleicht ein innerer Kitzel nicht ohne Grund genannt werden

den kann *). In Absicht auf die Seele aber, daß dadurch sonderbare und lebhaftere Vorstellungen ohne Ermüdung der Aufmerksamkeit entstehen und vorübergehn.

Wenn das Lächerliche durch die komischen Künste hervorgebracht wird: so kömmt noch zu den bisherigen Gründen das Wohlgefallen, so wir an der Kunst, als einer Vollkommenheit, und an der Vergleichung und Beurtheilung haben.

Endlich aber kann auch das Wohlgefallen am Lächerlichen aus der Neigung zum Lachen, als einer behaglichen, gesunden, körperlichen Bewegung und aufheiternden Ideenzerstreuung, herrühren. Mancher gesunde und keines lieblosen Lachens fähige Mann ist sich dieses Grundes deutlich bewußt. Manchen täuscht auch die sonst gegründete Association der Ideen von Lachen und von Fröhlichkeit; daß er dem Lachen nachjagt, in der Einbildung, Fröhlichkeit darinn zu finden: so wie auch bisweilen einer sich Gewalt anthut, um zu lachen, damit er vergnügt scheine.

§. 114.

Gründe der Verschiedenheit der Gemüther in Ansehung derselben.

Sehr bald lassen sich nunmehr auch die Ursachen entdecken, warum überhaupt, und bey gewissen Anlässen,

*) Den Ursprung des Lachens erklären die Aerzte aus einem Rißel der Nerven, der unerwartet entsteht, und schnell vorübergeht. Zückert von den Leidenschaften, S. 25.

sen, die Menschen so ungleich aufgelegt zum Lachen, und zum Vergnügen am Lächerlichen sich zeigen.

Einmal können wegen der Verschiedenheit der Einsichten, der Ideenassociation, des Geschmacks und der ganzen Gemüthsart, wie bey andern Dingen, so auch bey denen, die durch sonderbare Mißverhältnisse lächerlich werden, sehr verschiedene Eindrücke entstehen. Aus Kurzsichtigkeit, Unwissenheit, Leichtsinne bemerkt mancher das Wahre, Uebereinstimmende und Wichtige nicht, das unter einem ihm nur auffallenden Schein von Ungeheimtheit verborgen ist. Aus Unwissenheit und Kurzsichtigkeit bemerkt ein anderer das Lächerliche nicht. Dem einen ist Gewohnheit Grundregel des Urtheils, dem andern die Natur; im einen ordnet der Verstand die Vorstellungen, im andern Gedächtniß und Imagination. Der eine sympathetischer wird zum Mitleiden gerührt, wird besorgt für die Ehre des andern, oder wird durch den Uebelstand beleidigt; wenn der andere nur den Contrast sich kitzeln, oder seine Eigenliebe die ihr angenehme Folge ziehen läßt. Dem einen fehlt entweder von Natur, oder wegen eines andern lebhaften Eindruckes, der ihm eben in der Seele ist, der Grad von Empfindlichkeit und Reizbarkeit, der zu diesem innern Kitzel, wie zu dem gröbern körperlichen, erforderlich ist. Der andere ist an nichts mit seiner Aufmerksamkeit gefesselt, ist leichten Eindrücken ganz geöffnet, und lauert mit analogen Vorstellungen schon auf sie. Endlich machen die verschiedenen Meinungen von der Schicklichkeit oder Unschicklichkeit des Lachens, daß der eine dasselbe in sich auf alle Weise zu verhindern, und ihm auszuweichen sucht; da

der andere ihm sich gern überläßt und vorseßlich es befördert *).

Kapitel III.

Vom Triebe der Nachahmung, und der Neigung zum Spiele.

§. 115.

Vom Triebe der Nachahmung.

Zu den natürlichsten, heilsamsten und gefährlichsten Trieben des Menschen gehört der Trieb zur Nachahmung. In der Kindheit richtet er das meiste in der Seele aus, und in keinem Alter verläßt er den Menschen ganz. Dies läßt schon vermuthen, daß seine Gründe tief in der menschlichen Natur eingeprägt seyn müssen. Sie finden sich

1) In den unwillkührlichen Reizungen, die von der Sympathie herkommen. Wenn das Bild dessen, was

*) Ein Paar stark contrastirende Beyspiele sind der Lord Chesterfield und der Verfasser des Elementarwerkes. Ersterer rühmt von sich, daß, seitdem er die Vernunft gebraucht, ihn niemand habe lachen hören. S. die Briefe an seinen Sohn, Vol. I. Der andere redet dem Lachen das Wort, so begeistert, daß er zur Beförderung desselben noch mehr Bücher gedruckt wünscht, und sie zu schreiben selbst geneigt sich findet. Elementarwerk zw. Aufl. B. I.

was außer uns ist, in uns hervorgebracht und zum wirksamen Gefühle wird: so werden wir zu eben demselben Verhalten, wie dort sich uns zeigt, mechanisch angetrieben. Unwiderstehlich wird bey nahe dieser Antrieb, wenn er von mehrern Gegenständen zu gleicher Zeit in uns hervorgebracht wird. Ruhig seyn, wenn alles sich um einen herum bewegt, oder in einer entgegen gesetzten Richtung sich alsdenn bewegen, wird schwerlich einem Menschen leichter und natürlicher vorkommen, als mitzumachen, was die andern thun.

2) Im Bedürfnisse der Beschäftigung. Dem Körper sind abwechselnde Bewegungen, der Seele Vorstellungen und Gefühle nöthig. Wenn nun diese der Mensch nicht in sich selbst, nicht in den Anweisungen seiner Pflichten, oder anderer bestimmter Triebe findet: so ist er geneigt, durch Beispiele anderer sich bestimmen zu lassen; so wie er, wenn er hungrig ist, zu den nächsten besten Nahrungsmitteln greift.

3) In der Neigung, sich andern gefällig zu machen. Denn die Menschen sehn es gern, wenn man ihren Verstand zur Regel, und ihre Handlungen für Muster annimmt. Nur alsdenn ist es ihnen unangenehm, nachgeahmt zu werden, wenn sie fürchten, ihre auszeichnenden Vorzüge dadurch zu verlieren.

4) Und freylich kann auch dies zur Nachahmung antreiben, daß man eben dieselben Vortheile, die andere sich erworben haben, gleiche Ehre, gleiches Glück, oder die Vollkommenheiten, die man an ihnen, nur oft

nach wenig deutlichen Begriffen bewundert, dadurch zu erlangen hoffet.

Diese Bemerkungen werden bestätigt bey der Untersuchung, über welche Menschen der Trieb zur Nachahmung am meisten vermag. Immer werden es diejenigen seyn; die überhaupt sehr reizbar und empfindlich, bey denen noch wenige oder leicht zu überwältigende innere Antriebe sind; die durch Furchtsamkeit oder Wohlwolleneigeneigenschaft geneigt sind, andern sich gefällig zu machen; die ihren Kräften und Einsichten zu wenig zutrauen, um auf eigenen Wegen ihr Glück zu suchen.

§. 116.

Von der Neigung zum Spiele.

Auch diese Neigung muß für sehr natürlich, ja sie müßte für einen Haupt- und Grundtrieb des menschlichen Willens gehalten werden; wenn die Gemeinheit eines Triebes und die alles überwältigende Stärke, zu der er gelangen kann, sichere Merkmaale davon wären. Die Kindheit läßt sich ohne Spiele, ohne allerhand, besonders gesellschaftliche Beschäftigungen, die bloß das Vergnügen, nicht den Nutzen zur Absicht haben, nicht gedenken. Der Wilde, so träge und unempfindlich er sonst ist, wird lebhaft und laut, sobald es an ein Spiel gehen soll; Weib und Kind, die Freyheit selbst opfert er dieser Neigung auf *). Der Sklave, der beynabe eben so gedrückt

*) Eine einstimmig bezugte Bemerkung. S. von den Amerikanern Robertson I. 396. Von den Negern Bossmann p. 371. Von den Deutschen Tacitus.

Drückte Landbauer, wendet die wenigen Ruhestunden, die ihm gelassen sind, noch wohl zu ermüdenden Spielen an. Die Gesellschaften der feinsten Welt scheinen ohne sie nicht bestehen zu können.

Manche Spiele haben ihre besondere Reize; einige für den Geschlechtstrieb, andere für die Liebe zu Reichthümern. Alle aber, oder die meisten reizen hauptsächlich auch dadurch, daß sie eine leichte und durch oftmalige Abwechslung unterhaltende Beschäftigung geben; Beschäftigung der Sinne oder der Einbildungskraft, des Verstandes, oder auch aller dieser Kräfte zusammen. Wer bedenkt, wie groß das Bedürfniß einiger Beschäftigung, wie beschwerlich die lange Weile, wie mächtig die anziehende Kraft der Gewohnheit ist; den werden schon bey Ermägung dieses einzigen Grundes, die Ausschweifungen dieses Triebes nicht mehr sehr befremden; wie unwürdig und abgeschmackt auch diese Verwendung seiner Zeit und Kräfte dem nachdenkenden Manne vorkommen muß.

Unterdessen scheint auch noch ein anderer Grund zu dieser Neigung von fast eben so allgemeiner und gleich großer Wirksamkeit zu seyn; nämlich die Begierde, sich hervorzuthun, und auf irgend eine Weise andern sich überlegen zu zeigen. Denn daher kömmt es doch nur, daß, wenn auch um nichts oder um eine Kleinigkeit gespielt wird, so viele Mühe angewandt, und über Regel und Fehler, Recht und Unrecht, oft bis zur Entzweyung sonst zärtlich sich liebender Personen gestritten wird. Eben deswegen spielt jeder die Spiele am liebsten, in denen er Meister zu seyn glaubt; auch wenn nichts weiter dabey zu gewinnen ist.

Kapitel IV.

Von der Liebe zum Leben und zur Freiheit.

S. 117.

Von der Liebe zum Leben und der Furcht vor dem Tode.

Die Gegenstände der beyden in diesem Kapitel zu untersuchenden Triebe sind nichts weniger als einfach, so kurz und einfach auch ihr Name ist. Von der Liebe zum Leben wird dies leicht erhellen aus der Entwicklung des Begriffs vom Leben, und der Untersuchung, wann die Liebe zum Leben abnimmt und ganz aufhört. Was kann das Leben überhaupt, und hier insbesondere anders heißen, als die Folge von Zuständen, in denen wir lebend oder wirkend unser Daseyn empfinden? Diese Zustände und Empfindungen sind uns, einzeln betrachtet, theils angenehm, theils unangenehm. Es ist unmöglich, in sich selbst widersprechend, daß ein Mensch das Unangenehme, in so weit es dies ist, an sich selbst betrachtet, begehre, oder Liebe-dazu in sich hege. Also ist die Liebe zum Leben, im Grunde gesehen, nichts anders als die Liebe zu einem Theile der Zustände, in denen wir uns befunden haben, zu denjenigen nämlich, die uns angenehm waren. Und nur darum lieben die Menschen das Leben, weil die Vorstellung, die sie davon haben, mehr angenehme als unangenehme Erinnerungen und Ausichten in sich faßt. Ob diese Vorstellung gemeinhin unrichtig oder richtig sey; braucht hier gar nicht ausgemacht zu werden. Wiewohl man sich sonst leicht davon überzeugen kann, daß, alles zusammen genommen, das menschliche Leben gewiß in den allermeisten Fällen mehr angenehme

nehme als unangenehme Gefühle, und also auch einen richtigen Grund zur überwiegend angenehmen Idee davon enthalte. Und selbst aus der Allgemeinheit und Dauerhaftigkeit dieser Vorstellung und der davon abhängigen Neigung läßt sich der Wahrscheinlichkeit nach nicht anders schließen, als daß Wahrheit dabey vielmehr als Irrthum zu Grunde liegen müsse.

Aus diesem Grunde wird es begreiflich, wie der Mensch aus Liebe zum Leben so vieles und so anhaltend erdulden, so viele andere Triebe ihr aufopfern könne. Was für Speisen wählt er nicht, was für Arbeiten, Bedrückungen und Beschimpfungen, Krankheiten und Martern duldet er nicht darum; auch wenn die Liebe zum Leben durch keine höhere Beweggründe unterstützt wird? Die zärtlichsten Empfindungen nicht nur der allgemeinen Menschenliebe, sondern auch der Elternliebe werden dadurch leichter, als es bey bloßer Speculation nicht vermuthet werden dürfte, unterdrückt *).

§ 5

Aber

*) Was unter gesitteten Völkern auch nicht ganz ohne Beispiel ist, daß Eltern in der äußersten Hungersnoth ihre elgne Kinder schlachten und aufzehren; das ereignet sich unter wilden Völkern nicht gar selten. In den Voyages au Nord VI. 36. will behauptet werden, daß bey den Wilden um die Hudsonsbay dies sehr oft geschehe. „J'en ai vû un, fährt der Erzähler (*Jeremie*) fort, qui après avoir dévoré sa femme & six enfans, qu'il avoit, disoit n'avoir été attendri, qu'au dernier, qu'il avoit menagé, parcequ'il l'aimoit plus que les autres; & qu'en ouvrant la tête pour en manger la cervelle, il s'etoit senti touché du naturel, qu'un pere doit avoir pour ses enfans, & qu'il n'avoit pas eu la force de lui casser les os, pour en sucer la mouelle.

Aber die Liebe zum Leben ist doch kein unüberwindlicher Naturtrieb. Und die Umstände, unter denen sie sich verliert, geben einen zweiten Beweisgrund für den Satz, daß die Liebe zum Leben sich in die mancherley Neigungen zu ergötzenden Dingen und Zuständen auflöse; und darauf sich gründe, daß der Begriff vom Leben mehr angenehme als unangenehme Gefühle rege macht. Denn so bald es mit dem letztern sich ändert, so bald in einem Menschen die Vorstellung sich festgesetzt und die Oberhand gewonnen hat, daß sein gegenwärtiges und ferner zu erwartendes Leben keine Freuden mehr enthalte; so bald der Ehrliebende seine Ehre unwiederbringlich verlohren, der Geizhals sich verarmt, der Sinnliche, statt seiner gewohnten Ergötzungen, Mangel und Arbeit vor sich sieht: so ist das Leben — so lange diese Vorstellungen dauern — nicht mehr ein Gegenstand der Lust und des Verlangens, sondern des Abscheues.

Daß unter ganz verschiedenen äußerlichen Umständen diese Veränderung mit dem Trieb zum Leben sich ereignet; daß er bey dem einen Menschen so viel länger aushält, als bey dem andern: thut nichts zur Sache. Denn es kömmt ja bey der Zufriedenheit weit weniger auf die äußerlichen Umstände an, als auf die Vorstellungen und Gesinnungen.

Es ist also die Liebe zum Leben gar nicht einerley mit der Liebe zum Daseyn überhaupt. Und aus allem dem, was die Beobachtung über die erstere lehret, läßt sich nicht schließen, daß jedwede Art des Daseyns dem Menschen lieber sey, als Nichtseyn.

Aber

Aber es könnte vielleicht scheinen, daß außer dem bisher erwogenen Grunde, eine gewisse Liebe der Seele zu ihrem Körper auch noch als Ursache der Neigung zum Leben angesehen werden müsse.

Die Bande, durch die Seele und Leib mit einander verknüpft sind, liegen freylich in einer für uns undurchdringlichen Dunkelheit. Unterdessen läßt sich die Liebe der erstern zum letztern, so wie sie sich in der Erfahrung zeigt, ohne Annehmung geheimer Ursachen hinlänglich begreifen. Quelle und Werkzeug ihrer Empfindungen und Thätigkeiten, durch das Selbstgefühl so sehr mit ihr vereinigt, kann er ihr nicht gleichgültig seyn, so lange dies Leben selbst es nicht ist. So bald es aber der Mensch durch seine Vorstellungskraft dahin bringt, daß er sein Daseyn, unabhängig vom Körper, und als besser noch nach dieser Trennung, sich denkt: so fällt die Liebe zum Körper leicht weg.

Wenn der verliebte Schwärmer sich wünscht, das Weilchen zu seyn, das seine Schöne pflückt und an ihren Busen steckt, oder der Zephyr, der ihn küsst — in diesem träumerischen Augenblicke ist ihm sein Körper kein Gut mehr. Und wie vielen andern Schwärmern und Nichtschwärmern hat derselbe nicht oft Kerker und Quelle alles Uebels geschienen?

Unter wilden Völkern ist es nicht ungewöhnlich, daß alte abgelebte Leute, die weder mehr auf die Jagd, noch in den Krieg mitziehen können, und also wenig Freuden mehr zu hoffen, hingegen vor Hunger und feindlichen Martern sehr sich zu fürchten haben, es von ihren Verwandten, von ihrem liebsten Kinde, als einen Liebesdienst sich es ausbitten, daß sie ihnen das Leben nehmen.

Sie

Sie haben freylich auch die Hoffnung eines nach dem Tode ihnen bevorstehenden bessern Lebens *).

Auf die Vorstellungen von dem, was nach diesem Leben dem Menschen bevorsteht, kömmt überhaupt bey der Liebe zum Leben sehr vieles an. Wie sie dieses Leben geringschäßig machen können: so können sie auch bewirken, daß ein Mensch vor dem Tode sich fürchtet, ob er gleich das Leben nicht mehr liebt.

Wer an kein anderes Leben glaubt, hat den Tod nicht als ein positives Uebel, oder als den Uebergang zu unangenehmern Zuständen zu fürchten; desto mehr aber als ein Uebel der Beraubung. Für Lasterhafte kann dieser Unglaube, im Ganzen betrachtet, Wohlthat seyn. Ob er sie muthiger machen werde, ihr Leben zu wagen für gemeinnützige Absichten; bleibt im Allgemeinen noch zweifelhaft. Gute Menschen müßten in einem sehr hohen, bey dieser Voraussetzung schwer zu begreifenden Grade gut seyn; wenn er sie nicht zaghafter vor dem Tode machen sollte.

Der Spruch eines alten Philosophen ist bekannt und gegründet; daß man sich vor dem Sterben fürchten könne, wenn gleich todt zu seyn einem nicht schrecklich ist.

In mehr als einer Rücksicht kann es also freylich Stärke des Geistes beweisen, wenn einer den Tod nicht fürchtet, und dem Leben freywillig, oder doch mit ruhiger und standhafter Seele entsagt.

Es

*) S. z. B. Voyages au Nord l. c. Steller von den Kamtschadalen S. 293. f.

Es giebt eine niederträchtige, höchstniederträchtige Liebe zum Leben *).

Summum crede nefas, animam praeferre
pudori,
Et propter vitam vivendi perdere causas.

Aber es ist eben so gewiß, daß Menschen aus Kleinmüthigkeit und Schwäche des Geistes vor dem Leben fliehen; im Tode Ruhe suchen vor der Arbeit, die ihnen zu beschwerlich, vor den Pflichten, die ihnen zu groß sind; oder weil sie ihrem Leben keinen Werth durch innere Kraft zu geben wissen.

Unter den vielen auf diese Triebe sich beziehenden Erscheinungen können einige im Widerspruche mit einander zu seyn scheinen. Menschen, die unzählige male in ihren besten Jahren dem Tode muthig entgegen giengen, keine Gefahr scheuten, Helden, lassen sich in ihrem Alter die Furcht vor dem Tode niederschlagen und zu demüthigen Bitten bewegen **).

Der gemeinere Character der Wilden, sonderlich der Negern ist es, zaghaft vor dem Feinde zu seyn, und
bey

*) Eine solche Liebe zum Leben rechnet Plutarch dem Perseus zum größten Schandfleck seines Characters an, zu einem größern, als selbst sein schändlicher Geiz nicht war. (*Aemil. Paul.*) Diese beyden schändlichen Eigenschaften stehen in einer natürlichen Verbindung mit einander.

**) S. z. B. vom Almagro *Robertson Hist. of America* I. 208.

bey andern Gelegenheiten den Tod zu verachten. Die Kamschadalen sollen noch dazu diejenigen schelten und verachten, die dem Tode nahe gewesen sind, z. B. in Wassergefahr, und sich wieder gerettet haben.

Es lassen sich jedoch diese anscheinende Widersprüche leicht erklären. Erstlich sind die Begriffe von Tod und Leben so wandelbar, ihr Furchterliches und Reizendes hängt so sehr von Nebenideen und von Umständen ab, die sich gar leicht verändern können. Sodann hängen auch Muth und Furchtlosigkeit so sehr vom Gefühl der Kräfte, und also auch vom Alter ab. Es kostet weniger Ueberwindung, sein Leben in den Jahren der Kraft und der Hoffnung zu wagen, um sein Glück zu machen; als es im Besitz des Glückes dahin zu geben für nichts, und ohne frohe Aussicht in ein anderes. Und eine Todesart, die man sich selbst wählt, und bestimmt denken kann, einer ungewissen oder mit Schande verknüpften vorzuziehen, ist an sich eben so sehr natürlich.

§. 118.

Vom Triebe zur Freyheit.

Wenn man nach einigen Erscheinungen und Aussprüchen urtheilen wollte: so müßte man glauben, daß dem Menschen nichts über die Freyheit gehe, daß diese ihm so lieb, wo nicht noch lieber sey, als das Leben. Allein bey genauerer Untersuchung verliert sich vieles von diesem ersten Anscheine.

Zwar ist es ganz gewiß und begreiflich, daß nach seinem eigenen Willen handeln können, unabhängig von Vorschriften und Gesetzen anderer, dem Menschen mehrertheils

rentheils sehr lieb ist. Aber wie kann er dieser Freyheit und Unabhängigkeit theilhaftig werden? Anders nicht, als wenn er aller menschlichen Gesellschaft entsagt.

Und von dieser Glückseligkeit, diesem höchsten Wunsche des Geistes, so ganz sein eigener Herr zu seyn, frey, nur sich selbst zu leben — wird zwar oft lebhaft geschrieben und gesprochen. Aber die Beyspiele, daß einer seinem reichen Einkommen und andern von der Gesellschaft abhängigen Vortheilen entsagt, um dieser Freyheit theilhaftig zu werden, fehlen noch. Ein unerfahrer Jüngling läßt sich wohl bisweilen von diesen Ideen einige Jahre herumtreiben. Aber bald wird er der Sache überdrüssig und wünscht, wie andere Menschen, irgendwo fest und gebunden zu seyn.

Der Mensch, der ganz frey zu seyn begehrt, sträubt sich gegen die Natur vielmehr, als daß er einem wahren Naturtriebe folgte.

Aber die Freyheit ist ein so reicher, und zugleich auch so ideallscher Schatz, daß man nicht nur wirklich vieles weggeben und noch vieles übrig behalten, sondern daß man sich auch leicht einbilden kann, mehr davon zu besitzen, als man nicht hat.

Wie mancher gehorcht nicht in und außer seinem Hause, der überall Herr zu seyn glaubt? Wie eingebildet ist nicht die Freyheit, um welcher willen sich die Bürger mancher Staatsverfassung so glücklich schätzen? Mancher dünkt sich stark genug, in jedem Verhältnisse seinen Willen zu behaupten und zum herrschenden zu machen; wie Diogenes, der, als er zum Sklaven verkauft wurde, ankündigte, daß er für den sich schicke, der einen Herrn nöthig habe.

Aber

Aber wirklich kann man von seiner Freyheit viel weggeben; und das, warum es einem eigentlich oder am meisten zu thun ist, sicher stellen. Es kommt darauf an, welche Neigungen im Gemütthe herrschen, und uneingeschränkt seyn wollen. Daher läßt sich so geschwind nicht sagen, wie stark der Trieb zur Freyheit in einem Menschen sey; wenn man sieht, daß er irgend eine Art von Einschränkung sich gefallen läßt. Der entsagt gern aller Freyheit im Denken und Schreiben.

Wenn aber die Einfuhr fremder Weine, Speisen und Kleidungsstücke eingeschränkt wird: so empört sich das Gefühl der ursprünglichen Rechte der Menschheit eben so gewaltig in ihm, als im Denker, wenn man ihm vorschreiben will, was er glauben und lehren soll. Beide schätzen vielleicht die Freyheit gleich hoch; aber in ganz verschiedenen Stücken. Der gemeine Soldat scheint wegen der Abhängigkeit, in der er lebt, bedauernswürdig; und doch ist nichts gewissers, als daß viele diesen Stand wählen, um freyer ihren Neigungen nachhängen zu dürfen, und aus diesem Grunde nicht gern mit einem andern ihn vertauschen. Edler wählen manche den Stand eines Schullehrers oder einen noch beschwerlichern; um nur ihr Gewissen frey zu erhalten vom Zwange, zweifelhafte Meinungen für gewisse und höchstwichtige Wahrheiten anzunehmen und auszugeben.

Aus eben dieser Betrachtung erhellet, daß der Trieb zur Freyheit sowohl zu den unedlen, als zu den edlen Trieben gezählt werden könne; je nachdem er sich nämlich bey der einen oder der andern Gattung von Neigung äußert.

Die Liebe zur Freyheit ist bey dem Wilden, ob er sie gleich in der Hitze der Leidenschaft, leichtsinnig wie ein Kind, aufs Spiel setzt (S. 116), stärker, als bey gesitteten Menschen. Und muß es seyn; weil er, wie das Kind, die Nothwendigkeit und den Nutzen der Abhängigkeit nicht einsieht; und freylich auch bey seinen wenigen Bedürfnissen sich selbst eher genug seyn kann. Häufig genug wollte man auch mit ihm von Extrem zu Extrem eilen; da war seine bis zur Verzweiflung gehende Widersetzlichkeit um so viel weniger zu verwundern.

Aber wie biegsam der Trieb zur Freyheit ist, wenn man ihn allmählig umlenket; dies lehren die vielen Einschränkungen und Unterordnungen der mancherley großen und kleinen Gesellschaften. Und wie schwach sind nicht bisweilen die Ketten, durch die Menschen sich fesseln lassen; wie gering der Preis, um den sie selbige tragen? Aber freylich führt denn oft die Untersuchung auf das Obige zurück: der eine hat seine Freyheit, oder glaubt sie zu haben, wo der andere sie nicht sucht.

Alle bisherige Betrachtungen zusammengenommen; muß man also den Trieb zur Freyheit vielmehr als eine Eigenschaft eines jedweden Triebes, dem äußerlich Widerstand geschehen kann, als für einen eignen Trieb des Willens ansehen.

Und wenn wirklich der vollkommene Weise, wie der Stoiker ihn sich dachte, alles, was zu seiner Glückseligkeit gehöret, völlig in seiner Gewalt hätte: so würde die Liebe zur Freyheit, nämlich zu der äußerlichen Freyheit,

heit, von welcher hier die Rede ist, bey ihm ganz wegfallen. Es müßte ihm gleichgültig seyn, ob er Sklav oder König seyn soll; wenigstens in Absicht auf sich selbst. Denn um anderer willen könnte er vielleicht begehren, mehr Gewalt außer sich zu haben. Und dennoch — was kann er mehr mit ihnen vornehmen wollen, als zur Weisheit sie anführen? Und kann er dies nicht auch als Epiktet?

Kapitel V.

Vom Trieb, sich selbst zu quälen und die Vorstellungen von seinen Unglücksfällen in sich zu unterhalten; nebst einigen Schlußbetrachtungen über die Verhältnisse der natürlichen Willenstriebe unter einander.

§. 119.

Ob der Mensch je Begierde nach Schmerz haben könne, und Neigung sich selbst zu quälen.

Bey allen bisher untersuchten Neigungen hat sich die Empfindung oder Vorstellung des Angenehmen und Unangenehmen, als mittelbare oder unmittelbare Triebfeder allemal sehr bald entdeckt. Wie es schon, vermöge der Begriffe, gleich anfangs zum Grundgesetz des Willens hat angenommen werden können, daß wir begehren, was unmittelbarer oder mittelbarer Weise Vergnügen giebt, und

ver.

verabscheuen, was Mißvergnügen verursacht, oder des Vergnügens uns beraubt: (§. 7.) Also können, nach den bisherigen Untersuchungen, alle Neigungen und Triebe als zusammen begriffen in dem Triebe zum Vergnügen angesehen werden; nämlich unter den beyderley Anreizungen sowohl der Sympathie, als des Selbstgefühls.

Dennoch giebt es Philosophen, die da behaupten, daß, wenn wir die menschliche Natur aufmerksam untersuchen, wir viele und mancherley Triebe zu Handlungen in ihr wahrnehmen, die vom Vergnügen oder Mißvergnügen gänzlich unabhängig sind. Dies soll hauptsächlich aus der Leidenschaft des Kummers erhellen; als der es, wenn sie einen hohen Grad erreicht hat, eigenthümlich ist, alles zu vermeiden und zu fliehen, was nur irgend dahin zielt, Erleichterung oder Trost zu geben. Hiebey soll es sich zeigen, daß der Mensch Begierde nach Schmerz haben könne, Neigung, sich selbst elend zu machen *).

Was für weitere Folgerungen diese Philosophen hiebey auch zur Absicht haben mögen: so kann ihnen immer mit Recht widersprochen und behauptet werden, daß sie die Erfahrungen nicht sorgfältig untersucht, oder we-

G g 2

nig

*) S. Home's Versuch über die Neigung der Menschen sich mit unglücklichen Gegenständen zu beschäftigen, in den Versuchen über die ersten Gründe der Sittlichkeit 2c.

nigstens ihren Grundsatz nicht richtig ausgedrückt haben.

Nichts ist gewisser, als daß der Mensch diesem und jenem Vergnügen mit Wissen und Willen sich entziehen, und diesem oder jenem Schmerz sich preis geben, ihn sich verursachen, ihn nähren und befördern könne. Aber ob es nicht um eines andern ihn stärker reizenden Vergnügens willen ist, das er auf diese Weise erlangt oder zu erlangen hoffet; oder um eines ihm fürchterlichen Schmerzens willen, dem er nur auf diese Weise entgehen zu können glaubt, daß er so handelt? dies ist allemal die Frage.

Und in sehr vielen Fällen ist es gleich von selbst offenbar, oder durch vorhergehende Untersuchungen schon hinlänglich erwiesen worden, daß sich die Sache so verhält. Wenn der Rachsüchtige ins sichtbare Verderben sich stürzt, nur um seine Rachgierde zu befriedigen: was anders treibt ihn dazu an, als die Pein, die er empfindet, bey der Vorstellung, beschimpft, verachtet, verächtlich zu seyn, und das Vergnügen, das die Vorstellung seines gedemüthigten, ihm unterliegenden, oder doch nicht mehr über ihn triumphirenden Feindes ihm giebt, und welches er ganz genießen will? Wenn der Geiz, wenn die Ruhmsucht gegen so manches Vergnügen gleichgültig macht, so manche Beschwerden und Mühseligkeiten übernimmt; nichts weniger als unabhängig vom Verlangen nach Vergnügen wirken sie alsdann, diese Leidenschaften. Die Vorstellung des größern Uebels oder des größern Vergnügens, ist immer Triebfeder, durch Vorempfin-

dun-

dungen der Furcht oder der Hoffnung. Eben also bey den Aufopferungen und freywilligen Martern des religiösen und des verliebten Schwärmers.

Wo es noch mit dem meisten Scheine gesagt werden kann, daß, ohne Rücksicht auf etwas anderes, der Schmerz für den menschlichen Geist anziehend, und Unlust zugleich Lust seyn könne, wenn sich so etwas nur irgend sagen lästet: das ist freylich in dem hier gleich anfänglich bemerkten Falle, wann Menschen die Vorstellungen von ihren erlittenen Unglücksfällen, oder andern ausgestandenen Leiden vorsehlich in sich unterhalten und erneuern, ihren Kummer nähren, und diejenigen, die sie davon befreyen wollen, so unfreundlich ansehen, als ob sie die Absicht hätten, ihnen das größte Gut zu entziehen. Aber man braucht doch auch hiebey nicht viele Mühe anzuwenden, um jene anscheinende Widersprüche zu heben, und dieses Betragen auf die gemeinen Grundgesetze des menschlichen Willens zurückzuführen. Einiges ist hierüber schon oben (§. 49) bemerkt worden. Die vollständige und auf alle Fälle genugthuende Erklärung muß auf mehrere Ursachen Rücksicht nehmen.

Bisweilen kann die Ursache bey dieser Neigung, Anlässe zur Traurigkeit in sich zu unterhalten, wenn auch nicht in einer völlig richtigen Denkart, doch in edlen Absichten sich finden; in der Meynung, daß es Pflicht sey, in der Absicht, durch die Größe und Dauer der Traurigkeit dem Gegenstande, um den man trauert, die verdiente Ehre zu beweisen, zu erkennen zu geben, daß

man seinen Werth gehörig empfinde und zu schätzen wisse; oder für die begangenen Fehler, für die nicht immer unschuldigen Freuden des vorigen Lebens dadurch zu büßen; oder in dieser Eingezogenheit und Stille des Trauerns, unter diesen lebhaften Erinnerungen und Gefühlen der Vergänglichkeit irdischer Güter und Freuden, durch ernste Betrachtungen an der Veredlung seiner Gesinnungen und Triebe desto kräftiger zu arbeiten.

Wohl aber können auch weniger edle und erhabene Antriebe bey dieser Neigung zum Grunde liegen. Viel ausgestanden, vieles erfahren zu haben, giebt allemal ein gewisses Ansehn und Gewicht. Wir erregen Aufmerksamkeit auf uns, indem wir mit Erzählungen, die gleichwohl uns Thränen und Seufzer kosten, andere unterhalten. Sie werden oft zum Mitleiden und zur Liebe gegen uns bewegt. Etwas zu scheinen, Aufmerksamkeit, Liebe zu erregen; dies sind Vortheile, für welche Menschen leicht noch viel mehr thun. Wenn etwa noch gar die Vorstellung, sey es mit Grund der Wahrheit, oder nur nach der Einbildung, hinzukommt, daß man nicht nur ohne seine Schuld, sondern wohl gar um des Guten willen beneidet, verfolgt, gelitten habe: so daß die Geschichte unserer Leiden die Geschichte unserer Verdienste, und der Schandthaten derer ist, die wir hassen: was Wunder denn, wenn das Andenken derselben überwiegend angenehm, wenn es geflissentlich unterhalten und gern erneuert wird? So trug Columbus die Fesseln, in denen man ihn aus dem von ihm entdeckten Welttheile als einen Missethäter zurück geschickt hatte, nachher immer an sich, wohin er gieng; sie hiengen in seinem Zimmer,
und

und er wollte mit ihnen begraben seyn *). Angenehme Erinnerungen von anderer Art können gleichfalls Ursache seyn, daß das Andenken, welches Thränen auspreßt, dennoch Reize für die Seele hat, um welcher willen sie sich ihm gern überläßt. Es giebt Zeitpunkte und Stimmungen der Seele, wo das Ueberdenken des vordem gehaltenen seligen Zustandes nicht den Kummer über das Gegenwärtige zur Verzweiflung bringt, sondern durchs Gefühl, glücklich seyn zu können, durch Ahndungen, ob wir es vielleicht wieder seyn werden, innerlich stärkt. Die Ursache kann auch bisweilen ganz natürlich und einfach die seyn, daß es schwer ist, lebhaft empfindungen in sich zu verschließen, und Klagen daher doch immer Erleichterung für den sind, dessen Geist einmal von traurigen Vorstellungen, mag es seyn gegen die Gesetze der Vernunft, erfüllt ist.

§. 120.

Ob die angenehme oder unangenehme Empfindung die eigentliche Triebfeder des Willens sey?

Sowohl die Ausführlichkeit, mit welcher einige der berühmtesten Philosophen diese Frage untersucht haben, als auch die Beziehung, die sie auf einige sehr wichtige Zwecke zu haben scheinen kann, machen es mir zur Pflicht, sie nicht unbeachtet zu lassen, ob ich gleich keine erhebliche Folgerungen dabey absehen kann.

*) S. Robertson Hist. of America, I. 158.

Ein alter griechischer Philosoph, Hieronymus der Peripatetiker, hat gelehrt, daß das eigentliche letzte Ziel des menschlichen Willens die Befreyung vom Schmerz sey *). Und dies könnte denn wol auch so viel heißen, daß die unangenehme Empfindung die eigentliche Triebfeder des menschlichen Willens sey. Locke **) aber hat dies ausdrücklich gesagt, und mit vielen Gründen zu beweisen gesucht, und eben hieben Ursache zu finden geglaubt, den gemeinen Grundsatz zu bestreiten, daß das größte Gute, wenn es der Mensch dafür erkenne, Beweggrund zu Entschliefungen und Handlungen sey. Sein Hauptgrund ist, daß, wenn wir aus Begierde zum Guten handelten, diese Begierde so stark seyn müsse, daß unser gegenwärtiger Zustand uns dadurch beschwerlich, unbehaglich wird. Noch weitläufiger, als Locke seinen Satz ausführt, hat Search ihn bestritten †); und fast auf die andere Seite hin die Sache getrieben, daß Wohlgefallen, Zufriedenheit (Satisfaction) der einzige eigentliche Beweggrund des Willens sey.

Die Untersuchung kann wichtig scheinen; erstlich in Beziehung auf die Rechtfertigung des Schöpfers wegen des Daseyns der unangenehmen Empfindungen. Sind sie die einzigen wahren Triebfedern des Willens, würden wir ohne sie gar nicht thätig seyn: so können sie im allgemeinen wenigstens kein Uebel in der Schöpfung, kein Fehler zu seyn scheinen.

Her.

*) S. Cicero fin. II. cap. 3. 6.

**) Locke B. II, ch. XXI. §. 29. seqq.

†) Search Licht der Natur, Th. I. Kap. VI.

Hernach kann auch diese Untersuchung etwas beizutragen scheinen zur genauern Bestimmung der Fragen, ob und wie weit es nöthig und gut sey, die Menschen durch Furcht vor Gott und Menschen, oder möglich und rathsam, bloß durch Empfindungen der Liebe und durch Hoffnungen sie zu regieren?

Allein wenn man in den Grund aller dieser Untersuchungen tiefer eingeht: so findet sich, daß die erste, mit der wir es hier eigentlich zu thun haben, und so weit wir sie hier zu beachten haben, Subtilitäten betrifft, von deren Behauptung jene andern Untersuchungen nicht brauchen abhängig gemacht zu werden. Wenn der Schmerz auch nicht die einzige unmittelbare Triebfeder zur Thätigkeit ist: so kann er doch dadurch, daß er es oft ist, noch immer nützlich seyn. Und so bleibt es auch noch immer, nach der Theorie wie nach der Erfahrung, gewiß, daß durch Lustgefühle und Hoffnungen der Mensch nicht allein sich treiben lasse; wenn man gleich behaupten darf, daß er unmittelbar dadurch angetrieben werden könne.

Ich überlasse es denen, die Lust dazu haben, die gewiß unterhaltenden und scharfsinnigen Gedanken der beyden englischen Philosophen in ihren eigenen Schriften nachzulesen; und begnüge mich hier nur, diejenigen Sätze anzuzeigen, die die streitenden Partheyen entweder ausdrücklich eingestehen, oder durch ihre Gründe doch unangefochten lassen; und an denen uns sowohl zur Behauptung unserer bisherigen Grundsätze, als auch um anderer Absichten willen, gelegen seyn muß.

1) Es wirkt nichts auf den Willen, als was gegenwärtig in der Seele ist; weder angenehmes noch unangenehmes.

2) Vorstellungen und Urtheile des Verstandes wirken auch alsdann erst auf den Willen, wenn sie in Gefühle, und zwar überwiegend lebhaftere Gefühle übergehen.

3) Darum kann freylich, wie Locke bemerkt, bey einem ganz kleinen Maaße von Vergnügen, aber frey von unangenehmer Empfindung, ein Mensch völlig zufrieden seyn, und keinen Schritt thun, um das größere Vergnügen zu erlangen, gegen dessen Möglichkeit er nichts einzuwenden hat. Aber sind alsdann wohl auch die Vorstellungen von diesem größern Gute, diesem Vergnügen in ihm lebhaft genug; die Ueberzeugung, daß es zu erlangen ist, fest genug? Nicht die Vorstellung von der Mühe, es zu erlangen, die lebhaftere?

4) Wenn wir aus Verlangen nach einem Gute uns entschließen; so muß uns freylich der gegenwärtige Zustand nicht vergleichungsweise angenehmer seyn. Aber er braucht uns weder an sich unangenehm zu seyn; noch ist es nöthig, daß er es uns durch die Vergleichung werde. Ohne diese Vergleichung anzustellen, ohne an das Gegenwärtige mehr zu denken, können wir, vom Reiz des Angenehmen angezogen, angespornt werden. Wir würden den Mißvergnügen empfinden, wenn wir bey einem solchen Reiz und Antrieb aufgehalten würden, und verweilen sollten. Aber um wirksam gemacht zu werden,
brauch-

brauchten wir dieses Mißvergnügen nicht erst zu empfinden. Ohne das Unangenehme des Hungers oder der Enthaltſamkeit zu empfinden, nur um des Vergnügens, das ſie ſich vorſtellen, theilhaftig zu werden, entſchließen nur allzuleicht die Menſchen ſich zum Eſſen und Trinken.

5) Im vollen Gefühl der Luſt und der Erwartung eines noch größeren Grades derſelben, läſſet ſich der Menſch durch Vorſtellungen darauf folgender Uebel eben ſowohl oft nicht abhalten; als durch Verheißung anderer, ein anderes mal auch ihm größer ſcheinender Güter. Der Räuber ſieht ſich ſchon entdeckt, ſieht vielleicht ſchon das Schwert gegen ihn gezogen; und läßt doch den Raub nicht fahren, will ihn noch vollenden. So der Rachluſtige; der Wilde, der ſeiner Feinde bey allen ihren Martern noch ſpottet. Und um ein edleres Beyſpiel dazu zu ſetzen; der fromme Märtyrer duldet nicht nur, er bekennt, lobpreißt, vollendet ſeinen Lauf; denn die Krone der Herrlichkeit, die auf ihn wartet, ſieht er am Ziel; er ſieht den Himmel über ihn geöfnet. Allemal also entſcheidet die ſtärkere Empfindung; ſey es Luſt oder Unluſt.

6) Es gehört ohne Zweifel zu den Unterſchieden der Gemüther, öfter und leichter durch Vorſtellungen des Guten oder durch Vorſtellungen des Uebels angetrieben zu werden. Die Unterſuchungen über die Gründe jener Verſchiedenheiten im Temperamente, Alter, Geſchlechte, der Erziehung u. ſ. w. müſſen dies weiter aufklären. Daß aber beyderley Antriebe bey dem Menſchen urſprünglich natürlich

türllich seyn; lehret die Beobachtung der rohesten Völker und der kleinsten Kinder. Jene werden zwar in ihrer Religion mehr durch Beweggründe der Furcht als der Liebe getrieben; aber sonst folgen sie doch auch sehr oft dem Reize des Angenehmen, zu Spielen und andern gesellschaftlichen Vergnügungen. Und das Kind sieht und greift nach angenehmen Gegenständen, wie es vor unangenehmen sich zurückzieht, bey den ersten Regungen seines Willens.

§. 121.

Einige Schlussfolgen aus den Untersuchungen dieses ersten Theiles.

In diesem allgemeinen Grunde, dem Verlangen nach Lust und Zufriedenheit, kommen also wirklich, nach allen Untersuchungen, alle Neigungen und Triebe des Willens zusammen; mittelst desselben kann man ihnen allen beykommen, und die einen durch die andern regieren; ob sie gleich aus sehr verschiedenen Gründen entspringen, und auf die verschiedensten Gegenstände sich beziehen.

Die Veränderlichkeit der Vorstellungen, von welchen der Wille abhängt, sowohl was ihre Beurtheilung im Verstande, als ihre Belebung in der Einbildungskraft anbelangt, ist so groß, daß sich, den Menschen überhaupt betrachtet, keiner der dieser allgemeinen Absicht untergeordneten Triebe namhaft machen läßt, der nicht die andern überwinden oder von ihnen überwunden wer-

werden könnte. Die Geschichte der Kinderliebe, Elterliebe, Vaterlandsliebe, der Ehrliche, der Religion, der Liebe zum Leben, zum Spiele, zur Wissenschaft, beweiset beydes zur Genüge.

Vermöge jenes gemeinschaftlichen Grundes, aus dem sie entspringen, oder, wenn man lieber will, vermöge des gemeinschaftlichen Zweckes, nach dem sie alle hingerichtet sind, und der manchsaltigen Beziehungen der Dinge in der Welt und unserer Handlungen, haben die Neigungen auch natürlicher Weise eine solche Gemeinschaft unter sich, und einen solchen Einfluß auf einander, daß das Wirken eines einzigen Triebes ohne alle mittelbare oder unmittelbare Mitwirkung der übrigen bezweifelt werden müßte; wenn auch nicht die Erfahrung, so oft als ein Mensch sich genauer untersucht, das Gegentheil jedesmal zur Genüge offenbar machte.

Diese Bemerkung ist oft genug dazu angewandt worden, den Werth edler, uneigennützig scheinender Handlungen, wegen der vermuthlich wenigstens mitwirkenden unedlern, eigennützigem Triebfedern herabzusetzen. Wenn man ihr aber, unter Anleitung der Erfahrung, unparteyisch und genau nachgeht: so wird sie gewiß auch oftmals Anlaß geben, sich zu überzeugen, daß die Beweggründe des menschlichen Willens im Grunde nicht immer so verächtlich und unedel sind, als sie nach den Collisionen und anderen äußerlichen Verhältnissen der Handlungen es scheinen, ja bisweilen selbst nach den ersten unvollständigen Erklärungen und Geständnissen der Handelnden scheinen mußten.

Ueber.

Ueberhaupt wird bey der vollständign Erwägung des ganzen Systems der menschlichen Neigungen und ihrer Gründe, das Urtheil über den Menschen doch immer das am wenigsten einseitige scheinen, daß er nicht sowohl im Grunde seines Willens ein bösesartiges oder verächtliches, als ein schwaches, durch Irrthum sich täuschendes Geschöpfe sey; welches, so bald es aus der Sphäre der Instincte und der instinctmäßigen Gewohnheitstriebe heraus ist, nur durch einen seinen Empfindungen und Verhältnissen entsprechenden Grad richtiger Erkenntniß innerlich gut, liebenswürdig und glücklich gemacht werden kann.

Ende des ersten Theils.

Verzeichniß der in der Ostermesse 1779 im
Verlage der Meyerschen Buchhandlung zu
Lemgo fertig gewordenen Schriften.

von **B**essel, F. W. Entwurf eines Militair-Felds-
reglements, mit Kupfern, gr. 8.

(In Kommission).

Bibliothek, auserlesene, der neuesten deutschen Litter-
atur, 15ter B. gr. 8.

Bostells, Fr. von, Abhandlung von den präokkupatori-
schen Vorstellungen bey dem Kammergericht, 8.

Feder, J. G. H. Versuch über den menschlichen Willen,
Iter Theil, gr. 8.

Hismann, Michael, Magazin der Philosophie und ihrer
Geschichte, aus den Jahrbüchern der Akademien,
2ter Band, 8.

Kämpfers, Engelbert, Geschichte und Beschreibung von
Japan, aus den Originalhandschriften des Ver-
fassers herausgegeben von Chr. Wilh. Dohm,
2ter und letzter Band, mit 27 Kupfern, gr. 4.

(Gegen eine halbe Pistole Nachschuß).

Nachrichten zu dem Leben des Franz Petrarca, aus sei-
nen Werken, 3ten und letzten Bandes 2te Ab-
theil, gr. 8.

Plutarch

Plutarch von der Erziehung der Kinder, aus dem Griechischen übersetzt von Chr. Wilh. Kindeleben, 8.

Polybs Geschichte, aus dem Griechischen übersetzt, und mit Anmerkungen, wie auch Auszügen aus den Werken der Herren von Folard und Guisard, über die Kriegskunst der Alten begleitet, von D. C. Seybold, 1ter und 2ter Band, gr. 8.

Seckers, Thomas, Predigten über verschiedene Gegenstände, 6ter Band, gr. 8.

von Selchow, J. H. Chr. Magazin für die teutschen Rechte und Geschichte, 1ter Band, gr. 8.

Unterricht, kurzer, für diejenigen, die Taback pflanzen wollen, 8.

Druckfehler zu des Hrn. Professor Feders Untersuchungen über den menschlichen Willen.

S. 6 Z. 17 ihrem lies ihren. S. 8 Z. 10 L. Sonders
barheiten. Z. 18 Japaneser L. Javaneser. S. 38 Z. 15 der
I. die. S. 37 Z. 2 von unten L. öftesten. S. 43 Z. 15 der
I. die. S. 55 Z. 3 von unten, wodurch L. wo doch. S. 64
Z. 20 nach der Hand L. nach der Zeit. S. 76 Z. 6 andern L.
an denen. S. 78 ist ein Absatz, wo keiner seyn sollte; derselbe
Fehler ist an vielen Orten; an andern ist keiner, wo einer seyn
sollte. S. 90 Z. 7 sich L. sie. S. 92 in der Note Z. 1 L.
Recherche. S. 94 Z. 2 L. Home. S. 102 Z. 9 es L. sie.
S. 110 Z. 1 L. aufmachet. S. 115 in der Note Skalmen L.
Stälmen. S. 129 Z. 17 L. Stätigkeit. S. 140 Z. 7 von
unten L. gefährlichern. S. 151 Z. 10 sollte nach Murbe kein
(,) stehen. S. 169 Z. 10 l. füllenden. S. 175 Z. 8 von
unten unserm L. seinem. S. 177 Z. 4 Eräugnisse L. Empfinds
nisse. S. 194 Z. 1 L. unnatürlich. S. 207 Z. 10 einförmig
L. gleichmäßig. Eben. in der letzten Z. L. die einen vor den an
dern. S. 217 Z. 5 L. entzündenden. S. 228 Z. 8 einigen
L. einzigen. Eben. in der vordersten Z. L. desselben. S. 232
in der Aufschrift des S. 52. L. Lügenhaftigkeit. S. 235 Z. 4
L. annehme. S. 236 Z. 21 muß nach nicht das (,) wegfals
len. S. 237 Z. 15 Beziehung L. Bezeichnung. Eben. Z. 26
L. bloß. S. 241 muß Z. 5 nach aufgeopfert nur ein (,) und
Z. 7 nach haben ein (;) stehn. S. 259 Z. 9 ist L. sey. S.
263 Z. 18 L. jener, Z. 19 diesem. S. 269 Z. 9 L. konnte.
S. 280 Z. 9 wie noch L. wie nach. S. 281 Z. 2 über die wir
und

